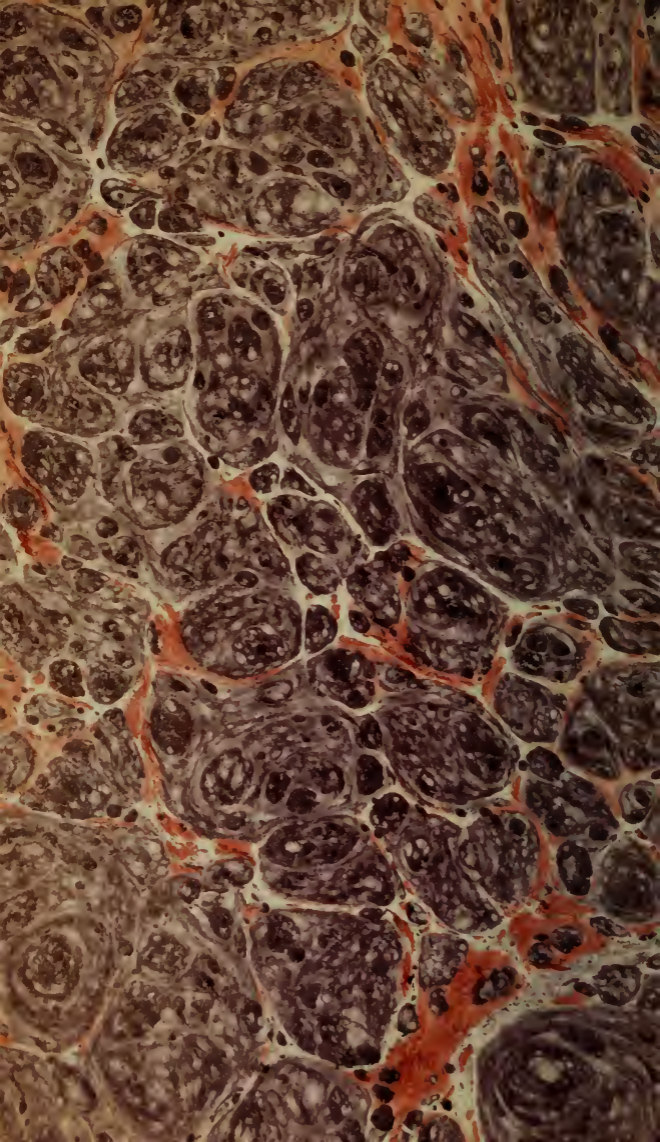
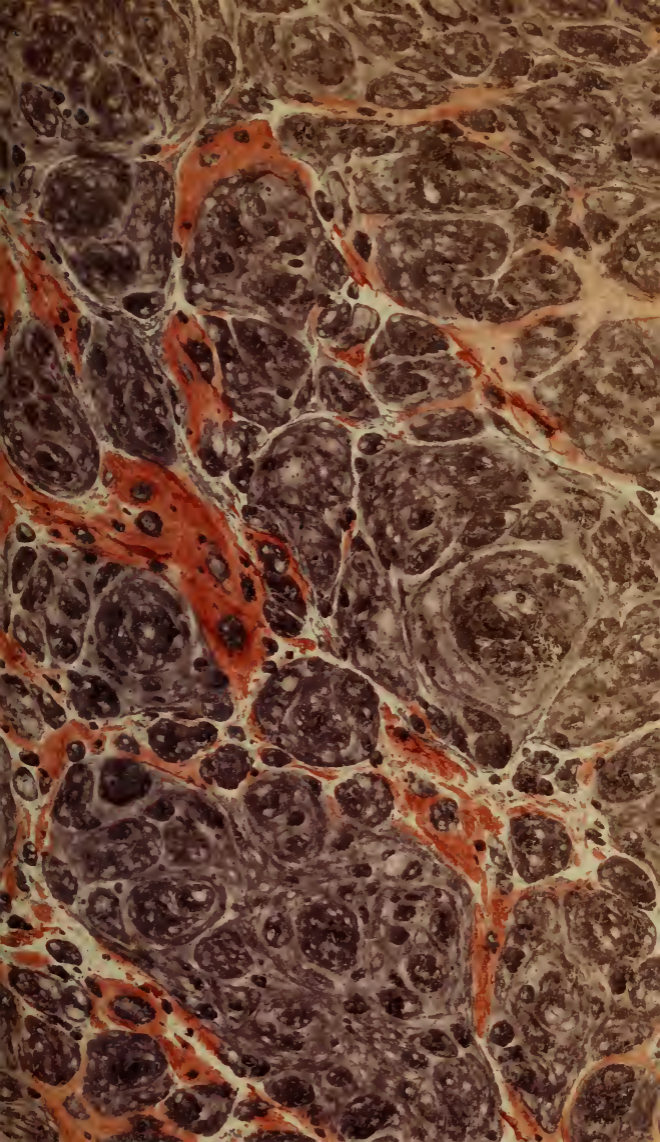



3 1761 07356000 5









Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto



Prosaische
Versuche

von

Gottlieb Conrad Pfeffel,

Mitglied der Königlich Preussischen Akademie der Künste
und der freien literarischen Gesellschaften des Ober- und
Nieder-Rheins, auch der Königlich Baierschen
Akademie der Wissenschaften.

Fünfter Theil.

Tübingen

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1811.



PT
2445
P5A16
1810
Th. 5-6

Inhalt.

	Seite
Briefe aus der französischen Schreckenspoche.	I
Walther von Geroldsef.	158
Der Findling.	169
Ewald und Lina.	178
Hesir und Jedida.	205



B r i e f e

aus der französischen Schreckensperiode.

E r s t e r B r i e f.

Dein B** lebt noch, mein lieber M**, er ist den zahllosen Gefahren, die ihn bedroheten, glücklich entgangen, und benutzt die einzige sichere Gelegenheit, die er in einem ganzen Jahre gefunden hat, um Dich von seinem Schicksal zu benachrichtigen. Ich könnte zwar den ersten Theil meiner Erzählung dem Ueberbringer meines Briefes überlassen; allein ich kenne den guten Duval, er würde gerade das wichtigste übergehen, weil er von sich selbst reden müßte. Setze ihn auf die Probe, und Du wirst bald finden, daß seine Bescheidenheit ihn eben so schätzbar macht, als seine Treue, der ich meine Rettung verdanke.

Ich hatte ihn in Geschäften in die Stadt geschickt; die Neugierde, unsern Proconsul zu sehen, trieb ihn in die — Volksgesellschaft. Hier hörte er ein paar Bösewichter mich als einen gefährlichen Royalisten schildern, und sah, wie der Wütherich sich meinen Namen aufmerkte. Duval hinterbrachte mir diese Nachricht, und beschwor mich zu fliehen. Ich weiß wohl, sagte er, daß Sie unschuldig

sind; allein eben deswegen müssen Sie fliehen. Ich begriff nur allzusehr, daß er Recht hatte; allein wie sollte ich den Auspähern entgehen, und wohin sollte ich mich wenden? Ich hatte mich stillschweigend in einen Armstuhl geworfen; Duval sah mich eine Weile an, dann trat er mir näher: mein theurer Herr, sprach er, habe ich während meiner siebenjährigen Dienste Ihnen jemals Anlaß gegeben, an meiner Treue zu zweifeln? - Nein, mein Freund, erwiderte ich. — Nun so überlassen Sie mir die Sorge Sie zu retten. — Ich ergriff ihn bey der Hand: Nimmermehr werde ich Dich mit in das Unglück ziehen, das mich bedroht; Du kennst unsre Blutgesetze. Fürchten Sie nichts, antwortete er, ich bin auf ein Mittel verfallen, das Ihnen den Weg nach der Grenze bahnen wird, ohne mich der mindesten Gefahr auszusetzen. Als ich die Ihrige erfuhr, dachte ich gleich, daß Sie in der Bestürzung sich vielleicht nicht würden zurathen wissen; ich sann lange hin und her, und blieb endlich bey einem Einsatze stehen, den ich für den besten hielt. Ich gieng in die Distriktsverwaltung und verlangte einen Paß, um mich als Musikant zur Rheinarmee zu begeben, bey der, wie Sie wissen, mein Bruder als Jägeroffizier stehet. Ich erhielt den Paß ohne Schwierigkeit, und mit diesem Passe können Sie bis an die Ufer des Rheins

fortkommen; Sie dürfen nur meine Kleidung anziehen und Ihr Clarinet zu sich stecken.

Ich fiel dem guten Menschen um den Hals; sein Vorschlag war in der That der thunlichste, den man ersinnen konnte. Ich verglich vor dem Spiegel meine Gestalt mit dem Signalement des Passes: die Farbe des Gesichtes, der Augen und der Haare, zumal wenn ich diese rund schnitt, ließen keinen auffallenden Unterschied bemerken; an Größe und Alter waren wir ohnehin einander gleich, und der Rest der Beschreibung war so unbestimmt, daß man unsre Physiognomien hätte mit einander vergleichen müssen, um sie weniger auf mich als auf ihn passend zu finden.

Doch mitten unter dieser Vergleichung erschütterte mich plötzlich der Gedanke: was wird aus deinem redlichen Diener werden, wenn du dir dieses Papier zueignest? Ich kann Deinen Paß nicht brauchen, sagte ich, indem ich ihn auf den Tisch legte; Deine Treue verblendet Dich, was willst Du ohne ihn anfangen? Auch dafür ist gesorgt, erwiderte er mit Lächeln, indem er ein anderes Papier aus der Tasche zog. Ich traf auf meinem Rückwege einen Wachtmeister an, der mit einem Rekrutentransport zu seinem Regiment zurückkehrt, das jetzt am Oberrhein kantonirt. Ich nahm Dienste, hier ist meine Capitulation. Der Mann liegt

mit seinen Leuten im nächsten Flecken; ich habe ihm versprochen, diesen Abend zu ihm zu stoßen, und morgen marschiren wir weiter.

Izt brach mir das Herz; ich warf mich dem edlen Menschen um den Hals; meine Thränen vermischten sich mit den seinigen. O mein einziger Freund! rief ich, wie kann ich Deine Treue vergelten? Durch eine schleunige Flucht, antwortete er. Hurtig, hurtig, Sie haben keinen Augenblick zu versäumen. Ich besann mich nicht länger; ich füllte meine Jägertasche mit etwas Wäsche und andern kleinen Nothwendigkeiten; Duval beschneid mir die Haare, und gab mir seine im Vasse beschriebene Kleidung. Ich habe dem Wachtmeister gesagt, fügte er hinzu, daß ich zu Hause meinen Ueberrock holen wolle; mein veränderter Anzug wird also keinen Argwohn bey ihm erwecken.

Mit nassen Augen und laut klopfendem Herzen vollendete ich meine Verkleidung. Ich langte aus meinem Schreibtisch alle meine Baarschaft hervor; sie bestand aus etwa zweyhundert Louisd'or in Gold und einer ungefähr gleichen Summe in Assignaten. Ich wollte meinen Reichthum mit dem guten Duval theilen. Sie brauchen das Geld nöthiger als ich, antwortete er, und nur nach einem langen Streite zwischen Großmuth und Dankbarkeit konnte ich ihn bewegen, zehn Louisd'or anzunehmen.

Er nähte mir mein Geld in meine Kleider, und bezeichnete mir den Weg, den ich nehmen sollte, um dem Wachtmeister mit seinen Meßruten auszuweichen. Wir hielten zusammen ein kleines Abschiedsmahl; unsre Thränen rieselten in die Becher, die wir auf ewige Freundschaft und glückliches Wiedersehen austranken, und nun befahl er mir, mich auf den Weg zu machen. Lange hing ich sprachlos an seinem Halse. O Freund! dieser Augenblick war beydes der schrecklichste und der süßeste meines Lebens.

Mit zwey Terzerolen in der Tasche, einem Säbel über die Schulter, und einem dicken Knotenstok, in der Hand trat ich in der Abenddämmerung mein Exil an. Ich hütete mich, einen einzigen Blick auf die Burg meiner Väter zurück zu werfen, darin so lange Friede und Freude gewohnt hatten. Von tausend marternden Bildern umschwebt wanderte ich mit verdoppeltem Schritte den Fußsteig hinan, der längs dem Gebürge sich hinzieht. Mit einbrechender Nacht erreichte ich in einem kleinen Walde eine Melkeren, wo ich um ein Nachtlager anhielt. Da dieser Fußsteig weiter nichts als eine Abkürzung der Landstrasse war, so erwekte ich keinen Argwohn. Uebrigens wäre der bloße Anblick meines Passes und des auf meinen Ranzen gebuns

denen Clarinets hinreichend gewesen, mich bey meinem friedlichen Wirth zu legitimiren.

Des andern Morgens setzte ich mit Tages Anbruch meine Reise weiter fort. Ich vermied mit aller Sorgfalt die größern Städte, wo ich unter den verschiedenen Depots der Regimenter bekannte Gesichter anzutreffen fürchtete, und wählte meine Herberge gemeiniglich in Dörfern und Höfen. Wohl zehnmal wurde mein Paß von den Ortsmunicipalitäten besichtigt und überall richtig befunden. Ein einzigesmal ward ich in einem kleinen Fleken angehalten, aber bloß um das Orchester einer Bauershochzeit zu verstärken. Da der Maire des Dorfes der Brautvater war, so wäre es gefährlich gewesen, mich seinem Commando zu widersetzen.

So erreichte ich endlich nach einem beschwerlichen Marsch die Ufer des Doubs. Ich hatte unterwegs alle Zeit mein Schicksal zu überdenken und hundert Plane zu machen, wovon immer einer den andern verdrängte. Mein Vermögen war verloren; der Aufenthalt in Frankreich zeigte mir nichts als Gefahren; eine schwarze, undurchdringliche Decke verbarg mir die Zukunft. Endlich hielt ich die Idee fest, durch die Gebürge des Hochstifts Basel einen Weg in die Schweiz zu suchen, und mich von dort aus nach Constanz zu meinem Oheim, dem Bischofe

von N ** , zu begeben , dessen Rath und Bekanntschaften meine weitere Entschlüsse leiten sollten.

Mit diesem Vorsatze verließ ich eines Morgens ein schönes Dorf auf der Strasse disseits Besançon. Kaum hatte ich eine Meile zurückgelegt , so kam eine Art Offizier hinter mir hergetrabt , der mich beim Vorbeyreiten steif ins Auge faßte. Ich hüftete mich wohl mein Gesicht wegzuwenden , ungesachtet mir seine Züge nicht fremd schienen. Der Reiter sah sich nach mir um , ritt noch einige Schritte weiter , und hielt endlich stille. Ohne mich verdächtig zu machen durfte ich nicht zurückbleiben ; der Augenblick war kritisch und ließ mir keine Zeit zur Ueberlegung. Ich nahm mich zusammen , und mit der unbefangesten Mine , welche die Ueberraschung mir anzunehmen erlaubte , wanderte ich vorwärts. Betrüg' ich mich oder sind Sie es ? rief eine bekannte Stimme mir zu , sehe ich nicht den Ritter von B ** vor mir ? Gott ! mein lieber C ** , wie treffen wir uns hler an ? Er hatte sich vom Pferde in meine Arme geworfen. Stumm hielten wir uns einige Augenblicke umschlungen. Auf einmal sagte er : an Ihrem Aufzuge sehe ich , daß Sie unerkannt seyn wollen ; eine Landstrasse ist der Ort nicht , wo wir uns unbemerkt sprechen können. Wir beschieden uns zwo Meilen von da in elne Dorfschenke , und C ** sprengte voran , um die Mahl-

zeit zu bestellen. Die Leute sind sicher, sagte er, und in unsern Tagen fällt es ohnehin nicht auf, wenn ein Inspektor des Fuhrwesens mit einem Feldmusikanten an einer Tafel speißt. Du erinnerst Dich doch, lieber Freund, des Vicomte von C***, der mit mir in Toulon unter den Seefadeten diente. Vier Jahre theilten wir ein Zimmer und wurden zu gleicher Zeit Schiffsfähnliche. Nachher wurden wir getrennt, und ich hörte seit einigen Jahren nichts mehr von ihm. Die Revolution und der Krieg brachen aus; seine Provinz hatte das Schicksal der meinigen; er war aber glücklicher als ich. Durch den Credit eines Freundes, der bloß zum Schein die rothe Mütze aufgesetzt hatte, erhielt er eine Stelle bey dem Fuhrwesen der Armee, wo er bisher in unangefochtener Dunkelheit gelebt hat.

Gegen Mittag erreichte ich den Ort unsrer Vereinigung. Nach Tische giengen wir in einem Gärtchen, das hinten an der Schenke lag, spazieren. Ich hatte keine Ursache mich vor dem Vicomte zu verbergen; ich eröffnete ihm mein Schicksal und mein Vorhaben. In den wärmsten Ausdrücken der Freundschaft suchte er mich davon abzumahnern. Bisher haben Sie gethan, was Ihnen die Klugheit befohl, sagte er, ein Schritt weiter würde ihr Unglück unwiederbringlich machen. Unsere Grundsätze

können nicht verschieden seyn, unsre Hoffnungen aber sind es, wie ich sehe. Ich schmeichle mir zuversichtlich mit bessern Zeiten, und diese will ich gelassen erwarten. Ich biete Ihnen einen Platz unter meinen Fuhrknechten an, und sage Ihnen im Vertrauen, daß mehr als einer unserer Brüder unter dieser Maske bisher seine Rettung gefunden hat. Ihr Paß schützt mich gegen alle Verantwortlichkeit und folglich gegen alle Einwendungen, die Ihre Delikatesse mir machen könnte. Ich stehe gegenwärtig im Städtchen Delsperg, das ich bloß eines zufälligen Geschäftes wegen, welches mich nach Besancon rief, verlassen habe. Am Fusse des Mont-terrible sind Sie so verborgen und so sicher als im Schooße der Alpen. Nach einiger Zeit will ich an Ihnen Fähigkeiten entdecken, die mich berechtigen werden, Sie zum Wagenmeister zu machen. Kurz, mein lieber M**, ich nahm das Anerbieten des edeln Mannes an, und hatte nicht Ursach es zu bereuen. Nach vier Wochen machte er mich zum Wagenmeister, und nun sind wir schon acht Monate lang unzertrennliche Gefährten. Mit meinen Untergebnen lebe ich im besten Vernehmen; die Weinflasche und ein mächtiger Schnurrbart haben mir bei Ihnen den Ruhm eines braven Sanskälotte erworben.

Eines Tages mußte ich zu St. Hippolite an

der hochburgundischen Grenze eine Haberlieferung abholen. Der Ort liegt am Eingang eines lieblichen Thales. Mein Geschmak an kunstlosen Spaziergängen führte mich unvermerkt eine Meile von meinem Quartier in einen einsamen Grund, den ein kleiner Gießbach durchschlängelt. Hier traf ich einen ehrbaren Mann in einem dunkelgrauen Ueberrock an, der die frisch Ruinen einer Einsiedlerzelle mit tiefer Behm. . zu betrachten schien. Sein Ansehen hatte etwas stillfeierliches, sein Gesicht war blaß aber nicht eingefallen, seine Haare fiengen erst an sich grau zu färben. Als er mich wahrnahm, wollte er sich entfernen. Bleibt, mein Freund, rief ich ihm zu, ich bin nicht gekommen, Euch zu stören; Ihr suchet die Einsamkeit, ich auch. Der Mann sah mich mit liebelichem Ernst an und nickte mir seinen Gruß zu. Seine Augen standen voll Thränen; ich reichte ihm meine Hand. Vater, sagte ich, indem ich die seinige drückte, wenn Ihr unglücklich seyd, so sind wir Brüder. Nun erheiterte sich seine Mine: Euer Noth hat mich betrogen, sprach er leise, vergebt mir, junger Mann; Ihr wißt Ich weiß mehr, als ihr mir sagen könnt, unterbrach ich ihn; doch dieser Noth, den mancher Henker entehrt, ist bisweilen auch eine schützende Hülle ihrer Schlachtopfer. Laßt uns ein Weilchen hier ausruhen.

Wir setzten uns unter eine Zitterpappel auf die Ruinen der Zelle, deren Eingang der Baum vor dem zu beschatten schien. Der Mann blickte den Baum zärtlich an. Den hat meine Hand gepflanzt, sagte er; acht Jahre habe ich unter seinem Schatten gewohnet. Ach, die Unmenschen haben meine friedliche Wohnung zerstört!

Ich. Ihr habt hier gewohnt? Ihr waret also ein Eremit?

Er. Das war ich, und vielleicht gab es keinen glücklicheren.

Du weißt, mein lieber M**, daß ich nie ein Freund der frommen Müßiggänger war, die unter so mannigfaltigen Masken unter uns umherwandelten. Die Physionomie des Mannes hatte jenes platte Gepräge nicht, das die meisten Bettelmönche bezeichnet. Ich konnte mich nicht enthalten, ihm meine Verwunderung über den Gram zu bezeugen, womit er die Trümmer seiner Klausur betrachtete. Vergebt mir, mein Freund, sagte ich, Eure Stirne trägt das Mahlzeichen eines Denkers und das Licht des Geistes funkelt in Eurem Auge; wie ist es möglich, daß Ihr eine Lebensart betrauern könnet, die der Aberglaube erfand, und....

Er. Die Gleisnerey zu ihrem Deckmantel wählte. Nicht wahr, das wolltet Ihr sagen? Wisset, junger Mann, daß nicht bloß Bigotterie und Heu-

Heley die Klausen erbauten, das Unglück und der Lebensseckel haben auch die ihrigen. Gene bleiben immer, was sie waren; diese werden bisweilen Schulen der Weisheit für ihre Bewohner.

Diese Antwort überraschte mich; der Mann, der also sprach, konnte kein gemeines Wesen und sein Leben konnte kein Alltagsleben seyn. Es freuet mich, fuhr ich fort, daß ich mich in meinem Urtheil nicht betrog. Unglückliche können nur von Unglücklichen lernen. Darf ich wissen, was für ein Schicksal Euch in diesen Winkel der Erde verbannte?

Er. Noch niemand hat mich um meine Geschichte befragt, weil noch niemand den Stoff einer Geschichte bey mir ahnete. Ich habe keine Ursache mehr sie zu verhehlen und als eine warnende Beylage zur Chronik menschlicher Verirrungen kann sie Euch vielleicht nützen.

Ich bin der Sohn eines nicht unberühmten Arztes aus der Grafschaft Burgund. Ich widmete mich dem Stande meines Vaters. Nachdem ich meine Studien in Montpellier vollendet hatte, begab ich mich in die Hauptstadt, um mich unter der Leitung eines unsrer größten Meister, der ein Freund meines Vaters war, in der praktischen Heilkunst zu üben. Hier wurde ich mit der Philosophie des Zeitalters bekannt. Voltaire, Helvetius, Holls

bach *) wurden meine Orakel. Die Religion meiner Väter, von der ich ohnehin nur die Aussenseite kannte, erschien mir als ein Gewebe von Pfaffenmärchen und schamlosen Betrügereyen. Mit diesen Grundjahren kam ich in meine Heimath zurück, wo der Tod meines Vaters und einige glückliche Kuren mir bald eine ansehnliche Praxis verschafften.

Bis in mein sechs und dreissigstes Jahr blieb ich unverheirathet, und die Liebe, nicht aber die Wollust war mir fremd; diese genoss ich hinter dem Vorhange des Geheimnisses mit aller Heppigkeit eines sybaritischen Egoisten. Ein junges Frauenzimmer aus einer ehrbaren Familie, das ich das Glück hatte aus den Armen des Todes zu reissen, flößte mir eine edlere Leidenschaft ein. Sephyrine war schön, und die schmachkende Mine einer Genesenden gab ihren Reizen einen rührenden Zauber, der sich meines ganzen Herzens bemächtigte. Mein Stand, mein Vermögen, vielleicht auch einige persönliche Vorzüge verschafften mir ihre Hand.

Sephyrine war tugendhaft; unter der Leitung eines einsichtsvollen Oheims, der ihr ihren Vater ersetzte, hatte sie ihren Verstand durch die Lesung der besten Schriften unsrer Nation gebildet, und das Beyspiel ihrer rechtschafnen Mutter, die sie kurz vor ihrer Krankheit verlor, hatte ih-

*) Der Verfasser des Systeme de la Nature.

rem Herzen jene unbefangene Frömmigkeit eingefloßt, die auf kein Lehrgebäude, sondern auf ein glückliches Naturell und auf eine redliche Liebe zum Guten gegründet ist. Ich genoß an ihrer Seite eine Glückseligkeit, von der ich zuvor keinen Begriff hatte. Anfangs hütete ich mich, sie mit meinen Grundsätzen bekannt zu machen; nach und nach schien mir dieser Zwang unnütz, und endlich ward er mir lästig. Ich fieng an über ihre Andachtsübungen zu lächeln, und als sie mich fragte: warum ich sie nicht mit ihr theilte? begnügte ich mich ihr einige Broschüren in die Hände zu spielen, welche gewisse Gebräuche und Mißbräuche der Religion lächerlich machten. Sie las sie mit Vergnügen. Unvermerkt gieng ich weiter. *Candide*, die *philosophie de la nature*, und selbst die Fragen über die *Encyclopädie* wurden ihre Lieblingslektüre. Zum Unglück war unsre Ehe kinderlos. Von den heiligen Berufsgeschäften der Mutter entfremdet, brachte *Zephyrine*, welche ohnehin die rauschenden Zerstreungen nicht liebte, die Stunden meiner Abwesenheit (und diese mehrten sich täglich) in meiner Bibliothek zu. Was ihr forschender Vorwitz da für eine Nahrung fand, könnt Ihr errathen. Das eingefogene Gift wirkte, der Gottesdienst ward ihr gleichgültig, und wenn ich mir eine Spötterei über die Religion er-

laubte, sah ich sie oft mit schlaudem Lächeln mir Beifall zuwinken. O Freund! was für ein gefährliches Orakel ist ein Gatte ohne Religion für ein unerfahrenes Weib, das ihn liebt. Dennoch liebte mich Zephyrine; aber nun sollte ein anderer mir ihr Herz rauben.

Im fünften Jahr unsrer Ehe ward ich mit einem jungen Arzte bekannt, der seinem Vater, welcher das Kriegshospital unsrer Stadt bediente, beigeordnet wurde. Er brachte von Paris meine Philosophie aber zugleich die freckste Sittenlosigkeit mit, die er unter der Hülle der Musen und Grazien zu verbergen wußte. Nie habe ich einen lebenswürdigeren Satan gekannt. Sein Umgang besauberte mich noch mehr als meine Gattin, und in weniger als einem Jahre war er unser unzertrennlicher Gefährte. Er besaß die Kunst der Defamation in einem unnachahmlichen Grade. Auf unsern Spaziergängen, in meiner Gartenlaube, am Kamin war er unser Vorleser. Bald war es ein neues Schauspiel, bald eine profane Satyre, bald ein schlüpfriges Romänchen, womit sein gefälliger Eifer uns bewirthete.

Zephyrine fand täglich mehr Geschmak an dieser giftigen Speise, und endlich schlich sich mit ihr auch der Giftmischer in ihr unverwahrtes Herz. Ich bauete zu sehr auf ihre Treue, deren Grund.

pfeiler ich doch selbst untergraben hatte, und war zu sehr von der scheinbaren Nüchternheit ihres Versüßers verblendet, als daß ich den mindesten Verdacht hätte schöpfen sollen; im Gegentheil, je mehr der Geist meines Weibes sich emporschwang, je mehr sich ihr natürlicher Witz ausbildete, desto mehr wuchs meine Liebe zu ihr; ich war stolz darauf, eine Philosophin zur Gattin zu haben. Ihre Reize, die in ihrer höchsten Blüthe standen, erhielten für mich durch die vermeintliche Verschönerung ihrer Seele einen neuen Glanz, und ich betete meinen Götzen nur um desto leidenschaftlicher an, da er das Werk meiner Hände war.

Die häufigen Besuche meines jungen Freundes, ob er gleich oft meine Abwesenheit dazu wählte, beunruhigten mich nicht; es schmeickelte meiner Eigenliebe einen Zeugen meines häuslichen Glücks zu haben, und wenn ich ihn mit einem Buch in der Hand an der Seite meines Weibes antraf, so freute ich mich, daß ein so liebenswürdiger Gesellschafter die Sorge übernahm, ihr die Stunden ihrer Einsamkeit zu verkürzen. Ihr seht hieraus, junger Mann, daß meine Grundsätze meinen Verstand weit mehr als mein Herz verdorben hatten. Ich glaubte noch an Rechtchaffenheit, wie hätte sonst meine Verblendung so lange dauern, wie hätte der Urheber

meines Unglücks unbemerkt seinen höllischen Plan vollenden können?

Einft ward ich zu einem vornehmen Patienten auf das Land berufen. Die Krise, darinn ich ihn antraf, nöthigte mich, die Nacht und einen Theil des folgenden Tages bey ihm zu bleiben. Als ich nach Hause kam, war Zephyrine verschwunden. Ich erwartete sie bis gegen Mitternacht, allein vergebens. Ich eilte zu meinem Freunde; sein Bedienter sagte mir, er sey in aller Frühe verreist. Nun stieg in meiner Seele der erste Argwohn auf. Ich lief in meine Wohnung zurück; meine Waarschaft, die Zephyrine unter ihrem Schlüssel hatte, ihre besten Kleider und alle ihre Juwelen waren weg. Es war Sonntag. Meine Gattin war des Morgens ausgegangen, unter dem Vorwand eine Frühmesse zu besuchen. Sie hatte die Kirche nie ganz verlassen; sie diente ihr, wie ich nachher erfuhr, zum Vereinigungsorte mit ihrem Liebhaber, dem sie gewöhnlich in einen Garten folgte, den er seit einiger Zeit gemiethet hatte.

Nun war mein Unglück kein Räthsel mehr: Wuth und Verzweiflung bemächtigten sich meiner Seele; noch mehr, ich wollte dem Verräther seine Beute nicht lassen; warum sollte ich mich schämen es zu sagen? ich liebte die Treulose noch, das ganze Gewicht meiner Rache fiel auf ihren Verführer; ach!

mein Gewissen sagte mir noch nicht, daß Ich ihr Verführer war.

Durch meine ausgeschickten Kundschafter erfuhr ich, daß die beiden Flüchtlinge zwei Meilen von der Stadt Postpferde genommen, und die Landstrasse, die über Pontarlier nach Neufchatel führt, eingeschlagen hätten. Ich durfte nicht hoffen, sie unterweges zu erreichen, aber aufsuchen wollte ich sie, und dem Schänder meiner Ehre das Herz durchbohren. Nach einigen Tagen machte ich mich auf den Weg; ich folgte zu Pferd ihrer Spur, die ich izt verlor, izt wieder fand, um sie wieder zu verlieren. Kurz, ich durchstreifte zween Monate lang die ganze Schweiz, ohne meine Beute zu erjagen, und endlich ward ich müde sie zu verfolgen.

Die mannigfaltigen Naturscenen, welche dieses herrliche Land mir darbot, die patriarchalische Einfachheit seiner Landbewohner, die Ehrfurcht für Moralität, die selbst noch in den größern Städten herrscht, und mehr als alles dieses, die ernsthaften Betrachtungen, die auf meiner einsamen Wanderschaft in mir erwachten, und auf meinem schlaflosen Lager sich meiner Seele aufdrangen, hatten ihr nach und nach eine andere Stimmung gegeben. Ich konnte den Zuruf meines Herzens nicht mehr ersticken, das mich den Urheber meines Unglücks und den Tugendmörder meines Weibes nannte.

Ich beschloß in meine Vaterstadt zurückzukehren, und nahm meinen Weg durch die majestätischen Felsen des Münsterthals *). Schon hatte ich die Grenze meiner Provinz im Rücken, als ich in einer Dorfs-herberge einen alten Einsiedler antraf, dem die treuherzige Wirthin einen Becher Milch mit den Worten übergab: trinkt das, guter Vater, sie kömmt frisch von der Kuh und wird Euch wohlthun bey eurem Husten. Zitternd ergrif er den Becher und dankte der Wirthin mit heiserer Stimme. Ich trat ihm näher; er sah einer Leiche ähnlich, sein Gesicht war gelb und abgezehrt, sein hohles Auge erloschen. Ihr seyd krank, guter Vater, sagte ich zu ihm, indem ich ihn bei der Hand faßte. Sein Puls und seine leuchtende Brust verriethen mir die letzte Periode der Schwinducht. Er warf mir einen freundlichen Blick zu: Nicht wahr, es geht bald zu Ende? sagte er, indem seine dürre Hand die meinige drückte. Ihr seyd ernstlich krank, erwiederte ich, mich wundert, Vater, wie Ihr noch so aufrecht seyn könnet. Ich wohne nicht weit von hier, war seine Antwort, und wollte diese guten Leute zum Abschied noch einmal besuchen. Da es sagte er in einem so ruhigen Tone, als ob er eine kleine Lustreise vorhätte.

Ich war betroffen, die stille Heiterkeit des Mannes erschütterte mich und machte meine Philosophie

*) Moutier grand val im Bisthum Basel.

irre. Ich beobachtete ihn schweigend, während ich ihn unterstützte. Er blieb sich immer gleich, er sprach wenig, aber alles was er sagte, verrieth einen gesunden Verstand und ein herzliches Wohlwollen, dessen Ausdruck nichts von jenem frömmelnden Anstrich hatte, den die Leute dieser Art ihren Reden zu geben pflegen. Man ergriff er seinen Stab um wegzugehen. Wartet noch einen Augenblick, guter Alter, das Sehen muß Euch sauer werden; in wenig Minuten hat mein Pferd abgefüttert, dann will ich Euch aufsitzen lassen, und nach eurer Zelle begleiten. Er nahm mein Anerbieten an; mit Mühe half ich ihm auf mein Pferd und ergriff den Zügel um es fortzuführen. Die Wirthin und ihre zwei Kinder standen vor der Thüre und schluckten dem Greise, dem sie noch auf dem Pferde die Hand reicheten, das rührendste Lebewohl zu, das ich jemals gehört hatte.

Mein Herz klopfte, es war gepreßt, es konnte die heiße Fluth kaum fassen, die es schwellte. Ich vermochte nicht zu sprechen, kaum hatte ich die Kraft, den Alten nach dem Wege zu fragen. Nach einer kleinen Stunde erreichten wir seine Klausur. Ich hob ihn vom Pferde, und setzte ihn auf einen Bank, wovon Ihr hier noch die Trümmer erblicket. Ich setzte mich neben ihn: vielleicht, mein Vater, bin ich im Stand, Eure Leiden zu lindern. Ich bin ein Arzt, und will Euch aus der ersten Apotheke, die ich an-

tresse, einige Arzneyen zusehen. Ich brauche, versetzte er, keine Arzneyen mehr, mein guter Herr; vierzig Jahre habe ich in der Welt und fünf und dreyßig in dieser Einsamkeit gelebt; meine Wallfahrt ist vollendet. — Ich bewundere die Heiterkeit, womit Ihr mir dieses saget. — Wie so, mein Herr? sehneth Ihr Euch nicht am Abend eines mühsamen Tages nach dem Schlafe? Ich bin müde von meiner Wanderschaft und stehe am Rande meines Bettes, bereit, mich auszukleiden und zur Ruhe zu legen. — Oh, mein Freund! sagte ich, Ihr wisset nicht, wie viel dazu gehört, um mit dieser Gelassenheit vom Tode zu sprechen. Ich verstehe Euch nicht, erwiderte er, freylich mag der glückliche Mann in der Blüthe seines Lebens das Ziel desselben mit einem andern Auge betrachten, weil er es aus der Ferne erblickt, und bei dem Genusse des Gegenwärtigen das Zukünftige übersieht. Ach! seufzte ich, dieser glückliche Mann bin ich nicht; ich wäthete einst es zu seyn, aber ich selbst habe die süße Täuschung zerstört. — Wenn's Täuschung war, so soll es Euch nicht geschehen, sie zerstört zu haben; man hat schon viel gewonnen, wenn man die Decke abgestreift hat, die uns die Wahrheit verbirgt. — Diese Rede drang mir ans Herz; Schaam und Verwirrung bestürmten es, eine unsichtbare Gewalt zog mich zum Greise hin; ich faßte den Entschluß, ihn bis an sein Ende nicht

zu verlassen, und mich an diese Säule zu lehnen, die noch im Hinsinken mit eine Stütze darbot?

Ich verließ den Einsiedler, nachdem ich ihn auf sein Lager gebracht hatte, und eilte in das nächste Städtchen, um einige Arzneyen für ihn zu holen. Bey meiner Rückkunft fand ich ihn todt auf seinem Bette. Seine Miene war die eines Schlafenden, den ein süßer Traum in sanfte Entzückungen wiegt. Seine rechte Hand ruhete auf einem abgegriffenen neuen Testament, das ihm zur Seite lag. Ein leiser Schauer ergriff mich, und dennoch verweilte mein Blick auf der ehrwürdigen Leiche. Ein brausender Strom von neuen Gedanken und Empfindungen öffnete sich den Eingang in meine Seele. Nur langsam erwachte ich aus meiner Betäubung. Ich steckte das Buch zum Andenken in meine Tasche, verließ die Zelle und ritt nach dem Dorfe, wo ich den Eremiten angetroffen hatte, um der Wirthin seinen Tod anzuzeigen. Alles weinte bei dieser Nachricht, und nun erfuhr ich, daß der Einsiedler ehemals ein Kriegsmann war, den, wie die Rede gieng, ein unglücklicher Zweykampf, darinn er seinen Gegner erlegte, bewogen hatte, die Welt zu verlassen. Ich schloß die Kosten zu seiner Beerdigung her, und begleitete mit den Einwohnern des Dorfes den Redlichen zu Grabe.

Drey Tage blieb ich bei der guten Wirthin, die nicht müde werden konnte, mich von der Frömmig-

leit des Bruder Antons zu unterhalten, den, wie
 sie sagte, ihr Herr Pfarrer sehr hochschätzte. Sein
 Bild verließ mich nicht; ich beneidete ihm die heitere
 Stirne, die er mit sich in's Grab nahm. Meine
 ganze Philosophie, sagte ich zu mir selbst, reichte
 kaum hin, mich den Tod mit Gleichgültigkeit betrach-
 ten zu lehren, und dieser gewöhnliche Mensch konnte
 ihm mit frohen Blicken entgegen sehen. Nun fielen
 mir seine letzten Worte ein: man hat schon viel
 gewonnen, wenn man die Decke abge-
 streift hat, die uns die Wahrheit ver-
 birgt. Wenn auch, dachte ich, das, was für ihn Wahr-
 heit war, Hirngespinnst ist, wenn auch die Hoffnung,
 die ihm sein Leben und seinen Tod versüßte, bloße
 Täuschung war, so ist es, Traum! die glücklichste
 Täuschung, der sich der Sterbliche überlassen kann,
 und es verlohnt sich wohl der Mühe, es zu versu-
 chen, sich in diesen beneidenswerthen Zustand zu ver-
 setzen. Kurz, das Andenken an das Vergangene, die
 Furcht vor dem Gespött und selbst vor dem Mitleid
 meiner Mitbürger, die Melancholie, darein ich ver-
 sunken war, und der natürliche Hang des Menschen
 zu den Extremen brachten mich auf den sonderbaren
 Entschluß, Bruder Antons Klause zu beziehen.
 Ich ließ sie ausbessern und so bequem als möglich
 einrichten, weil es mir nicht sowohl um die strenge
 Lebensart eines Anachoreten, als um die stille Ab-

geschiedenheit eines Misantropen zu thun war. Doch nahm ich, um in meinem neuen Stande kein Sonderling zu scheinen, die Eremitenkutte an, und bezog nach wenig Tagen meine Zelle mit jener frohen Ungedult, womit ein Schiffbrüchiger in der ersten besten Herberge des festen Landes einkehrt.

Der Anbau und die Verschönerung meines kleinen Gartens beschäftigten mich in den ersten Wochen beynahe ausschließlich. Bisweilen besuchte ich die benachbarten Dörfer, um dem dürftigen Landvolk, das entweder hilflos zu Grunde geht, oder durch Quacksalber gemordet wird, in seinen Krankheiten beyzustehen. Einige glückliche Kuren erwarben mir in kurzer Zeit seine Liebe und einen Ruf, nach dem ich nicht strebte. Meine Klausur verwandelte sich in eine reiche Vorrathskammer, die mich in den Stand setzte, das Elend der Gesunden eben sowohl, als die Leiden der Kranken zu erleichtern. Die Freudenthränen der Eltern, denen ich ein geliebtes Kind, und der Kinder, denen ich einen guten Vater, eine zärtliche Mutter wiedergab, fielen wie ein erquickender Balsam auf mein Herz, und öfneten es allmählig höhern Gefühlen.

Der Winter kam, meine Feldarbeiten hörten auf, ich brachte oft ganze Tage vor meinem kleinen Kamin zu, denn meine guten Nachbarn Holz im Ueberflus zutruzen. In einer dieser müßigen Stunden

ergriff ich Anton's neues Testament, das ich bisher als eine Reliquie aufbewahrt, aber noch nie geöffnet hatte: es fiel ein schmales Papier heraus, das ihm vermuthlich zum Zeichen diente. Ich las darauf folgende Worte aus Youngs Nachtgedanken: der Glaube ist nicht die Arbeit, sondern die Ruhe der Vernunft. Die Ruhe der Vernunft! rief ich, oh, die meinige bedarf der Ruhe! Vermuthlich hat sein Freund, der Pfarrer, ihn mit Youngs eremitischer Muse bekannt gemacht. Sonderbar, daß er sich gerade diese Stelle auszeichnete: hatte er vielleicht Zweifel? wenn er Zweifel hatte, so muß er sie besiegt haben, woher kam sonst seine Geduld in seiner beschwerlichen Krankheit, und seine Fröhlichkeit im Tode? Was würde ich nicht um die Aussicht geben, die noch in der letzten Minute seinem brechenden Auge verschweben mußte!

Nun beschloß ich, die Quelle zu untersuchen, aus welcher Bruder Anton einen Stoicismus schöpfte, der meine Weisheit beschämte. Anfangs konnte ich keinen Geschmack an einem Buche finden, das ich zu verspotten gewohnt war; es stand mit meinen Grundsätzen in einem zu grellen Contrast, um nicht auf jedem Blatte meine Vernunft zu empören. Unbegreifliche Dogmen und eben so unbegreifliche Wunder stellten sich ihrem Gang in den Weg. Oft legte ich seufzend das Buch auf die Seite, und wünschte,

te mir das Auge der frommen Einfalt, welches da göttliche Wahrheit sieht, wo ich nichts als Räthsel oder gar Uagereimtheiten erblickte.

Endlich schlug ich einen andern Weg ein, den das Evangelium selbst mir angab. Trotz aller Einwendungen meiner Dialektik versuchte ich es, seine Moral zum Prüfstein seines Werthes zu machen. Mein Urtheil blieb nicht lange zweifelhaft: Die erhabene Einfalt dieser Sittenlehre, die rührenden Muster von uneigennütziger Menschenliebe und heldenmüthiger Aufopferung, die ihr zu Belegen dienten, erwärmten mein Herz und zeigten ihm die Würde und Bestimmung des Menschen in einem ganz neuen Lichte. Die große Idee von einem Urquell der Vollkommenheit, aus dem alle vernünftige Wesen Weisheit und Glückseligkeit schöpfen sollen, lächelte mich an, und indem sie mir die Tugend als eine Aehnlichkeit mit ihm vorstellte, zündete sie in mir die Begierde zu ihm hinaufzusteigen.

Sie machte meinem Herzen eine Gottheit unentbehrlich, und half meiner Vernunft das System einer anarchischen Weltregierung bestreiten, das den sittlichen Vervollkommungstrieb im Menschen erslickt und dem Leidenden nichts als das patet exitus des Seneka, das ist, den Selbstmord übrig läßt, wenn es ihm nicht gelingt, sich mit einer Unempfindlichkeit zu waschen, die seiner Natur fremd ist.

Freylich wurde mir oft heute dunkel, was gestern mir hell war; aber auch in mginer Philosophie entdeckte ich häufige Dunkelheiten, und der bloße Gemeinſinn ſagte mir, daß es in den wichtigſten Angelegenheiten des Lebens Pflicht ſey, zwischen zween ungewiſſen Wegen denjenigen zu wählen, der ſden Wünſchen und Bedürfniſſen des Rechtſchaffenen die meiſte Befriedigung verſpricht.

Wie war mir nun der Lehrer willkommen, der den Glauben aller geſitteten Völker an Unſterblichkeit zu einem Orakel der Gottheit erhob! Wie mußte ich den Einzigen lieben, der ſich bloß darum an die Spitze der Menſchheit ſtellte, um ſie durch das Band der Vollkommenheit in einen moralischen Staat zu vereinigen, der grenzenloſe Weiſheit und grenzenloſe Güte zu Grundpfeilern und die Ewigkeit zur Zeitrechnung hat! Seine Lebensgeſchichte, dieſe Epoche der Tugend erſchien mir nun in einem ganz andern Lichte, und oft wenn ich einen kunſtloſen Zug ſeines großen Karakters laß, rief ich mit Rousseau aus: Ah! ce n'est pas ainsi qu'on invente.

Hier unterbrach ich den Eremiten, deſſen blaſes Antliß eine himmlische Flamme röthete. Sie wiſſen nicht, ſeltener Mann, wie wichtig mir Ihre Erzählung iſt; allein geſtehen Sie mir aufrichtig, blieben Ihnen nun keine Zweifel mehr übrig? verſtanden Sie nun alles, was die Biographen dieſes Mens

schenfreundes von seiner Person und von seiner Lehre aufgezeichnet haben? Ich erwartete diese Frage, erwiederte er mit freundlichem Lächeln; wenn es Menschen gibt, die keine Dunkelheiten in diesen Urkunden finden, so gehöre ich nicht unter ihre Zahl; allein was ich nach aller angewandten Mühe nicht verstand, das überschlug ich, weil es nicht für mich geschrieben seyn konnte. Ich gieng daran vorüber, wie an einer unleserlichen Inscription des ehrwürdigen Alterthums, und fand in dem ungleich größern Reste des Buches immer noch genug, um meinen Geist aufzuführen, mein Herz zu lehren, und selbst meinen Glauben an ein Lehrgebäude zu befestigen, das auch an mir den Namen einer fröhlichen Botschaft rechtfertigte.

Unter die dem genussreichen Geschäfte verstrich mir der Winter wie eine flüchtige Woche, und der wiederkehrende Frühling stellte mich noch mehr an meine Einsamkeit. Mein Eifer meinen Brüdern zu dienen, erhielt nun eine edlere Nahrung, es that mir wohl in ihnen der Wohlthäter meines Meisters zu werden, der sich mit einer so rührenden Großmuth für den Schuldner dankenswerth erklärt hat, welche seinen leidenden Brüdern köpfehen würden. Keine Dogmen, keine Mysterien, nur Tugenden sind das Gewicht, das er in die Waagschale seiner liebevollen Gerechtigkeit legen will, und dieser majestätischen

liche Gedanke erhob meine Religion über alle Zweifel und Grübeleien der Theologie.

Ohne alles zu glauben, was die Kirche glaubt, besuchte ich von Zeit zu Zeit die benachbarten Tempel. Anfangs that ich es bloß um die guten Leute nicht zu ärgern, die mich Armen für einen Heiligen hielten. Nach und nach wurde das Wesentliche des Gottesdienstes mir ehrwürdig, und das Außerwesentliche erträglich; kurz, nach zwey Jahren war mein Entschluß, in diesem reizenden Thale zu leben und zu sterben, entschieden, und ich meldete ihn dem vertrauten Freunde, den ich zum Verwalter meines Vermögens bestellt hatte.

Zwei Jahre waren mir unter friedlichen Selbstbetrachtungen und unter der glücklichen Ausübung einer Kunst verstrichen, die das gutmüthige Volk trotz aller meiner Protestationen für wunderthätig hielt, als ich eines Abends in einem zwey Meilen von hier gelegenen Flecken zu einer kranken Person gerufen wurde, die des Tages vorher auf der Landkutschsche daselbst angelangt war und sich so übel befand, daß sie ihre Reise nicht weiter fortsetzen konnte. Ich folgte dem Boten in die Herberge und ward in eine abgelegne Kammer geführt, wo die Kranke lag. Eine Nachtlampe stand neben ihrem Bett auf einem kleinen Tische. Ich schlug den Vorhang zurück; sie hatte das Gesicht gegen die Wand gekehrt. Nichts

Sie mir Ihre Hand, Madame, sagte ich, indem ich mich über das Bett neigte. Sie wandte sich hastig um, stieß einen lauten Schrey aus, und fiel in die heftigsten Zuckungen. Ach! es war mein armes Weib; sie hatte mich erkannt und ungeachtet ihr kaum noch die Grundlinien ihrer vorigen Bildung übrig blieben, erkannte ich sie nun auch. Ich rasste alle meine Kräfte zusammen um meinen tödlichen Schrecken vor der Magd zu verbergen, die mich auf das Zimmer begleitet hatte. Alle Hülfsmittel der Kunst wurden an der Kranken verschwendet, allein vergebens, um Mitternacht verschied sie, ohne daß ich sie auch nur auf eine Minute zu sich selbst bringen konnte. Ihre Seele war entflohen, aber noch immer war ihr starrer Blick auf mich gerichtet, und ihr halb offener Mund schien meinen Namen aussprechen zu wollen.

Ich weiß, edler Fremdling, Sie erwarten von mir keine Schilderung meines damaligen Zustandes; die furchtbarsten Bilder der Hölle wären zu matt, zu farbenlos für mein Gemälde. Ich brauchte mehr als eine Stunde mich zu erholen. Der Wirth schrieb meine Erschöpfung dem Schrecken und dem Mitleiden mit der Verstorbenen zu und drang mir ein Glas Wein auf, das mich, weil ich dieses Getränk nur selten genieße, wirklich erquickte. Unter dem Vorwand, einige Kundschafft über den Stand und

das Vaterland der Verstorbenen einzuziehen, schlug ich ihm vor, ihre Taschen zu durchsuchen, die unter ihrem Hauptkissen lagen. Wir fanden einige Dukaten Geld und einen Brief, an dem ich sogleich die Unterschrift ihres Verführers erkannte. Er war aus Augspurg geschrieben. „Wir müssen uns trennen, Zephyrine,“ hieß es darin, „das Glück ruft mich nach Norden, wohin Du mir nicht folgen kannst. Beykommende Anweisung wird zu Deiner Rückkehr in's Vaterland hinreichen. Lebe wohl.“

Dieser Brief weckte meine schlummernden Leidenschaften wieder auf. Eifersucht und Rache kochten in meinem Busen. In dieser Fieberwuth würde ich den Bösewicht zerrissen haben, wenn er in meiner Gewalt gewesen wäre. Bald aber ergriffen mich ganz andere aber noch weit schädlichere Gefühle. Zephyrine lag als ein Schlachtopfer vor mir, das ich erwürgt hatte. Ich konnte ihren Anblick nicht aushalten; ich taumelte wie ein Trunkener von ihrem Sterbebette hinweg, und ohne den Anbruch des Tages zu erwarten, verließ ich diese Wohnung des Entsetzens. Vergebens suchte der Wirth mich aufzuhalten. Ich empfahl ihm die Beerdigung des Leichnams und eilte, wie von den Geistern des Abgrunds verfolgt, zum Flecken hinaus.

Die Nacht war finster. Todesstille lag auf dem Felde und Todeschauer besflügelte meine Schritte;

Bephrinens Schatten schien mir zur Seite zu wallen; ich redete sie an; ich streckte die Arme nach ihr aus; ich beschwor sie mit gefalteten Händen, dem Urheber ihres Unglücks zu vergeben. Zahllose Tage und Nächte brachte ich in Thränen zu, und ohne den Beystand eben der Religion, die ich so lange verachtet hatte, wäre die schauderhafteste Verzweiflung mein Loos gewesen. Allmählig heilte ihre wohlthätige Hand die Wunde meines Herzens; die Ruhe kehrte in meine Klausel zurück und ich fieng wieder an, das Glück eines der Menschheit gewidmeten Daseyns zu schmecken, als die Revolution ausbrach. Im ersten Jahr änderte sie nichts in meiner Lage. Meine Ermahnungen und das Vertrauen, das ich mir bey dem Landvolk erworben hatte, trugen sogar vieles dazu bey, die Ränke der Aufwiegler zu vereiteln und Ruhe und Ordnung in meiner Nachbarschaft zu erhalten. Bey der Aufhebung der Klöster und Einfließlegen traten einige wackerer Bauern zusammen, und kauften der Nation meine Klausel ab; ach! sie wußten wie lieb sie mir war, und überließen sie mir zum lebenslänglichen Genuße. Ich vertauschte bloß meine Kutte mit einem Bürgerkleid, und fuhr fort hier zu wohnen, bis vor drey Monate eine zusammengezogene Räuberhorde unter dem Namen der Revolutionsarmee auch in dieses Thal drang und die Hütte des Friedens in einen Schutthaufen verwand

delte. Man hatte mich ihnen als einen verkappten Eremiten geschildert, und sie würden mich wo nicht des Lebens, doch gewiß der Freyheit beraubt haben, wenn nicht ein paar ehrliche Nachbarn mich gewarnt, und, so lange das Gewitter anhielt, mich bald in einem Keller, bald auf einem Heuboden verborgen hätten. Seitdem der Sturm sich gelegt hat, kann kein Bitten, keine Furcht mich abhalten, wöchentlich wenigstens einmal die Ruinen meines Asyls zu besuchen, in dem ich das höchste Gut des Lebens fand. Ach warum muß ich die süße Hoffnung aufgeben, einst in dem Schooße dieser mir so heiligen Erde von meiner Pilgrimschaft auszuruhen!

Hier endigte der Mann seine Erzählung. Ich habe so viel möglich seine eignen, mir unvergeßlichen Worte beybehalten, ohne zu fürchten, Dich, mein lieber E**, durch ihre Weitläufigkeit zu ermüden. Mit vollem Herzen dankte ich ihm für die lehrreiche Geschichte, die mir ihren Helden so ehrwürdig und so lieb machte und verließ ihn mit dem festen Vorsatze diese Gegend nicht zu verlassen, ohne ihn noch einmal besucht zu haben.

Bev meiner Rückkunft ins Hauptquartier erzählte ich meine Begebenheit meinem Beschützer. Den Mann können wir brauchen, sprach er, der Feldarzt im Lazareth zu Pruntrut ist zur Armee berufen worden und wir haben Mangel an tauglichen Subjekten.

Ich will deinen neuen Freund der Oberdirektion vorschlagen und bin gewiß, daß er ihr willkommen seyn werde. Ganz wohl, erwiederte ich, wenn ich nur seiner Einwilligung eben so gewiß wäre. Seine Menschenliebe, antwortete der Vicomte, wovon Du mir ein so einnehmendes Bild machst, bürgt mir dafür, und über dem würde diese Verpflanzung ihn vor allen Verfolgungen schützen, denen er in die Länge schwerlich entgehen dürfte. Kurz, mein Freund, der Anschlag gelang; meine dringenden Vorstellungen, meine zärtlichen Bitten bewogen den edlen Roger, (dieses ist sein eigentlicher Name) die Stelle anzunehmen, welche die Oberdirektion ihn um desto williger übertrug, da Roger einem ihrer Mitglieder als ein sehr geschickter Arzt bekannt war. Sein Abschied von seinen ehrlichen Gastfreunden bewegte mich zu Thränen; er versprach bey ruhigeren Zeiten zu ihnen zurückzukehren und seine Tage in ihrer Mitte zu beschließen.

S kaum hatte er sein Amt eine Woche verwaltet, so ward er schon von den Leidenden, die seiner Pflanzge anvertraut waren, als ein Schutzengel betrachtet. Er behandelte sie mit warmer Theilnahme, und ohne sich an die gewöhnliche Regel zu binden, verweilte er oft Stunden lang an den Betten derjenigen, die seiner Hülfe oder seines Trostes am meisten bedurften. Denn da der Eintritt in die Lazarethhe den Geist

lichen versperret ist, so benutzte er mit weiser Vorsicht jede Gelegenheit, den Sterbenden, deren Herz er schon zuvor als Arzt gewonnen hat, als Bote der Religion ein Wort der Stärkung zuzusüßern, wofür oft ihr letzter Blick, ihr letzter Hauch ihn noch segnet.

Vor vierzehn Tagen besuchte ich ihn, und um ein Augenzeuge seiner wohlthätigen Bemühungen zu seyn, ließ ich mich in den Krankensaal führen, wo er eben seine Runde machte. Kaum war ich hineingetreten, so rief aus einer Ecke eine Stimme: Gott! er ist's! ja, ja, er ist's! Ich warf einen Blick auf den Rufenden, und erkannte in ihm den redlichen Duval, dem ich meine Rettung verdanke. Ich slog auf ihn zu, ich drückte ihn an mein Herz; er hatte bey der Rheinarmee eine Schußwunde bekommen, und wurde mit einigen Cameraden nach den Bädern von Bourbonne geschickt. In Belfort überfiel ihn ein kaltes Fieber, und weil das dortige Hospital übersezt war, so wurde er in das Pruntrut abgeführt. Dem guten Doctor war diese Scene ein Räthsel, als ich ihm aber die edle That dieses treuen Dieners im Vertrauen erzählte, so ward er ein vorzüglicher Gegenstand seiner Sorgfalt. Da ich hier zu Lande unter dem Namen Duval bekannt bin, so nannte ich den Patienten meinen Vetter, und unter diesem Titel konnte ich ihn mehrmals ohne Verdacht besuchen. Nun ist er wieder völlig hergestellt, und

Da sein Weg ihn an dem Orte deines Aufenthalts vorbeiführt, so benutze ich diesen Kanal, um dir einen umständlichen Bericht von meinem Schicksal zu geben. Du siehst, mein lieber M**, daß es erträglicher ist, als ich es hoffen durfte, entschieden ist es noch nicht, und der Himmel weiß, was noch aus mir werden wird. Die Proscriptionen vermehren sich täglich, täglich umgeben uns neue Greuel. Mögest du, mein theurer Freund! dich unbemerkt durch die Gefahren hindurchschleichen, welche jedem Rechtschaffnen drohen! Ich lese bey nahe kein Zeitungsblatt, ohne den Namen eines mir bekannten Schlachtopfers mit Thränen zu benehen. Gott! wie lange wird dieser Zustand dauern? Melde mir ja, wie es dir und den Deinigen geht; Duval wird bey seiner Rückreise unfehlbar bey dir einsprechen. O möchte mir noch einmal das Glück zu Theil werden, meinen Busensfreund zu umarmen!

Z w e y t e r B r i e f .

Duval ist noch nicht zurück, mein lieber M**, und ich schreibe Dir schon wieder, um dich vor allen Dingen zu bitten, ihm zu sagen, daß er mich nicht mehr in Delsberg, sondern im Feldlazareth zu Pruntrut antreffen wird. Die Ursache meiner Verpflanzung muß ich Dir erzählen.

Vor zween Monaten erhielt mein Freund Befehl, mit einer Division des Fuhrwesens zur Armee auf-

zubrechen. Ich hatte eben so wenig Lust ihn zu be-
 gleiten, als ohne ihn hier zurück zu bleiben; mei-
 ner Verwandlung ungeachtet fürchtete ich bey der
 Armee erkannt zu werden, zu der noch erst kürzlich
 verschiedene Bataillons aus meiner Provinz gestossen
 sind und in Delsperg konnte mich die Abwesenheit
 meines Beschützers vielen Unannehmlichkeiten aus-
 setzen, denen die Klugheit mir befahl, mich zu ent-
 ziehen. Ich eröffnete meine Verlegenheit meinem
 neuen Freunde, dem Doktor, den ich jede Woche bes-
 suchte, und bey jedem Besuche mehr schätzen und
 lieben lernte. Ich kann Ihre Besorgnisse heben,
 sagte er, wenn Sie sich entschliessen wollen, das
 Amt eines Spitalschreibers zu übernehmen. Der
 wilde Jakobiner, der es jetzt versieht, bat mich erst
 heute noch, ihm zu einem einträglichen Posten zu
 verhelfen. Als Wagenmeister würde er sich besser
 stehen, und wenn Ihr Freund in diesen Tausch wil-
 ligt, so wird Ein Wohnplatz uns vereinigen und
 Ihnen eine Sicherheit gewähren, die Sie so leicht
 nirgends finden würden. Ich besprach mich hierüber
 mit dem Vicomte, der den Vorschlag genehmigte
 und mir dadurch einen neuen Beweis seiner unbe-
 grenzten Freundschaft gab. In vier und zwanzig
 Stunden war der Handel richtig. Die Trennung
 von meinem lieben E** fiel mir sehr schwer; er be-
 gleitete mich hieher nach Pruntrut, wo mein Vor-

gänger mir mit grosser Freude sein Protokoll übersgab und sein Quartier einräumte. Bruder, sagte er zu mir in seiner modischen Kraftsprache, die Bürgerin La Rive ist zwar eine Betschwester, aber sonst ein gutes Weib, die mir nichts abgehen ließ. Ich gab ihr für den Tisch, was mir beliebte; in Papier versteht sich, auch wollte ich ihr nicht gerathen haben, zu muchsen. Sie wird dich auf den Händen tragen, wenn du ihr Crucifix und ihr Theres'ken unangetastet lässest. Dieses ist ein allerliebstes Geschöpf, ein Mittel ding zwischen einer Magd und einer Gesellschafterin, aber scheu wie eine wilde Kaze und keusch wie Susanna. Nur zweymal versuchte ich es, mit ihr zu fraternisiren, allein das erstemal glitschte sie mir wie ein Mal aus den Händen; das anderemal rief sie gar um Hülfe, und die Alte, welche flugs bey der Hand war, bat mich mit einem so heiligen Gesichte, das arme Mädchen ruhig zu lassen, wenn ich sie nicht zwingen wollte, den Commandanten, der leider keinen Spasß versteht, um Schutz anzusuchen, daß ich für das rathsamste hielt, meinen Eroberungsplan aufzugeben. Ich suchte mich anderswo zu entschädigen, und so blieben wir die besten Freunde. Mach es auch so, Bruder, oder wenn du willst, so versuche es, ob du bey der kleinen Mater Dolorosa glücklicher bist, als ich. Aber, bey Gott, ich würde dich beneiden, wenn du den

Weg zu ihrem Herzen und in ihre Kammer finden solltest, denn die traurige Mine abgerechnet, wäre das Mädchen würdig, in Mahomed's Paradiese zu figuriren.

Ich achtete wenig auf das Geschwätz, und als ich die Frau La Rive, welche die Wittwe eines Beamten des ehemaligen Fürsten ist, um die Gefälligkeit ersuchte, mich gleich meinem Vorgänger an ihren Tisch zu nehmen, war Theresen nicht zugegen. Ich suchte die schüchterne Verlegenheit zu zerstreuen, womit die gute Frau meinen Antrag anhörte, und da wir allein waren, sagte ich zu ihr: fürchten Sie nicht, Madame, mir meine Bitte zu gewähren, Sie werden nie Ursache haben, Ihre Gefälligkeit zu bereuen. Mein Ton und besonders das Wort Madame erheiterte ihre Stirne, und als ich ihr sechs Louisdor mit den Worten übergab: die Zeiten sind schwer, es ist billig, daß ich voraus bezahle, so sah sie mich mit einem Erstaunen an, das keine Spur des Eigennuzes verrieth; sie schien mir bloß sagen zu wollen: Du gehörst also nicht zu den Hummeln, die uns aussaugen.

Bey Tische sah ich Theresen, und fand, daß ihr jakobinischer Lobredner mir nicht zu viel von ihr gesagt hatte. Mahle Dir, mein lieber M**, eine schlanke Nymphengestalt von etwa neunzehn Jahren, mit schwarzen Augen und Locken und einer Stirne,

die der Thron der Unschuld und des Friedens ist. Nie habe ich diese beyden Mahlzeichen der Jungfräulichkeit inniger verschmolzen und schöner ausgeprägt gesehen. Ihre etwas blasse Gesichtsfarbe erhöht das reine Carmin ihres Mundes, der selten lächelt und dennoch eine Grazie nicht entstellen würde. Ich blickte sie während der Mahlzeit nur einmal an: sie schlug die Augen nieder; es war nicht Verwirrung, mein Blick konnte sie nicht erregen, sondern jene schöne Blödigkeit, die sich vor einem vorübergehenden Fremden zurückzieht, um ihn zu hindern, sie anzureden. Ich hatte den Muth nicht, sie zum zweitenmal anzusehen. Was ist diese Ehrfurcht gegen ein Dienstmädchen, wenn es nicht Ehrfurcht vor der Tugend ist?

Ich sprach viel mit meiner Wirthin, die ohnegewöhnlich zu seyn, die Unterredung nie stocken ließ. Sie wollte mir beweisen, daß ich ihr Vertrauen eingestößt hatte, und die zwanglose Ruhe, womit Therese uns zuhörte, ließ mich muthmassen, daß ich ihr bereits von einer günstigern Seite bekannt war, als der rohe Sanekülotte, dessen Platz ich einnahm. Es war mir unaussprechlich wohl in dieser Gesellschaft, und ich konnte mich nicht enthalten, dem guten Doktor mein Glück zu rühmen, und ihm dafür zu danken. Ich kenne Ihre Wirthin, erwiederte er, es ist ein rechtschaffenes Weib; sie ließ mich vor ein

nigen Wochen in einer Krankheit berufen, in welcher die junge Theresie sie mit einer so kindlichen Sorgfalt verpflegte, daß ich sie für ihre Tochter hielt; sie sagte mir aber, sie sey eine unglückliche Waise, die sie zu sich genommen habe. Das Mädchen selbst scheint nicht immer in der Dunkelheit gelebt zu haben, darein sie sich zu hüllen sucht. Sie wich aber auch den gleichgültigsten Fragen aus, die mir ein Licht über ihre Herkunft hätten verschaffen können. Ich wollte nicht unbescheiden seyn, und ich rathe Ihnen, mein Freund, das Geheimniß des armen Kindes zu ehren.

Ich folgte diesem Rath und lebte mehr als einen Monat in meiner neuen Freystadt, ohne Theresen anders als mit der Achtung zu begegnen, die ihr Geschlecht von mir forderte; es konnte mir aber so wenig als meinem Freunde entgehen, daß sie mit ihren äußern Reizen eine Geistesbildung verband, die unmöglich das bloße Werk der Natur seyn konnte. Nach und nach nahm sie Theil an meinen Gesprächen mit der Frau La Rive; sie that es aber stets mit einer Behutsamkeit, die mich deutlich wahrnehmen ließ, daß sie unwissender scheinen wollte, als sie es wirklich war.

Eines Abends fiel die Unterredung auf die zahllosen Schlachtopfer der Revolution. Ich verbarg meinen Abscheu vor den Maaßregeln nicht, wodurch man

seit einiger Zeit die neue Regierung zu befestigen sucht, und sprach mit inniger Nührung von dem unschuldigen Blute, das jeden Tag den Boden meines unglücklichen Vaterlandes benetzt. Therese hatte sich allmählich aus dem Gespräche zurückgezogen, plötzlich fieng sie an zu schluchzen, ein Thränenstrom stürzte über ihre Wangen, sie verbarg ihr Gesicht in ihr Taschenbuch, stand von ihrem Stuhl auf und verließ das Zimmer.

Die Wittwe war betreten; zum erstenmal schien sie sich vor mir zu fürchten. Fürchten Sie nichts, Madame, sagte ich, indem ich ihre Hand ergriff, und suchen Sie, ich beschwöre Sie darum, Ihre junge Freundin zu beruhigen; ich werde mir nie wieder erlauben, einen Gegenstand zu berühren, der für das Herz des guten Kindes zu schauerhaft ist. Oh, glauben Sie mir, auch unter denen, die Sie als Feinde betrachten müssen, giebt es noch Menschen. Wenn Sie mich nicht unter diese Menschen zählen, so reden Sie, und morgen verlasse ich Ihr Haus. Ich könnte Ihr Mißtrauen auf eine andre Art zerstreuen Hier hielt ich inne; ich fühlte, daß ich schon zu viel gesagt hatte. Zum Glücke gab die Wittve auf meine letzten Worte nicht acht; es that ihr weh, mich gekränkt zu haben, und sie versicherte mich mit Thränen in den Augen, daß sie nicht den geringsten Zweifel in meine Rechtschaffenheit

setzte. Allein, fügte sie hinzu, Sie wissen nicht . . . ach die arme Therese! Sie schwieg, und ich wußte unsre beyderseitige Verlegenheit nicht besser als durch meine Entfernung zu endigen.

Ich bedurfte der Einsamkeit, um dieser Szene nachzudenken, die einen tiefen Eindruck auf mich machte, und mir Therese in einem neuen, aber freylich immer noch dunkeln Lichte darstellte. Doch vielleicht machte eben diese Dunkelheit sie mir noch interessanter; in den Augen der Einbildungskraft verhönert nichts mehr als ein Schleyer, und meine Fantasie ließ mich in dem Incognito, worein Therese sich zu verbergen schien, eine Person von meiner Caste, eine Märtyrerin der Tyranny erblicken, die sich unter der Maske einer Dienstmagd vor der Wuth ihrer Henker verbergen mußte. Eierig faßte ich diese Idee auf, sie bestätigte meine schon mehrmals gemachte Wahrnehmung, daß der Friede, der auf der Stirne des himmlischen Mädchens wohnte, nicht sowohl das Gepräge einer harmlosen als einer gelassenen Seele trug; es war die Stille, die auf einen Sturm, die Ruhe, die auf einen siegreichen Kampf folgte. Nun wurde Therese durch die Aehnlichkeit unsrer Schicksale mit mir verwandt, und diese Verwandtschaft rechtfertigte vor meiner Vernunft die Leidenschaft, die schon einige Zeit in meis-

nem Herzen glühte, und izt mit einer mir bisher unbekanntem Gewalt ausloberte.

Du weißt, mein Freund, daß ich die Liebe nie als eine ernsthafte Sache behandelte. Als der zweyte Sohn meiner Familie hatte ich keine Ansprüche auf das väterliche Vermögen, und mußte allen Aussichten auf eine anständige Heyrath entsagen. Einige vorübergehende Liebshafter, die man bey uns amours de garnison nannte, und wobey ich mirs zu einem Grundsatz der Ehre machte, den Frieden der Familie nicht zu stören, vielweniger die Unschuld zu berühren, hatten kaum die äussere Fibern meines Herzens gestreift, und als der Tod meines ältern Bruders mir mit dem Erbe meiner Vorfahren das Recht einräumte, in den Armen einer Gattin einen edlern Genuß zu suchen, so nöthigte mich die Revolution, alle Heyrathspläne auf bessere Zeiten zu versparen. Zwar kostete dieser Zwang mich nichts, weil ich den Gegenstand noch nicht gefunden hatte, der meinem Herzen jene reinen höhern Gefühle einflößen konnte, die allein fähig sind, es zu fesseln.

Diese Verwandlung war Theresen vorbehalten; sie lehrte es eine Liebe kennen, bey der die Sinne bloss eine Nebenrolle spielen, und deren Wünsche durch die moralischen Reize ihres Gegenstandes genährt und veredelt werden. Allein ungeachtet das seltene Geschöpf in meinen Augen mehr war, als es

zu seyn schien, ungeachtet ich sogar die neue Ordnung der Dinge zu Hülfe nahm, um eine Verbindung auch mit einem Bürgermädchen zu entschuldigen, so behielt ich doch genug Herrschaft über mich, um Theresen meine Leidenschaft zu verschweigen. Was hatte ich auffer meinem Herzen dem guten Kinde anzubieten? Meines Standes, meines Vermögens und selbst meines Vaterlandes beraubt, konnte ich sie bloß zur Gefährtin meines Unglücks machen, und indem sie ihre Hand in die meinige legte, zog ich sie mit mir in den Abgrund, der mich jeden Augenblick zu verschlingen drohte.

Doch was mein Mund ihr verschwieg, das mußten meine Blicke, meine ersticken Seufzer, meine Unterredungen ihr verrathen. Diese nahmen allmählig jenen sanftern, zärtlichern Ton an, den das Ohr des Mädchens, auch wenn es noch nie geliebt hat, von dem Tone der Höflichkeit und der blossen Achtung gar bald zu unterscheiden weiß. Therese muß diese Veränderung bemerkt haben: das lebhaftere Rosenroth, das ihre blassen Wangen färbte, wenn ihr Blick dem meinigen begegnete; die Vorsicht, womit sie ihre Ausdrücke abwog, sobald ich das Gespräch auf einen Gegenstand der Empfindsamkeit lenkte; die schüchterne Eile, womit sie mehrmals das Zimmer verließ, wenn ich mich allein bey ihr befand; alles dieses bewies mir, daß sie in mei-

nem Herzen gelesen hatte. Ob diese Entdeckung dem
 übrigen schmeichelte oder nicht, war mir so leicht nicht
 zu errathen. Wenn sie mir auswich, so schien mirs,
 als ob sie mehr vor sich selbst, als vor mir sich fürch-
 tete. Bey Tische und überhaupt in Gegenwart ih-
 rer Pflegmutter, erwies sie mir hundert kleine Auf-
 merklichkeiten, die man einem völlig gleichgültigen
 Gegenstande nicht erweist, ihr Gespräch war als-
 dann immer unbefangen, bisweilen munter und oft
 mit einem gewissen Accent des Zutrauens bezeichnet,
 den ich nicht anders als zu meinem Vortheil erläs-
 ren konnte.

Vor einigen Tagen fiel die Unterredung bey Ti-
 sche auf die Beispiele des weiblichen Heldennuhs,
 woran die tragische Geschichte unsrer Zeit so reich ist.
 Die Gelegenheit hierzu gab meine Wirthin, welche
 einst die Gattin des Minister Roland auf ihrer
 Schweizerreise kennen lernte. Ich würde diese Ma-
 terie nie berührt haben; nun aber konnte ich mich
 nicht enthalten, von dem grossen Karakter dieses
 Weibes so viel zu erwähnen, als uns aus den öf-
 fentlichen Blättern bekannt ist. Auch wenn man von
 ihren Meinungen abgeht, sagte ich, so muß man
 doch diese neue Römerin bewundern. Ich bedaure
 ihren Mann, daß er nicht an der Seite eines sol-
 chen Weibes sterben konnte; doch gestehe ich, daß
 ich sie lieber zu meiner Freundin als zu meiner

Gattin gewählt haben würde. Und warum das? fragte Therese. Ey nun, erwiderte ich etwas verwirrt, als Gattin wäre sie mir zu wenig Weib gewesen, als Freundin hingegen hätte sie alles vereinigt was ich in einer Freundin suche: männliche Festigkeit mit weiblichem Zartgefühl verschmilzt. Sie fordern viel von einer Freundin, versetzte Therese. Ich fodere es, antwortete ich, weil ich weiß, daß es zu finden ist. Auch bedürfen diese Eigenschaften eben keines Blutgerüthes, um sichtbar zu werden: das Stillschweigen einer edeln Dulderin, der hohe Friede, der ihre Stirne erheitert und aus ihrem oft feuchten Auge hervorglänzt, sagen dem aufmerksamen Forscher, was er in einer solchen Freundin finden, was er von ihr erwarten kann. Ein namenloser Blick Theresens schien mir zu sagen: Wie? Du kennst mich? Er entwich ihr wider ihren Willen, denn in der nemlichen Sekunde ließ ihr Auge den Vorhang vor dem Spiegel ihrer Seele niederfallen. Sie schwieg, ich schwieg auch; allein nie sprach mein Herz lauter, nie war es beredter, als während dieser Pause. Ist gieng Frau La Rive auf einige Minuten hinaus; vermuthlich schien es Theresen Ziererey ihr auf dem Fusse zu folgen; sie fieng an das Tischgeräth wegzuräumen. Ich trat ehrerbietig zu ihr hin und nahm sie bey der Hand: In Ihrem Herzen, edle Therese, liegen alle

Schätze der Freundschaft und Liebe vereinigt. Wohl dem Manne, für den es sich öfnet. Oh möchte ich Sie wenigstens meine Freundin nennen dürfen! Indem ich dieses sagte, drückte ich ihre Hand an meinen Mund. Therese war bestürzt; sie hatte Mühe sich aufrecht zu halten, ihre Hand lag zitternd in der meinigen; sie zog sie nicht eher zurück, als bis ihre Pflegmutter sich vor der Thüre hören ließ. Ich half Theresen, wie ich schon mehrmals gethan hatte, die kleine Tafel an ihre Stelle rücken und da die Stunde mich bald darauf in mein Hospital rief, so verließ ich das Zimmer, ohne eine Minute gefunden zu haben, sie noch einmal allein zu sprechen.

Ich brauche Dir wohl nicht zu sagen, mein lieber M**, daß ich mein Herz bei dem holden Mädchen zurück ließ. Selbst meinen Verstand brachte ich nicht mit in meine Schreibstube, und meine Feder wollte mir nicht gehorchen; gleichwdhl hatte meine Arbeit Eile. Ich hatte einen langen Amtsbericht des Doktors ins Reine zu schreiben, und des folgenden Morgens sollte er abgehen. Gegen Abend brachte ich ihn endlich zu Stande; Roger las ihn durch und fand, daß ich nicht nur verschiedene Worte, sondern hin und wieder ganze Zeilen ausgelassen hatte. Ey, ey, Freund! wo haben Sie heute ihren Kopf? sagte er lachend, indem er mir das Papier

zurückgab. Ich erbot mich, zu Hause eine correctere Abschrift zu machen, und sie am folgenden Morgen mitzubringen.

Bey der Abendmahlzeit fand ich Thereseu aufgerräumter als nie: alle ihre Bewegungen waren lebhafter, die Worte hüpfen ihr von den Lippen und ein neues Feuer blühte aus ihren Augen, die mir noch nie so schön, so groß vorkamen. Diese Veränderung fiel mir auf, und du wirst dich nicht wundern, lieber M**, wenn ich sie als eine Folge der Scene dieses Tages zu meinem Vortheil auslegte. Indem ich mein Herz erleichterte, habe ich auch das übrige erleichtert, ich habe die Scheidewand weggenommen, die uns vor einander verbarg. Nun wird Therese sich mir nähern, sie wird mir Freundin, sie wird mir mehr werden. Dieses waren die Gedanken, die meinen Geist während der Abendmahlzeit beschäftigten, und Du kannst leicht erröchten, daß die Hoffnung, die in meinem Herzen aufkeimte, das Gelübde des Stillschweigens, das ich meiner Liebe auferlegt und schon zur Hälfte gebrochen hatte, nun vollends daraus verbannte.

So anziehend aber auch die Aussicht war, die meiner Einbildungskraft vorschwebte, so blieb mein äußeres Auge dennoch auf Thereseu geheftet, die mir gegenüber saß. Die Heiterkeit ihres Geistes theilte sich dem meinigen mit; ich sieng an geschwäch

zig zu werden, und erzählte ihr, daß ich heute in der Herfreuung einen Schülerstreich begangen hätte, der mich nun nöthigte, die halbe Nacht an meinem Pulte zuzubringen. Lachend beklagte sie mein Schicksal, und gleich nach der Mahlzeit übergab sie mir ein Licht mit den Worten: je früher Sie anfangen, desto eher kommen Sie zur Ruhe. Dieses sagte sie mit einer so holden Mine und in einem so traulichen Tone, daß ich ihre Liebe in jedem Zug ihres Gesichtes zu lesen, und in jedem Silberlaut ihrer Stimme zu hören glaubte: Ich antwortete ihr nicht, allein indem ich das Licht ergriff, drückte ich ihre Finger sanft zwischen die meinigen, und es war, als ob sie den Druck erwiederten. Mein Herz war voll; ich machte ihr und der Wittwe eine stumme Verbeugung und begab mich hinweg.

Von tausend Amoretten umgänckelt lief ich wohl eine halbe Stunde mein Stübchen auf und nieder. Endlich setzte ich mich an meinen Schreibtisch. Nun lagerten sich die Amoretten an mein Papier und es schlug zehn Uhr, ehe ich das erste Blatt meiner Abschrift fertig brachte. Bald aber hatte ich die Ungeschicklichkeit, mein Licht auszulöschen; es war halb elf Uhr; um diese Stunde lag schon alles zu Bette, ich hoffte aber in der Küche noch eine glühende Kohle zu finden, daran ich mein Licht anstecken konnte. Keine wie etn Cyphe schlich ich die Treppe hinunter

ter; die offenstehende Küche lag neben der Wohnstube, und war durch eine Fensterthüre mit ihr verbunden. Die Helle, die mir durch dieses Fenster entgegen strahlte, zog meine Blicke an sich, und
 kaum traute ich meinen Augen, ich sah Theresen am Halse eines jungen Dragoners, der eben im Begriffe stand, Abschied von ihr zu nehmen.

Ein heißer Schauer überlief mich und mein Herz klopfte fürchterlich. Ich stand einen Moment an, ob ich die Thüre nicht öffnen, und die Heuchlerin beschämen sollte. Unterließ ich es aus Achtung für ihre oder für meine Ehre? das weiß ich nicht; genug, ich eilte wie von einem Gespenste verfolgt auf den Zehen zur Küche hinaus und hatte kaum noch mein Zimmer erreicht, als ich den Fremden fortgehen und Theresen ganz leise die Hausthüre verschließen hörte.

Nun dachte ich nicht mehr an meine Arbeit; Schaam und Eifersucht folterten meine Seele; ich warf mich unausgekleidet auf mein Bett und überließ mich dem Sturme, der mich hin und her schleuderte. Eine Decke fiel mir von den Augen. Theresen war nun nicht mehr die erlangte Unbekannte, zu der sie meine Phantasie gemacht hatte; sie war ein gewöhnliches Mädchen, das einen beweinten Buhlen wiederfand oder ersetzte; eine schlaue Kokette, die mein Herz durch die Grimasse der Empfindsam-

Zeit und durch eine theatralische Heldenrolle täuschte. Nun war es mir offenbar, daß die Heiterkeit, die sie während des Abendessens belebte, die Hoffnung, ihren Geliebten zu umarmen, zum Grunde hatte, und daß sie mich bloß darum mit einer so verführerischen Freundlichkeit zur Ruhe wies, damit ich ihre nächtliche Zusammenkunft nicht hindern möchte.

Diese Gewißheit brachte mich aus aller Fassung, und, zu meiner Schande sage ich es, sie erregte in mir den abscheulichen Gedanken, meine Entdeckung der Frau La Rive mitzutheilen. Doch kaum hatte ich ihn ausgedacht, so rüttelte eine unsichtbare Hand mich auf und Therese trat mit der stillen Majestät der Unschuld vor meine Seele. Wie? auch du willst mich verfolgen? sprach sie; mein einziges Asyl willst du mir verschließen? was that ich dir? mit welchem Rechte nennst du mich treulos? Dann wäre ich es, wenn ich dir den Geliebten aufopferte, der deiner Eifersucht so verächtlich vorkommt. Kennst du ihn besser als ich dich kenne? und wenn ich dich kenne? und wenn ich dich nach dem äußern Schein beurtheile, welchen Vorzug verdienst du vor ihm? Elender! ich fieng an dich zu schätzen, und nun muß ich dich verachten. Der Betrug ist auf deiner Seite; ich hielt dich für edel und du bist nichts als ein Verräther, den ich ewig fliehen werde. Ich schauerte zusammen, ich ächzte laut und verbarg mein

Gesicht in mein Kissen, das ich mit Thränen benetzte. Ich fluchte meinem Herzen, meinem Schicksal, und . . . doch wie kann ich dir die schrecklichen Gefühle schildern, die meinen Busen zerfleischten. Ich kämpfte ohne zu siegen; ich riß das Bild Theresens aus meinem Herzen und immer fand ich es wieder darinnen, ich versuchte es sie zu hassen, aber dieser Haß war nichts als aufgebrauchte gedemüthigte Liebe; allein sie erweckte meinen Stolz und dieser diente mir besser als meine Vernunft, und mein Haß. Ich schämte mich meiner Schwachheit, die ich Niederträchtigkeit nannte, und faßte den festen Entschluß, einer Geliebten zu entsagen, die mich verschmähte, und der meine berauschte Phantasie mehr Reize und vielleicht doch auch mehr Tugend borgte als sie wirklich besaß.

Unter diesen Betrachtungen verstrich mir die Nacht, ohne daß es mir möglich war, ein Auge zu schliessen. Bey den ersten Strahlen der Morgenröthe verließ ich mein Lager und vollendete meine Arbeit, und sobald ich hörte, daß Therese die Thür aufschloß, ersah ich den Zeitpunkt, da sie in der Stube beschäftigt war, und machte mich aus dem Hause. Zwey Stunden lang lief ich wie ein Berrückter auf den Hügeln umher, welche diese Stadt umgeben. Dann brachte ich dem Doktor meine Arbeit. Der gute Mann erschraack über mein blaßes verstörtes Gesicht,

er behauptete, ich hätte Fieber und wollte mir ein niederschlagendes Pulver aufnöthigen. Ich schrieb meine Unpäßlichkeit der Hitze der Nacht und der dadurch verursachten Schlaflosigkeit zu und suchte mich durch Arbeit zu zerstreuen. Des Mittags bat ich mich bey Roger zu Gaste; ich wollte Theresen den Triumph nicht gönnen, die Zerrüttung meines Gemüthes in jedem meiner Züge zu lesen. Die Stunde der Abendmahlzeit brachte ich auf einem einsamen Spaziergange zu, und erst bey einbrechender Dämmerung kam ich nach Hause. Therese empfing mich mit einer so arglosen Freundlichkeit, sie bezeugte mir eine so zärtliche Unruhe über mein Fränkliches Aussehen, daß kurz, es fehlte wenig, so hätte sie mich durch ihre offene unschuldige Mine mehr als jemals bezaubert. O Freund! nun fühlte ich erst die ganze Gewalt der Leidenschaft, die mein Herz beherrscht. Um ihm seinen Sieg zu erleichtern, muß ich es der unwiderstehlichen Macht dieses, soll ich sagen, bösen oder guten Engels entziehen, und bin daher entschlossen, ein anderes Quartier zu suchen. Ich hätte meinen Vorsatz bereits ausgeführt, wenn ich nicht vorgestern durch die Erscheinung meines lieben Vicomte wäre überrascht worden. Er hatte ein Geschäft in Hünningen, und konnte mir nicht so nahe seyn, ohne mich zu besuchen. Morgen wird er mich wieder verlassen, und da

er einen vertrauten Boten mit wichtigen Papieren an seinen Schwager abschickt, der in deiner Nachbarschaft wohnt, so werde ich ihm diesen Brief einschließen, für dessen sichere Bestellung der Vicomte mir haftet. Ich weiß nicht, Lieber M***, warum ich zwey Drittheile desselben mit der Erzählung einer Begebenheit angefüllt habe, über die ich nun erröthe. Doch ich war ja von jeher gewohnt, dich zum Vertrauten meiner Thorheiten zu machen. Das schlimmste ist, daß selbst die Zerstreungen, die ich am Busen der Freundschaft genoß, mein Gemüth nicht aufheitern konnten und daß meine Melancholie nun im Ernst anfängt, meine Gesundheit zu bedrohen. Doch bin ich nur einmal aus der Insel der Calypso entflohen, so wird mit meiner Vernunft auch meine Gesundheit wiederkehren.

Lebe wohl, mein theurer M**, in wenig Wochen, vielleicht in wenig Tagen, erwarte ich das Vergnügen, ein Blatt von deiner Hand zu lesen.

D r i t t e r B r i e f .

Nach einer langen stürmischen Nacht, in der alles um mich her wachte, und ich allein schlief; in welcher der Seiger der Chronologie um ein Jahrhundert fortrückte, indeß der Seiger meines Lebens stillstand, erhebe ich mich aus meinem Grabe, und sehe schon hoch am Himmel die Sonne, die den Auferstehungstag meines Vaterlandes beleuchtet, und höre noch in

der Ferne den Nachhall der Posaune, die seine Thunnen vor Gericht foderte.

O Freund! wie vieles ist in den fünf Wochen geschehen, die über mich wegschritten, während ich in den Banden des Todes lag. Doch was auf dem grossen Theater geschah, weist du besser, und wußtest du eher als ich; nicht die Geschichte der Nation, sondern meine Geschichte bin ich Dir schuldig, und auch diese muß ich aus fremden Quellen schöpfen. Ich erinnere mich bloß des Anfangs und des Endes meines langen langen Traumes. Meine Hand ist noch schwach, und der edle Roger, dem ich mein neues Daseyn verdanke, erlaubt mir mehr nicht, als täglich eine Stunde diesem Geschäfte zu widmen. Kaum kann ich selber meine Handschrift lesen, aber das Auge der Freundschaft wird sie schon zu entziffern wissen.

Zwey Tage nach dem Abgange meines letzten Briefes nahm die Unpäßlichkeit, deren ich am Schluß desselben erwähnte, eine ernsthaftere Wendung. Rasende Kopfschmerzen und eine allgemeine Ermattung hielten mich in dem Hause zurück, das ich meiner Ruhe wegen verlassen wollte. Roger besuchte mich; sein Auge verrieth, was sein Mund mir verschwiegen. Er erkannte in meinem Zustande die Vorboten des bössartigen Fiebers, das seit einiger Zeit bey der oberrheinischen Armee wüthete, und in unserm Heer

spital täglich einige Schlachtopfer hinraffte. Diese Epidemie war der Gegenstand des Berichts, dessen Abschrift meine letzte Arbeit war, und dessen Inhalt ich Dir geistlich verhehlte, um Dich nicht meinetwegen zu benruhigen.

Aller Mittel ungeachtet stieg das Fieber jede Stunde und schon am fünften Tage verlor ich alle Besinnung. Die gute La Rive verpflegte mich als einen Sohn; selbst Theresie begleitete sie öfters auf mein Zimmer, und theilte ihre Sorgfalt. Als ich sie zum letztenmal sah, waren ihre Augen von Thränen feucht, und ihre Wangen todtblaf. Ich bemerkte es, mein Herz brach mir, ihre Thränen hatten meinen Haß ausgelöscht, ich reichte ihr und der Wittwe meine glühende Hand. Hören Sie auf, stammelte ich, einen Unglücklichen zu bedauern, für den der Tod eine Wohlthat wäre. Beide weinten vor meinem Bette, als Roger hereintrat. Ich hörte, daß er ihnen einen Verweis zuflüsterte, und sie fortschickte. Am nehmlichen Tage brachte er mich einen seiner Krankenwärter, dessen Pflege er mich übergab, und in der folgenden Nacht fiel ich in einen dämischn Schlummer, der vor meine Sinne einen dichten Vorhang zog. Er wurde zwar von Zeit zu Zeit emporgeweht, aber bloß um mir ein Schattenspiel phantastischer Bilder zu zeigen, die wie flüchtige Träume vorüber flatterten.

Bald sah ich mich von den Trabanten der Tyrannen verfolgt, die mich vor ihren Blutrath schleppeten. Ich trotzte meinen Richtern, und spie ihnen ins Angesicht. Bald glaubte ich meinen treuen Duval zu erblicken, der mich aus den Händen meiner Feinde besreyte, und mich in eine dunkle Höle verbarg; plötzlich schreckte mich ein Licht, ich hörte menschliche Fußtritte, es war die Frau La Rive und Therese, die mich trösteten und mir Speise brachten. Ich küßte ihnen die Hände, ich dankte ihnen in den zärtlichsten Ausdrücken und beschwor sie, doch ja meinen Aufenthalt und wahren Namen keiner Seele zu entdecken. Bisweilen erschien mir Roger in Gestalt eines Einsiedlers, oder ich besuchte ihn bey den Ruinen seiner Klause und half ihm sie wieder aufbauen. Heil dir, du Mann Gottes! sagte ich einst zu ihm, als er wirklich vor meinem Bette stand, und mir den Puls befühlte. Heil dir! du willst mich zum Tode bereiten; oh ich fürchte ihn igt weniger als nie, du hast mich gelehrt, daß ich unsterblich bin. Ha, ha! fuhr ich mit Lachen fort, sie können mich nicht ganz tödten, und auch sie werden nicht ganz sterben, so sehr sie es wünschen müssen.

Alle diese Bilder, mein lieber M**, ließen auch nicht die kleinste Spur des Andenkens bey mir zurück; meine Freunde sind es, die sie bey'm Vorbeyfliegen aufgefaßt haben. Nur einer einzigen Szene, die

mich tief erschütterte, weiß ich mich zu erinnern. Ich sah Thereseu still und hehr, wie das Bild der Andacht, neben mir auf den Knien liegen. Sie hob die Hände gen Himmel, und trocknete ihre Thränen mit meinem Bettuche. Wie? rief ich, Therese weint um mich? Weinst du, daß du meine Liebe verschmähtest? daß du mich . . . du weißt es, wem du mich aufopfertest. Ich weiß es auch, ich sah ihn wohl, ach ich sah ihn den verhaßten Grünrock, dem du um den Hals fielst. Da kommt er, da kommt er! nein, das ist zu viel, ich werd es nicht leiden, daß er auf meinem Grabe dich küsse. Hinaus mit dir, hinaus! wo ist mein Säbel? Ich sprang auf; Therese verschwand, und der Dragoner verwandelte sich in meinen Duval, der mit seinem neroigten Arme mich umschlang, und wieder zu Bette brachte.

Du wirst Dich nicht wundern, lieber Freund, daß Duval in meinen Visionen eine Hauptrolle spielte. Sein Bild war meiner Seele zu tief eingeprägt, um sich nicht in alle ihre Träume zu mischen; aber freuen wirst du dich, wenn ich dir sage, daß dieser treue Diener nicht bloß meiner Phantasie so nahe war. Am achten Tage meiner Krankheit kam er mit seinem Briefe hier an, und da er mein Quartier nicht wußte, so wollte er sich bey Roger darnach erkundigen. Von diesem erfuhr er meine Gefahr, und so

gleich war sein Entschluß gefaßt. Das Bad, sagte er, hatte mich ziemlich zurecht gebracht, allein auf meinem Marsch hat sich mein Bein wieder verschlimmert. Es bedarf einige Tage Ruhe, und diese Tage will ich bey meinem Herrn zubringen; rufen Sie seinen Wärter zurück, und überlassen Sie mir seine Verpflegung. Ein blosser Schein von Ihnen wird meine spätere Ankunft beym Regiment rechtfertigen. Ich kann ja ohnehin den Dienst noch nicht versehen. Roger umarmte den Lieblichen und bewilligte seine Bitte, um so lieber, da er befürchtete, ich möchte durch meine Phantasieen mein eigner Verräther und der Krankenwärter durch den Lohn, den unsre Blutgesetze den Denuncianten versprechen, wohl gar verleitet werden, mich meinen Verfolgern in die Hände zu liefern. Von diesem Augenblick an wich der gute Duval nicht von meiner Seite, und als ich am drey und dreyßigsten Tage meiner Krankheit wieder zu mir selbst kam, war er der erste Gegenstand, den mein verneutes Auge erkannte. Nur in deinem Herzen, lieber M***, kannst du die Gefühle finden, wovon das meinige überwallte, als ich diesen Freund erblickte, und die rastlose Sorgfalt erfuhr, womit er mich verpflegt hatte.

Die glückliche Krise, welche die Natur vorbereitete, wurde durch die weise Kunst meines Arztes befördert. Mein Fieber fiel, der Schlaf stellte sich

wieder ein, und jeden Morgen erwachte ich mit einem neuen Kennzeichen der Besserung. Meine Kräfte kehrten allmählich zurück, und vorige Woche verließ ich zum erstenmal das Bette. Vater Rogez wachte eben so streng über meine Genesung, als er über meine Krankheit wachte; er dehnte die Diät, der er mich unterwarf, auch auf das Gemüth aus, zu dem er anfänglich jeder lebhaften Bewegung den Zugang versperrte. Selbst mit Deinem Schreiben rückte er erst vor einigen Tagen hervor. Wüßte ich, sagte er, seinen Inhalt, so hätte ich es Ihnen vielleicht eher mitgetheilt. Wonnegitternd erbrach ich es; allein ich mußte den Doktor bitten, es mir vorzulesen. Ich hoffe, sagte er, indem er mir den Brief zurückgab, Sie sollen ihn bald mündlich beantworten. Ich sah ihn starr an; für Scherz fand ich die Rede zu bitter, für Ernst konnte ich sie nicht halten. Sie schweigen? fuhr er fort, nun so muß ich sprechen. Es ist Zeit, daß ich Sie von den großen Ereignissen unterrichte, die sich gleich im Anfang Ihrer Krankheit zutragen, und die man Ihnen bisher verhehlte, um Ihre noch schwachen Nerven nicht allzubeftig zu erschüttern. Jetzt erzählte er mir die Geschichte des 9ten Thermidors. Er mußte oft innehalten, oft das Gesagte wiederholen; bald konnte ich dem Strome der Begebenheiten nicht folgen, bald glaubte ich gar, daß die Reihe zu faszeln nun

an den guten Doktor gekommen sey. Es bräuchte Zeit, bis ich mich von meinem Erstaunen erholte, und an den glücklichen Einfluß glaubte, den diese neue Revelation auf mein Schicksal haben kann. Hoffen Sie alles, sagte Roger, die Thore der Gefängnisse sind geöffnet, und das Blut der Unschuld hört auf zu fließen. Machen Sie, daß Sie bald gesund werden, damit auch Sie aus der Verborgenheit hervortreten und den Räubern ihre Beute entreißen können. Aus dem Briefe Ihres Freundes sehe ich mit grosser Freude, daß Ihre Güter noch nicht verkauft sind. Du kannst Dir vorstellen, mein Lieber M * *, daß diese frohen Aussichten nicht wenig dazu bestrugen, meine Herstellung zu beschleunigen. Täglich machte ich nun neue Pläne, die ich bald vor meinem Duval, bald vor dem Doktor ausfrante. Dieser belebte meine Hoffnung, und half meiner Einbildungskraft die schmeichelhaften Bilder ausmalen, an denen sie sich weidete. Ich habe, sagte er neulich, einen Freund in Paris, an diesen werde ich Ihnen ein Empfehlungsschreiben mitgeben, von dem ich in mehr als einer Hinsicht die beste Wirkung erwarte.

Meine gute Wirthin ist nicht weniger beschäftigt, meine Genesung zu befördern. Ihre mütterliche Fürsorge kömmt meinen Wünschen zuvor, und seitdem ich wieder essen darf, bringt sie mir jedesmal selber

die Speisen, die der Arzt mir verordnete. Therese sah ich seit der Rückkehr meiner Besinnung nie; dieses befremdete mich, ich konnte mir sogar nicht verbergen, daß es mich verdroß. Ich ließ das her mehrere Tage verstreichen, ehe ich nach ihr fragte; endlich konnte ich mich doch nicht länger halten. Wie kommt es, sagte ich zur Frau La Rive, daß ich Ihre Therese nie zu sehen bekomme? Ach! erwiderte sie, das liebe Mädchen ist schon vor mehr als vierzehn Tage verreist; ihr Bruder, der sie einige Wochen zuvor besucht hatte, kam unvermuthet sie abzuholen. Diese Nachricht erschütterte mein Innerstes, und beschäftigte mich so ganz, daß ich gar nicht daran dachte, weiter zu fragen. Meine Seele verlorh sich wie in einem Labyrinth drückender Gefühle und widersprechender Muthmassungen. Indem ich das Bild Therese's verfolgte, verlorh ich die Frau La Rive aus dem Gesichte, und als ich mich endlich wieder nach ihr umsah, hatte sie das Zimmer verlassen.

Ich wandte mich an meinen Duval und fragte ihn: ob er Therese's Bruder gesehen habe? Ja, erwiderte er, es ist ein sehr feiner junger Mensch, er steht unter dem Dragonerregiment, wovon das Depot in Belfort liegt. Denke dir, mein Freund, einen Blitz, der einen nächtlichen Wanderer um und um überströmet, so ward es plötzlich Licht in meis

nem Verstande; aber eben so schnell wie der Schlag
 auf den Blitz folgt, traf ein glühender Dolch mein
 Herz. Ich sank in meinen Armstuhl zurück, ich hatte
 Mühe Odem zu schöpfen. Es währte lange, bis ich
 mich wieder erholte und als Roger mich besuchte,
 fand er eine fieberische Bewegung in meinem Puls
 fe. Er schrieb es einer Uebertretung der Diät zu,
 und gab mir einen ernstlichen Verweis. Ich schwieg,
 weil ich ihm seinen Irrthum nicht benehmen konnte,
 ohne das Geheimniß meines Herzens zu verrathen.
 Duval aber nahm das Wort, und hielt meiner
 Mäßigkeit eine Schutzrede. Es blies ihn, setzte er
 hinzu, plötzlich an, wie ein böser Wind, eben da
 wir vom Bruder der Jungfer Therese mit einander
 sprachen. Ach so, sagte Roger, es ist gut, daß
 ich daran erinnert werde; das liebe Mädchen hat
 mir aufgetragen, Sie noch tausendmal zu grüßen;
 Sie nahm den innigsten Antheil an Ihrer Krank-
 heit, die bey Ihrer Abreise auf dem höchsten stand.

Ein tiefer Seufzer war meine Antwort, als aber
 der Doktor mich verlassen hatte, konnte ich mich
 nicht enthalten, meinen Duval zu fragen: ob Thes-
 rese gerue verreißt sey? Das weiß ich nicht, ant-
 wortete er, wenigstens war sie sehr betrübt. In der
 Nacht vor ihrer Abreise, dieses sagte er leiser, kam
 sie sogar auf Ihre Stube, vermuthlich um Abschied
 von Ihnen zu nehmen. Ich war gerade unten in

der Küche, um Ihnen eine Limonade anzubrühen; Sie waren aber nicht bey sich, Sie hielten sie vermuthlich für einen Mörder und schrieen nach Ihrem Säbel. Ich lief herauf, und sah noch das arme weinende Mädchen mehr todt als lebendig aus der Thüre stürzen. Ich nahm mir nicht Zeit sie auszufragen, und eilte zu Ihnen. Gott weiß, was ich für Mühe hatte, Sie wieder zur Ruhe zu bringen.

Du siehest hieraus, mein Freund! daß die Szene, deren ich oben erwähnte, nicht ganz Phantasie war. Die arme Therese! und ich Elender zog ihre Unschuld in Verdacht, ich erschreckte mich, sie bey dir zu verleumden. Wo finde ich dich, edles Mädchen, um zu deinen Füßen mein Verbrechen zu bekennen, und dich um Vergebung anzusuchen? Das Andenken meiner unsinnigen Eifersucht rächet mich schrecklicher, als du es wünschen könntest, wenn ich auch in der hassenswürdigsten Gestalt vor dir erschiene. Ja, Freund, dieses Andenken foltert mich Tag und Nacht; es verspätet meine völlige Genesung und mein guter Roger weiß nicht, was er aus meinem Zustande machen soll; ich verhehle ihm die Wahrheit, weil er ja doch keine Arzney für mein Uebel hat. Gestern verursachte er mir eine unvershoffte Freude, er hatte ohne mein Vorwissen um Duvals Abschied geschrieben, dessen Wein durch die beständige Nachtwachen entzündet wurde. Sein Bes
Pfeffels prof. Berghde. V. 5

richt bewürkte den Abschied, er übergab mir ihn mit den Worten: Duval darf ihn aus keinen andern als aus Ihren Händen empfangen. Ich fiel meinem Freunde um den Hals, und er umarmte mit mir meinen treuen Diener, der an unsrer Brust das Geschenk seiner Freyheit vergaß. Von nun an, sagte ich zu ihm, bleiben wir ungetrennt: an meiner Seite sollst du deine Tage verleben, du hast dich für mich aufgeopfert. Die Hoffnung, mein Vermögen wieder zu erhalten, hat nun einen neuen Reiz für mich; es wird mich in den Stand setzen, meinem Ketter ruhige Tage zu versichern.

Necht so, Freund! rief der Doktor; allein um Ihr Vermögen wieder zu erhalten, müssen Sie nach Paris reisen, und da nun Duval wieder ganz Ihre ist, so trage ich um so weniger Bedenken, Ihre Reise zu beschleunigen. Sie kann weit besser als ich die trübe Laune zerstreuen, die seit einigen Tagen Ihre Stirne umwölkt. Ich werde Ihnen für ein bequemes Carriol und zwey gute Pferde sorgen, so können Sie mit Gemächlichkeit reisen, und allen unangenehmen Begegnissen ausweichen, denen eine öffentliche Gelegenheit Sie aussetzen würde. Sie müssen fort, ehe die unfreundliche Herbstwitterung eintritt. Länger als bis zu Ende der künftigen Woche dürfen Sie nicht warten, zumal da Sie vermuthlich einen kleinen Seitensprung zu Ihrem Freund

de M** werden machen wollen. Bis um diese Zeit soll alles und besonders auch das Empfehlungsschreiben bereit seyn, das ich Ihnen versprochen habe.

Gesteh mir, Freund! daß wenn ich in der Liebe unglücklich bin, kein Mensch auf Erden in der Freundschaft glücklicher seyn kann als ich. Der edle Roger schloß meiner Dankbarkeit den Mund. Wenn Sie mir Dank schuldig zu seyn glauben, sagte er, so beweisen Sie mir ihn durch die Sorge für Ihre Gesundheit. Ich will ihm folgen, mein lieber M**, und die süße Hoffnung, dich bald zu umarmen, wird meine Bemühung unterstützen. Da man sich nun wieder ohne Furcht der Post bedienen kann, so will ich ihr diesen Brief anvertrauen, an dem ich acht volle Tage geschrieben habe. Ich erwarte keine Antwort von Dir, sie möchte mich nicht mehr hier antreffen.

Noch ein Wort von Theresen. Ich nahm heute Gelegenheit meine Wirthinn zu fragen: ob sie nicht wisse, wo ihr Bruder sie hingeführt habe? Sie antwortete mit sichtbarer Verwirrung: das kann ich Ihnen nicht sagen, ich erwarte aber täglich einen Brief von ihr. Möchte er doch vor meiner Abreise einlaufen, kein Umweg würde mir zu groß seyn, um das seltene Mädchen aufzusuchen. Die La Nive weiß zuverlässig um ihr Geheimniß; allein, was habe ich Clender für ein Recht ihre Verschwiegenheit zu tadeln? Therese wird ihr ohne Zweifel den Vor-

faß jener fatalen Nacht erzählt und ihr dadurch den Mund nur desto fester geschlossen haben. Zwar wenn sie mich liebte, so hätte sie ihr vielmehr aufgetragen, mir meinen Argwohn zu benehmen; ob es ist nur allzugewiß, daß sie es nicht der Mühe werth hielt, sich bey mir zu rechtfertigen. Dieser Gedanke zerstört alle meine Hoffnung; er läßt mir nichts als die traurige Pflicht übrig, diese unselige Liebe aus meinem Herzen zu verbannen. Werde ich es können? möchte ich es können! Vielleicht ist dieses Wunder Dir, mein theurer M * *, vorbehalten, wüßte ich das, ob ich würde die künftige Woche nicht erwarten, mich in deine Arme zu werfen.

V i e r t e r B r i e f .

Glücklich, mein lieber Doktor, sehr glücklich war bisher meine Reise. Eine laue Septemberluft, lieblich wie der Hauch des Mayen, umfloß mich, und die prächtigen Schätze der Natur, welche im Herbst giebt, was sie im Frühling versprach, schmückten überall die Baumgärten und Weinberge, zwischen denen mein Weg mich durchführte. Dieses Schauspiel erheiterte mein Aug und erfrischte mein Blut; es war mir, als säh' ich es zum erstenmal in meinem Leben. Während der Schreckenszeit hatte ich allen Sinn für die Wunderwerke Gottes und des Menschen verlohren. Auf den Straßen und in den Städten erblickte ich wieder unbewölkte Stirnen, die

niedergesenkten Augen, die ihre stillen Thränen verbergen mußten, öffneten sich wieder, und glänzten von Hoffnung und Freude. Nur hin und wieder schleicht ein finstrier Diener des Schreckens, der seine Wuth zu verbergen sucht, und mit hämischen Blicken den entronnenen Schlachtopfern nachschielt, nach deren Blut seine Zunge lechzte.

Ich begegnete disseite Langres einer grossen Anzahl dieser Erlöbten, darunter sich vierzehnjährige Kinder befanden, die ihren Eltern in den Kerker folgten und nun mit ihnen zu ihrem Herde zurückkehrten. Alle rühmeten die edelmüthige Kühnheit, womit ein Theil der Einwohner ihnen ihre Gefangenschaft zu erleichtern suchte, und mein Herz half ihnen die guten Menschen segnen, welche es wagten, der Tyranney zum Trotz, Balsam in die Wunden der Unschuld zu giessen.

Ich kehrte im Posthause vor der Stadt ein. In Erwartung meiner Abendmahlzeit bereitete ich mich, ein paar Zeilen an meinen Freund M * * zu schreiben, als ein wilder Lärm mich an's Fenster lockte. Ein ansehnlicher Mann von ungefehr vierzig Jahren in hechtgrauer Uniform und mit einem ungeheuren Säbel hatte im Posthause Pferde gewechselt, und wollte eben davon reiten, als er von einem Offizier und vier Häschern angehalten wurde. Es entstand ein heftiger Wortwechsel; Der Fremde wollte durch

aus nicht absteigen, und als die Häfcher ihn vom Pferde reißen wollten, zog er ein Terzerol aus der Tasche, und jagte sich eine Kugel durch den Kopf. Er that es mit so grosser Geschwindigkeit, daß es unmöglich war, ihn daran zu hindern. Eine unzählbare Menge Volks stürmte herbei; die Fragen und Antworten brausten so bunt durch einander, daß ich von diesen kein Wort vernehmen konnte. Endlich erschien ein Friedensrichter, den der Offizier hatte berufen lassen; man begab sich in ein abgesondertes Zimmer des Posthauses, um einen Bericht über den Vorfall aufzusehen.

Als dieses Geschäft geendigt, und der Leichnam fortgeschafft war, fragte ich den Postmeister um den Anlaß und die nähern Umstände dieses schauerlichen Auftritts. Dieser Mensch, sagte er, ist einer von den Cannibalen, welche Avignon und Orange in Schädelstätten verwandelten. Er genoss des Vertrauens unsrer Tyrannen, und durch diesen Schild gedeckt, eignete er sich einen Theil der Reichthümer zu, die er im Namen der Nation in Beschlag nahm. Man hat für mehr als hunderttausend Thaler Assignate und Juwelen bey ihm gefunden. Nach dem Sturze des Triumvirats ward er angeklagt, allein er rettete sich durch die Flucht. Man sandte ihm Steckbriefe nach, und er wollte mit einem falschen Paß als Arzt zur Rheinarmee reisen, als er ertappt wurde.

War er denn wirklich ein Arzt? fragte ich. Ja wohl, versetzte der Postmeister, er stand ehemals am Kriegshospital in D a; hier entführte er eine Ehefrau und floh mit ihr, wie es heißt, nach Rußland, von wo er erst vor drey Jahren aber ohne sie zurückkam. Alles dieses hat mir der Offizier erzählt, der ihn anhalten sollte. Wissen Sie den Namen des Unglücklichen? — Er hieß Robert. — Mein Herz erstarrte; Grauen und Entsetzen banden mir die Zunge. Zum Glücke berichtete man mir, daß meine Mahlzeit mich erwarte, sonst hätte meine Bestürzung dem Wirthe verdächtig werden müssen.

Ich errathe die Gefühle, womit Sie mein ehrwürdiger Freund, diese Zeilen lesen werden. Das Gemählde, das ich vor Augen sah, wird auch vor den Ihrigen schweben; auch Sie werden ihn sehen, den Zerstörer Ihres häuslichen Glückes, wie er mit eigener Hand die zahllosen Verbrechen seiner schändlichen Leidenschaften rächt. Ich will Sie Ihren Betrachtungen überlassen, und Sie nur noch um eine Gefälligkeit bitten, wodurch Sie vieles zu der Gemüthsruhe beitragen können, die Sie mir so sehr empfohlen haben. Bey meiner Abreise erwartete Frau La Rive täglich Nachricht von Theresen. Bringen Sie dem guten Weibe einen Gruß von mir, und melden Sie mir alles, was Sie von dem edlen, lebenswürdigen Mädchen, und besonders von dem

Ort ihres Aufenthalts erfahren werden. Ein unzeitiger, fataler Schlaf hat mich des vielleicht einzigen Mittels beraubt, das meine Sehnsucht befriedigen konnte.

Vorgestern Nachmittags war es sehr warm; die Sonne brannte auf die Decke meines Carriols; ich hatte mich in eine Ecke geschmiegt, und sieng eben an einzuschlummern, als ich auf einmal jemanden rufen hörte: ey guten Abend, Bürger Duval! Duval antwortete nicht, allein ich bemerkte, daß er sich zum Carriol hinausbückte, und da die Stimme mir fremd war, so fand ich nicht für nöthig, meine Sieste zu unterbrechen. Erst des Abends beym Auskleiden fiel es mir ein, ihn zu fragen, ob ich träumte, oder ob ich diesen Mittag wirklich eine fremde Stimme ihn bey seinem Namen rufen hörte? Sie haben nicht geträumt, antwortete Duval, es war der Bruder der Jungfer Therese, der vorbeysuhr und mich grüßte; ich wollte ihm nicht antworten, aus Furcht Sie zu wecken.

Ein Schauer überlief mich, ein unwillkürlicher Fluch starb mir auf den Lippen. Gern hätte ich mit meinem Bedienten gehadert, meine Vernunft erinnerte mich noch zu rechter Zeit, daß der arme Mensch unschuldig sey, und eher meinen Dank, als meinen Unwillen verdiene. Konnte er wissen, wie viel mir daran lag, mit diesem Reisenden zu spre-

ken, und geschah es nicht aus Schonung für meine Ruhe, daß er seinen Gruß bloß durch ein Kopfnicken beantwortete? Gleichwohl konnte ich meinen Groll über die Launen meines Verhängnisses nicht verbergen, und ich sah es dem guten Duval an, daß er nicht klug aus mir werden konnte.

Auch Sie, mein edler Freund, können nicht wissen, warum diese Begebenheit so mächtig auf mich wirkte. Es ist Zeit, daß ich Ihnen sage, was ich Ihnen schon allzulang verhehlt habe. Die liebenswürdige Theresese hat einen tiefen Eindruck auf mein Herz gemacht. Da Sie das vortrefliche Mädchen kennen, so werden Sie sich nicht über meine Liebe wundern. Lange hat meine Vernunft sie bekämpft, nicht weil ich sie für unedel, sondern weil ich sie für unzeitig hielt. Ich wollte die Ruhe dieser theuren Unglücklichen nicht stören, vielweniger sie an mein eignes Unglück fesseln. Ein einzigesmal überwältigte mich meine Leidenschaft: ich ließ Theresese einen Blick in mein Herz thun, und mir dünkte, daß die Gesinnungen, die sie darinn las, ihr nicht mißfielen.

Doch ach! ich machte mich gar bald durch einen schändlichen Argwohn ihrer Achtung unwürdig. Ich Elender erlaubte mir ihre Tugend in Zweifel zu ziehen, und ich habe nur allzuviel Ursache zu vermuthen, daß ich im Wahnsinne meiner Krankheit sie

so gar durch ungerechte Vorwürfe gekränkt habe. Ihre Abreise hinderte mich bey der Rückkehr meiner Vernunft ihr mein Unrecht abzubitten, von dem ich gleich in den ersten Tagen meiner Genesung überzeugt wurde. Das Gefühl meines Vergehens und der Unmöglichkeit es wieder gut zu machen, war die Ursache der Melancholie, die Sie an mir bemerkten, und die meine völlige Herstellung verzögerte.

Urtheilen Sie nun selbst, wie sehr es mich schmerzen muß, die sicherste Gelegenheit, Theresens Aufenthalt zu erfahren, versäumt zu haben, zumal da die günstige Wendung meines Schicksals mir nun erlauben würde, mein Stillschweigen zu brechen, und sie von der Aufrichtigkeit meiner Liebe zu überzeugen. Wer auch Therese seyn mag, so können Sie, mein väterlicher Freund, diese Liebe nicht mißbilligen; Theresens Reize, und noch mehr ihre Tugend würden sie eines Thrones würdig machen, wenn die Tugend ihren Lohn auf einem Throne fände. Ich werde nicht eher ruhen, als bis ich sie ausgespürt und sie gefragt habe: ob mein Herz und meine Hand sie für ihre erlittenen Unfälle entschädigen können.

Nun brauche ich meine Bitte um Nachrichten von Theresen wohl nicht zu wiederholen, noch Ihnen zu sagen, wie sehr Sie mich dadurch verbinden werden. Schreiben Sie mir unter der Adresse Ihres

Freundes, da ich Ihnen die meinige noch nicht geben kann. Spätstens in zehn Tagen werde ich in Paris eintreffen. Mein lieber M** wünschte mich zwar länger zu behalten, allein er ist zu sehr mein Freund, als daß er die Gründe meiner Eilfertigkeit mißbilligen sollte. Er kennet meinen Vater R o g e r schon ganz, und hofft ihn einst Herz an Herz um seine Freundschaft zu bitten. Er verdient sie, und wenn ich meine Geliebte nicht wieder finde, so werden mir immer zween eben so seltne Freunde übrig bleiben. Sieht mir das Schicksal mein Eigenthum wieder, so ist mein Plan gemacht: Sie ziehen zu mir auf mein Landhaus, und wir leben als ein paar Einsiedler mitten in den Stürmen, wo nicht ganz glücklich, doch gewiß unendlich glücklicher als die, welche sie erregen. Sie tragen Trost und Gesundheit in die Hütten der Armen, und ich baue das Brod, das wir mit ihnen theilen. Der treue D u v a l wird wechselsweis Ihr Kräutersammler und mein Almsenier. Besucht uns dann mein lieber M**, so feyern wir an ländlicher Tafel das Fest der Freundschaft und trinken mit ihm aus dem Kelch des ewigen Bundes. Da steht er eben hinter mir und behauptet: daß zur Vollendung des Gemählbes noch eine Eremitin fehle. Ich fühle nur zu sehr, daß er recht hat. Leben Sie wohl, mein ehrwürdiger Freund, und helfen, o helfen Sie mir die Eremitin finden!

F ü n f t e r B r i e f.

Gestern, lieber M**, habe ich meine Wallfahrt geendigt. Die zweite Hälfte meiner Reise war eben so vergnügt als die erste: ein heiterer Himmel über meinem Scheitel, ein heiteres Herz in meinem Busen haben mich bis hieher begleitet. Der Erbsünden, den ich zu dir brachte, war in deinen Armen verschwunden; das Allmachtswort der Freundschaft hatte ein neues Licht in meiner Seele geschaffen. Als ich in diese Hauptstadt einfuhr, wachte zwar meine schlummernde Melancholie wieder auf, und ein kalter Schauer ergriff mich bey Erblickung des Revolutioneplatzes, der das Blut so vieler Märtyrer getrunken hat. Ihre heiligen Schatten schwebten im Glanz der Unsterblichkeit vor meiner Seele; allein ich bewunderte sie mehr als daß ich sie beklagte, und mein thranenvolles Auge verweilte weniger auf ihren Wunden als auf ihren Palmen. Der Siegespomp ihrer Tugend verbreitete eine stille Feyer durch mein ganzes Wesen; die reine Atmosphäre, darinn mein Geist wogte, löschte meine Leidenschaften aus, und im Kreise dieser Großgestorbenen fand ich es klein, ihren Henkern zu fluchen.

In dieser Stimmung, wofür die Sprache keinen Namen hat, und die sich allmählich in eine Wehmuth auflöste, die ich mit keiner jemals genossenen Freude vertauscht hätte, brachte ich den ganzen Abend

zu. Ein süßer Schlaf, in welchem lauter überirdische Gestalten vor meiner Phantasie vorbeizwanderten, und der bis weit in den Morgen dauerte, erquickte meine Lebensgeister, und ich verließ mein Lager so leicht, so munter, als hätte ich mich im Brunnen der Jugend gebadet. Ich hatte meine Herberge in eben der Straße gewählt, die der Freund meines Rogers bewohnt. Der Rest des Vormittags verstrich mir unter der Einrichtung meiner kleinen Wirthschaft; dann ließ ich mich bey meinem künftigen Beschützer anmelden, und um die Erlaubniß anfragen, ihn nach Tische zu besuchen, Sie wurde mir bewilligt. Ich traf ihn allein an. Mahle dir, mein lieber M**, einen schönen Greis von etwa fünf und sechzig Jahren, dessen freundliche Miene noch die Spuren überstandner Leiden trägt, und dessen Anstand jene zwanglose Leichtigkeit verräth, die noch mehr die Frucht eines langen Aufenthalts in der großen Welt, als einer ausgezeichneten Erziehung ist. Ungeachtet ich wußte, daß er ehemals General und Kommandeur des Maltheserordens war, so wurde ich dennoch durch seinen, ich möchte sagen erlauchten, Anblick überrascht. Das Heldenthum des Unglücks gibt den edeln Menschen eine Hoheit, die keine Lorbeerkränze, selbst die Majestät des Thrones, nicht geben können, und der Kommandeur hatte über ein Jahr in einer rühmlis-

chen Gefangenschaft geschmachtet, aus der er vor kaum zween Monaten befreuet wurde.

Seitdem er den Kriegsdienst verließ, bewohnte er ein Landgut am fruchtbaren Ufer des Doubs. Seine geschwächte Gesundheit und sein Geschmack an der Stille des Landlebens hatten ihn vom Schauplatze der Welt entfernt. Diese Abgeschlossenheit schützte ihn gegen die Stürme der Revolution. Er lebte bis in den Sommer des vorigen Jahres unangefochten in seiner dunkeln Freystatt, als einer seiner alten Freunde, der als ein Anhänger der Girondisten ausser dem Gesetz erklärt worden, Schutz bey ihm suchte. Der Kommandeur besann sich keinen Augenblick; er verbarg ihn einige Wochen in seinem Hause, und beförderte seine Flucht in die Schweiz. Ein treulosser Bedienter, der um die Sache wußte, und wegen eines begangnen Diebstahls von seinem Herrn verabschiedet ward, verrieth ihn den Henkersknechten des Triumvirats, die ihn, ungeachtet er bettlägrig war, aufhoben, und nach Paris schleppen ließen. Man fand Mittel seinen Prozeß in die Länge zu ziehen; er glaubte sich bereits vergessen, als der geheime Beschützer, den er sich erkaufte hatte, plötzlich die Hand von ihm abzog. Der Kommandeur erwartete nun täglich seine Anklageakte, als der 9te Thermidor die Szene änderte, und in das neue Sicherheitsko-

mitte einen seiner ehemaligen Kriegskameraden beförderte, der nach wenig Wochen seine Freyheit bewürkte.

Alles dieses wußte ich noch nicht, da ich dem ehrwürdigen Greise Rogers Empfehlungsschreiben übergab. Er führte mich an einen Sofa, setzte sich neben mich, und bat mich um die Erlaubniß den Brief zu lesen. Als er damit fertig war, rückte er näher zu mir, er faßte meine Hand, indes sein Blick mit väterlichem Wohlwollen auf meinem Gesichte verweilte. Er schien einige Momente nachzudenken, dann sagte er lächelnd: Unser Freund beehret mich mit einem Vertrauen, daß ich werde zu rechtfertigen suchen; noch vor wenig Wochen selbst ein Geächteter und mit dem politischen Fluche belegt, der auf unsrer Gasse ruhet, vermag ich nichts durch mich, und kann bloß im Verbergenen wirken. Allein ratheu kann ich Ihnen, und Sie der Hand entgegen führen, die meine eignen Fesseln brach. Haben Sie Ihre Papiere bey sich? Ich überreichte ihm die Zeugnisse, welche meinen ununterbrochenen Aufenthalt auf dem Boden und selbst im Dienste der Republik bewiesen, den schmeichelhaften Abschied, den mein Freund R* * mir ertheilte, als ich meine Stelle bey dem Fuhrwejen abgab, und das nicht minder schmeichelhafte Urtestat, das mein guter Doktor mir vom Kriegskommissär und vom Direktor meines Spitals ausgewirkt hatte. Vortreflich! sagte der Komman-

deur, indem er meine Dokumente durchlas, Ihre Lage ist unendlich vorthellhafter, als es die meinige war. Ich glaube nichts zu wagen, wenn ich Ihnen einen erwünschten Ausgang verbürge. Lassen Sie mir Ihre Papiere, ich werde diesen Abend noch mit der Person sprechen, die Ihnen dienen kann, und Ihnen morgen bey Tische von meiner Unterhandlung Bericht abstaten; ich trage kein Bedenken, Sie an meine frugale Tafel zu laden; wer aus dem Felde kömmt, weiß vorlieb zu nehmen.

Nun lenkte er das Gespräch auf meinen lieben Doktor. Aus allen seinen Reden konnte ich schliessen, daß er ihn schätzte und liebte. So lange er in D...e wohnte, sagte er, war er mein Arzt und mein Freund, und als er sich entfernte, ließ ich ihm durch meinen Verwalter seine ökonomischen Angelegenheiten besorgen. Diese Aeußerung führte mich ganz natürlich auf die Geschichte seiner Gattin; er wußte sie nicht so umständlich als ich, und das Schicksal ihres Verführers konnte ihm noch nicht bekannt seyn. Ich erzählte ihm die Katastrophe, davon ich Zeuge war. Er hörte sie mit Entsetzen an. Der Unglückliche! sagte er zuletzt, er hat mir manche trübe Stunde gemacht: ich lag krank, als er Zephyrinen entführte, und er wählte zur Ausführung seines Buchenstückes gerade die Zeit, da Roger, um mein Leben zu erhalten, vier und zwanzig Stunden an

meinem Bette zubrachte. Können Sie's glauben, daß dieser Umstand mich Jahre lang peinigte, zumal da die Flucht der Ungetreuen ihren Gatten zu einem Entschlusse brachte, der ihn mir und der Gesellschaft raubte.

Unvermerkt verstrich mir eine Stunde an der Seite dieses trefflichen Mannes. Die unsichtbare Vermittlung unsers gemeinschaftlichen Freundes hatte uns einander so nahe gebracht, daß er kein Bedenken trug, mir die Geschichte seiner Gefangenschaft zu erzählen, wovon ich dir die Hauptzüge oben mitgetheilt habe. Ich wollte sein Vertrauen erwidern, allein er unterbrach mich. Versparen Sie Ihre Erzählung auf morgen, es ist sechs Uhr, und zu dieser Stunde kann ich meinen Freund am sichersten sprechen. Ich gehe sonst wenig aus, und werde für Sie jederzeit zu Hause seyn. Ich verließ ihn mit tiefgerührter Seele; seine ruhige, prunklose Güte hatte mich gefesselt; ich glaubte an der Seite meines Vaters zu sitzen, und wirklich ist es mir kaum denkbar, daß ich erst heute seine Bekanntschaft gemacht habe.

Morgen, liebster Freund, werde ich dir mein Tagebuch fortsetzen, jetzt muß ich abbrechen, wenn ich den Abgang der Post nicht versäumen will. Mein armer Kopf schwindelt ohnehin vom ungewohnten Lärm, der mich überall umbrauset. Möchte ich doch

bald das Gewühl dieser Stadt verlassen, und das friedliche Haus meiner Väter beziehen können, unter dessen Dach ich die einzigen unvermischten Freuden genossen habe, diese Freuden werde ich freylich nicht wieder finden, aber ich werde wenigstens ein Bild mit mir nehmen, das mir meine Einsamkeit verschönern, und gleich einem himmlischen Cherub der Thorheit den Eingang in mein kleines Paradies verwehren wird. Lebe wohl.

S e c h s t e r B r i e f .

Ich schreibe dir, liebster M**, um Mitternacht und noch ist es nicht still, nicht einsam genug um mich; ich möchte nichts hören, als die Schläge meines Herzens, keine Zeugen meines Daseyns haben, als dich. Alles Aeußere ist mir fremd, die Welt liegt mir im Wege. Ich muß jede Minute dieser scheidenden Stunde für mich allein haben. Oh Freund, wie wehe thut dem Leidengewohnten der Abschied vom ersten glücklichen Tage! Ich wills versuchen, dir den heutigen zu beschreiben; schon zehnmahl ergriff ich die Feder, und legte sie wieder hin, weil ich nicht jeden Strich zu einem Gedanken, nicht jedes Wort zu einem Gemälde machen konnte.

Gestern nach drey Uhr (du weißt, man speißt hier sehr spät) gieng ich zum Commandeur. Ich las in dem offenen, heitern Gesichte, womit er mich empfing, daß er mir eine gute Botschaft anzukündigen

hatte. Ihre Sachen gehen nach Wunsch, sagte er, heute oder morgen wird der auf Ihre Güter gelegte Beschlagnahme aufgehoben werden; dieses hat mir gestern mein Freund versprochen. Nun erteilte er mir einen umständlichen Bericht von seiner Unterredung mit diesem Freunde, von den getroffenen Maßregeln, und von den Schritten, die ich nun selber thun muß, um das Geschäft zu endigen. Dieser so schnelle Erfolg übertraf meine Erwartung; mein Herz schwoll von Dankgefühlen, zu denen mein Mund vergebens Worte suchte. Der edle Greis unterbrach mich immer, er fragte mich nach der Lage, nach der Beschaffenheit meiner Güter, er sagte mir, daß er meinen Vater gekannt habe; kurz, er ließ nichts unversucht, um meiner Erkenntlichkeit ein Stillschweigen aufzulegen.

Nun schlug es vier Uhr, und bald darauf rief uns ein Bedienter zu Tische. Der Commandeur ergriff mich bei der Hand, und führte mich in ein kleines Speisezimmer, das seinem Kabinet gegenüber lag. Der erste, der einzige Gegenstand, den ich erblickte, war . . . Theresie. Ein ätherischer Bliß fuhr durch alle meine Adern. Gott! sagte ich leise, und blieb stehen. Sie erkannte mich nicht gleich, sie hatte mich nur in der Uniform und mit einem Snebelbart gesehen. Sie that einen Schritt vorwärts, und indem sie mich grüßte, rief sie: ist's möglich?

... Herr Duval? Nicht doch, sagte der Commandeur, es ist der Ritter von Beaumont. Ihr Gesicht flammte. Ich bekam ich die Sprache wieder. Duval und Beaumont sind eins, mein Herr. — So, so, erwiderte er, ungefehr wie Therese Gontier und Clementine von Rochefort eines sind. Ich verstummte, ich staunte wechselsweise sie und den Commandeur an. Therese lächelte. Kommen Sie, kommen Sie, unsre Suppe wird kalt, sagte der Greis, der sich an unsrer Verwirrung weidete, bei Tische werdet Ihr volle Zeit haben, einander Eure Räthsel aufzulösen.

Wir setzten uns; Therese machte die Wirthin . . . Ich sah nur sie. Wohl sechsmal hieß der Commandeur mich essen, endlich gab er mir selbst den Löffel in die Hand. Die Gegenwart des Bedienten kam mir trefflich zu statten; ich war in mich selbst verlohren. Wie kömmt Therese hieher? was ist sie dem Commandeur, dessen Tochter sie nicht seyn kann, dessen Namen sie nicht führt? Unter diesen Gedanken trieb ich mich herum, als der gute Alte, der Mitleid mit meiner Verlegenheit hatte, zum Bedienten sagte: wenn wir etwas brauchen, wollen wir klingeln, meine Nichte wird die Teller herumgeben. Also sein: Nichte; meine Geliebte die Nichte meines Wohlthäters; ich fühlte, daß mir eine Freudenthräne in's Auge stieg.

Für einen alten Bekannten, sagte der Commandeur, thun Sie sehr fremd mit meiner Nichte; oder meynen Sie etwa, sie habe mir nichts von einem gewissen Herrn Duval erzählt, der in Pruntrut ihr Hausgenosse war? Vielleicht nur zuviel, dachte ich, und dieser Gedanke trieb mir den Angstschweiß aus. Sie wissen nicht, mein Herr, antwortete ich schüchtern, wie sehr der neue Bekannte Ursache hat, sich bey dem Fräulein für den alten Bekannten zu schämen. Der Augenblick, Therese meine Abbitte zu thun, war freylich sehr ungeschickt gewählt; doch mein gepreßtes Herz mußte sich Luft machen, und nun finde ich, daß ich wohl thar seinem Instincte zu folgen. Den ganzen Abend hätte ich keine Gelegenheit mehr dazu gefunden. Ey, ey! ist das wahr, Clementine? fragte der Commandeur lächelnd. Ich wüßte es nicht, das muß Ihnen Herr Duval der Ritter erklären, erwiederte sie mit einer Verlegenheit, die jeden ihrer Reize erhöhte. Doch schnell saßte sie sich wieder, und um von dieser Materie abzubrechen, sagte sie zu mir: darf ich fragen, wo jener andere Duval hingekommen ist, der Ihnen in Ihrer Krankheit eine so rührende Anhänglichkeit zeigte? Den habe ich bey mir, versetzte ich, und werde mich in meinem Leben nicht mehr von ihm trennen. Wer war denn dieser Duval? fragte ihr Oheim. Das Muster eines rechthaffnen Bevo-

ten, war meine Antwort, die mir Anlaß gab, die Geschichte meiner Flucht und die häufigen Proben der Treue zu erzählen, die der Liebliche mir gegeben hat.

Therese, oder wie ich sie hinfort nennen will, Elementine war tief gerührt; ihr Oheim, der während meiner Erzählung Messer und Gabel niedergelegt, und sich alle Gewalt angethan hatte, mich nicht zu unterbrechen, rief nun: Herr, den Mann muß ich kennen! vergessen Sie ja nicht, ihn morgen mit zu Tische zu bringen. Ich faßte seine Hand, die ich enthusiastisch drückte. Vergeben Sie mir, mein Herr, sprach ich innigst bewegt, dieses Wort sagt mir mehr, noch weit mehr von Ihnen, als alles, was Sie für mich gethan haben; ich werde Ihrem Befehle folgen. Elementine strahlte wie ein Engel, ihr Blick schien mir zu sagen, recht so, Freund, das habe ich erwartet.

Da unsere Güter kaum eine Tagreise von einander liegen, fuhr der Commandeur fort, so hoffe ich, daß Sie künftig Nachbarschaft mit uns pflegen werden; ich kann den Augenblick kaum erwarten, der mich in meine Einsiedelei zurückführen wird. Ein wichtiges Geschäft, das aber auch zu Ende geht, hat mich bisher hier festgehalten. Ich fodere das Vermögen meiner Nichte und ihres Bruders zurück, deren Vater in den Mauern von Lyon den Tod des Helden starb. Elementine verbarg eine Thräne,

ihr Oheim sah sie zärtlich an: verbirg sie nicht, mein Kind! allein keinem edeln Manne darf dein Vater unbekannt bleiben. Dann wandte er sich gegen mich; als er mit dem Sohne sich in die Stadt warf, übergab er mir die Tochter. Der Sohn entrann der wütenden Rache der Eroberer; er nahm Dienste unter einem Dragonerregiment. Er hätte auswandern können, allein der brave Jüngling that es nicht, um mich nicht der Gefangenschaft auszusetzen; er wußte nicht, daß ich bereits meine Freyheit verlohren hatte.

Das Wort Dragoner jagte mir all mein Blut ins Gesicht. Elementine bemerkte es, und ihre Verwirrung glich der meinigen. Sie stand auf, um das Caffeegeschirr hervorzulangen. Zum Glück war ihr Oheim zu sehr mit seiner Erzählung beschäftigt, um unsre Verlegenheit wahrzunehmen. Sie wissen, fuhr er fort, die Ursache meines Verhaftes; ich konnte ihn voraussehen, und wäre ihm vielleicht durch die Flucht entgangen; allein ich lag damals am Posdagra darnieder, und in der Nacht, da meine Wohnung von den Trabanten der Tyrannen umzingelt wurde, wachte Elementine an meinem Bette. Ich bat sie, sich zu retten, sie wollte nicht; ich mußte ihr befehlen sich zu verbergen, sie gehorchte mir mit Thränen. Noch war kein Verhaftsurtheil gegen sie ergangen; dieses geschah erst nach ihrer Flucht. Doch das soll sie selbst Ihnen erzählen. Auch ich,

sagte Elementine, habe meine Rettung einem treuen Diener zu danken. — Goutier, der Gärtner meines Oheims, verbarg mich einige Tage in seiner Wohnung, während im Schlosse die Siegel angelegt wurden. Dann ließ er mich die Kleider seiner Tochter anziehen, und da er mir keinen Paß verschaffen konnte, gab er mir den Taufschein des Mädchens, den er bey Gelegenheit eines ihr zugefallenen Vermächtnisses enthoben hatte. Alsdann begleitete er mich in einer dunkeln Nacht über unwegsame Gebürge und durch dichte Waldungen nach einem Dorfe sechs Meilen von dem unfrigen, das wir noch vor Tag erreichten. Er brachte mich zu einem alten Priester, den er um Schuß für mich anflehte. Dieser beherbergte mich einige Tage; dann gab er mir einen Brief an die Frau La Rive, deren Verwandter er war, worinn er mich ihr als eine flüchtige Exonerin auf das dringendste empfahl, ohne ihr mein Geheimniß zu entdecken. Ich kam glücklich bey ihr an, und mein Taufschein erleichterte ihr meine Aufnahme. Wie es mir bey der rechtschafnen Frau ergieng, brauche ich nicht zu sagen; ihre mütterliche Liebe, wovon Sie Zeuge waren, verläugnete sich keinen Augenblick, und die Trennung von ihr fiel mir sehr schwer, ungeachtet ich an der Seite eines Bruders in die Arme eines Vaters zurückkehrte.

Ich wagte es, Elementinen zu sagen, mit

welcher Befremdung ich nach der Rückkehr meiner Vernunft ihre Abreise vernahm, und wie sehr ich über mich selbst zürnte, als ich die Gelegenheit verschloß, die der Zufall mir anbot, von ihrem Bruder den Ort ihres Aufenthalts zu erfahren. Ein ähnlicher Zufall, sagte sie, führte mich mit meinem Ferdinand zusammen, von dem ich seit unsrer Trennung nichts wußte; ich hatte ihn für todt beweint, als er mich eines Tages in Bruntrut überraschte. Er hatte einige Wagen mit Feldgeräthschaften von Belfort aus dahin begleitet und sein Quartier in unsrer Nachbarschaft bekommen. Ich saß am Fenster, er gieng vorbey; wir erkannten uns im gleichen Augenblicke, und er kam in meine Arme gesungen, ehe die frohe Bestürzung mir erlaubte, der Frau la Rive zu sagen, wer er sey. Nie werde ich den Antheil vergessen, den die gute Frau an unsrer Freude nahm, und die Sorgfalt, womit sie uns unser Geheimniß verbergen half. Hier warf mir das göttliche Mädchen einen Blick zu O Freund! wie gern wäre ich zu ihren Füßen gesunken. Es lag kein Vorwurf darinn, sondern der stille, schonende Triumph der Unschuld; ja wenn ich mich nicht sehr betrüge, so erwähnte sie dieses Auftritts absichtlich, um den Eindruck auszulöschen, den ihre nächtliche Zusammenkunft mit ihrem Bruder bey mir gemacht hatte. Es war ein großes Glück, sagte der Kom-

mandeur, daß Ihr Euch antrafet, sonst würde ich vielleicht noch jetzt nichts vom guten Ferdinand wissen. Goutier, an den ich gleich nach meiner Freylassung schrieb, konnte mir bloß deinen Aufenthalts halt anzeigen. Vermuthlich ist Ihr Neffe zu seinem Regiment zurückgekehrt, sagte ich zum Kommandeur. Ey freylich! erwiederte er, er ist im Requisitionsalter, mein Freund macht mir aber Hoffnung, daß er als Adjutant bey einem wackern General angestellt werden soll.

Nach Tisch schlug der Kommandeur mir eine Parthie Schach vor: Clementine setzte sich mit ihrer Arbeit bey uns nieder. Du kannst dir einbilden, mein lieber M***, daß meine Gedanken auf einen ganz andern Gegenstand, als auf das Schachbrett geheftet waren. Ich spielte wie ein Schüler. Ich sehe wohl, sagte der Commandeur, als ich die zweyte Parthie verlor, ich muß Sie in die Lehre nehmen, Sie sollen mich jeden Abend dazu bereit finden, und treffen Sie mich allenfalls nicht zu Hause, so kann meine Nichte mein Amt übernehmen. Ich glaube, daß ich ihm meinen Dank sehr albern ausdrückte, mein Herz glühte, und ich fürchtete beydes zu viel und zu wenig zu sagen. Der vortreffliche Mann behielt mich bey dem Abendessen, das aus einigen Tellern mit auserlesenen Früchten bestand. Die Unterredung wurde allgemein, und Clementine

tine, welche nun nicht mehr Therese war, entzückte mich durch die mannichfaltigen Schätze ihres Geistes, die aus allen ihren Reden hervorschwimmten. Ich weiß, mein lieber M**, du wunderst dich über die kalte Ordnung, womit ich dir jede Szene dieses festlichen Abends schildere. Bey'm Anfange meines Briefs war ich traun nicht dazu gestimmt; auch erwartete ich deine Dankagung für die Gewalt, die ich mir anthat, um dich durch jede Stufe der Ueberraschung zu führen, wovon noch izt meine wonnetrunkene Seele sich kaum erholt hat. O Freund! wie reichhaltig kann die Biographie eines einzigen Tages werden, und wie vieles habe ich noch mit Stillschweigen übergangen! Wirfst du dich nun wundern, daß ich erst nach elf Uhr die Gesellschaft der himmlischen Wesen verließ, in deren Mitte ich so unaussprechlich selig war. Ich vergaß dir zu sagen, daß der Kommandeur mir einen Brief von meinem lieben Roger zustellte, den er kurz vor Tisch erhalten hatte. Ich steckte ihn in meine Schreibtasche, und las ihn erst, als ich nach Hause kam; morgen werde ich dir ihn abschreiben; dagegen bitte ich dich, ihm den gegenwärtigen mitzutheilen. Der treffliche, unvergleichliche Freund! nun hoffe ich mehr als jemals ihn einst zu besitzen, oder mich wenigstens mit dem Kommandeur in seinen Besitz zu theilen. Sollte der Wunsch meines Herzens erfüllt werden, so wür-

de Clementinen's Bitte mit der meinigen vereinigt, gewiß alle seine Einwendungen besiegen. Clementine! noch kann ich mich nicht an diesen Namen gewöhnen, so melodisch er auch meinen Ohren klingt. Gerne möchte ich Clementinen wieder in Theresen verwandeln, um als Guts herr dem Dienstmädchen meine Hand zu reichen. Sobald der Besatz aufgehoben ist, werde ich ihrem Oheim meine Absichten eröffnen. Es schlägt drey Uhr, die Feder entfällt mir. Gute Nacht!

S i e b e n t e r B r i e f.

Wenn Sie, lieber Freund, dieses Blatt erhalten, werde ich nicht mehr nöthig haben Ihnen Theresen aufsuchen zu helfen, und die Eremitin, denke ich, wird auch schon halbwege gefunden seyn. Seinem Beichtvater und seinem Arzte, sagte das Sprüchwort, soll man nichts verschweigen; hätten Sie Ihren Arzt zu Ihrem Beichtvater gemacht, so würde er Sie um einige Wochen früher hergestellt, und Sie würden die liebe Entflohene um einige Wochen früher eingeholt haben. Glauben Sie übrigens nicht, mein Freund, daß ich vor Theresen's Abreise wußte, wer sie war. Hätte ich's gewußt, so würde ich mich der Schwesterstochter meines alten Freundes entdeckt, und wahrscheinlich Vollmacht von ihr erhalten haben, ihr Geheimniß meinem neuen Freunde mitzutheilen. Daß ich sie für einen leidenden Engel

hielt, der sich in einen Schleier verhüllte, welchen ich nicht zu berühren wagte, eröffnete ich Ihnen gleich bey Ihrer Ankunft; daß aber diese schöne Unbekannte das Fräulein von Rochefort war, hat mir erst während Ihrer Krankheit ein glücklicher Zufall geoffenbahret.

Ich hatte so eben Ihr Bett verlassen und befand mich bey der Fran La Rive um ihr Nachricht von Ihrem Befinden zu geben, als Ferdinand hereintrat. Ich sah ihn ehemals als einen Knaben von 14 bis 15 Jahren bei seinem Oheim, und erkannte ihn sogleich. Von ihm erfuhr ich beides die Gefangennehmung und die Freylassung meines Freundes, dessen langes Stillschweigen ich den Zeitläuften zuschrieb. Von ihm erfuhr ich, daß Therese seine Schwester sey, die seit dem Tode ihrer Mutter bis zum Ausbruche der Revolution in einem Kloster erzogen wurde.

Ihnen, mein Theuerster, der die Freundschaft kennt, der nun meinen lieben Kommandeur kennen muß, Ihnen der sich so oft mit mir vereinte um der trauernden Therese ein besseres Loos zu wünschen, Ihnen darf ich die Gefühle nicht schildern, wovon mein Herz bei dieser Entdeckung überfloß. Ich gab dem vortrefflichen Mädchen einen Brief an ihren zweiten Vater mit, worinn ich ihn mit meinen spätern Schicksalen bekannt machte. Schon damals

vergaß ich meinen Beaumont nicht. Ich meldete dem Kommandeur, daß die Krankheit eines Fremden mich nöthige, meinen Brief abzubrechen. Netzte ich ihn, wie ich hoffe, setzte ich hinzu, so werden seine Geschäfte ihn nach Paris rufen, und dann sollten Sie ihn kennen lernen; er verdient auch Ihre Freund, und ins Ohr gesagt, er verdient noch mehr zu werden.

So sehr Sie mir Ihre Liebe verbargen, so war sie mir doch schon damals nicht entgangen; in Ihrer Krankheit entdeckte ich vollends Ihr ganzes Geheimniß; Sie verriethen es mehr als einmal in Ihren Phantasien. Selbst Therese bedurfte des letzten nächtlichen Abenteuer nicht, um davon überzeugt zu werden, und ich glaube nichts zu wagen, wenn ich Ihnen sage, daß Sie den Weg zu ihrem Herzen gefunden haben. Die Unglücklichkeit, womit sie sich immer nach Ihrem Zustand erkundigte, der warme, dringende Ton, womit sie mir bei ihrem Abschied ihre Grüße an Sie aufstrug, sind mir Bürgen für meine Behauptung. Ihr Zartgefühl und das Incognito ihres Liebhabers legten ihr eben die Zurückhaltung auf, wodurch Sie, mein edler Freund, das Maas der Hochachtung gehäuft haben, die Sie mir schon bei den Ruinen meiner Klause einflößten.

Nun haben Sie nicht mehr nöthig, Ihre Liebe zu bekämpfen, und Ihr Herz zum Stillschweigen zu

verdammen; auch Duval kann sein Incognito ablegen und zugleich mit Theresen hinter dem Vorhange hervortreten. Hoffentlich ist es bereits geschehen. O was wollte ich darum geben, daß ich hätte Zeuge dieser Szene seyn können! Ja, mein Freund, wenn auch das Siegel des Geheimnisses mir nicht den Mund geschlossen hätte, so würde ich dennoch Elementinen den wahren Namen ihres Liebhabers verhehlt haben, um ihr die Freude einer Ueberschätzung zu verschaffen, die sie für den Aufschub dieser Entdeckung so reichlich entschädigen wird. Selbst der kritische Augenblick, worin das gute Kind Sie verließ, würde mich abgehalten haben, mein Stillschweigen zu brechen. Wären Sie unter der Macht Ihrer Krankheit erlegen, so würde Elementinens Schmerz desto grösser gewesen seyn, wenn sie erfahren hätte, daß der Anbeter des Dienstmädchens des Fräuleins würdig war. Ich weiß, ich habe nicht nöthig, Sie um Nachrichten von dem Fortgang Ihres Geschäftes und Ihrer Liebe zu bitten.

Vom schauerhaften Ende des unglücklichen Robert sage ich nichts; möge sein Richter ihm vergeben, wie ich ihm vergebe. Gesezt auch, es wäre unnüz, es wäre kindisch, die göttliche Gerechtigkeit um Gnade für einen Missethäter anzuflehen, so geschehen Sie mir, Freund, der Irrthum ist zu menschlich, zu schön, um die Religion einer fühlenden Seele

zu entstellen, um eine Gottheit zu beleidigen, die Liebe geheut, und selbst lauter Liebe ist. Wer das Daseyn dieser Gottheit läugnet, würde freylich über meinen Aberglauben die Achseln zucken, aber vor Ihnen. edler Beaumont, darf ich mich nicht verbergen, selbst in Ihren Fieberträumen haben Sie mir die süße Ueberzeugung bestätigt, daß wir gleichförmig denken. Ob wahrlich ohne diese Ueberzeugung hätte ich meine Hand nicht ausgestreckt, um Sie Ihrer Geliebten entgegen zu führen, ich weiß nur allzuwohl, was für ein fürchterlicher Gefährte ein Mann ohne Religion für ein frommes, zutrauliches Geschöpf ist, das sein Schicksal mit ihm verbindet. Nein, lieber Freund, wenn Ihre Philosophie nicht über die Wolken und jenseits des Grabes hinausblicke, so hätte ich Elementinen vor Ihnen verstecken, ich hätte sie vor Ihnen warnen müssen: Doch alsdann wären wir auch keine Freunde geworden, und Ihr Herz würde mir keinen Platz in Ihrer Einsiedelei angewiesen haben.

Ich glauben Sie mir, mein Bester, dieser Plan hat großen Reiz für das meinige; aber auch das Versprechen, das ich meinen guten Thalbewohnern geleistet habe, ist mir lieb und heilig. Führen Sie nur erst die Eremitin heim, dann wollen wir sehen, was zu thun ist. Da unsre Gesetzgeber einen neuen Kalender gemacht haben, so kann ich ja wohl auch

einen machen; ich kann das Jahr in drey Theile theilen, wovon zween Ihnen und meinem ältern Freunde, der dritte den Nachbarn meiner ersten Klasse gewidmet seyn können. Gott! Welch' eine himmlische Aussicht öffnest du mir für den Winter meines Lebens! allein ehe ich meinen jetzigen Posten verlasse, muß ich erst so viele Kranke heilen, so viele Sterbende trösten, als du mir zusendest. Dann erst wird es mir erlaubt seyn, die Ruhe zu suchen, und in den Armen der Freundschaft meine Tage zu beschließen. Bis dahin, mein Theurer, werde ich aus der Ferne Sie segnen, wie ich Sie jetzt aus der Ferne an mein Herz drücke.

A c h t e r B r i e f.

Ich schrieb dir, mein lieber M**, vor drey Tagen. Vor drey Tagen? wie lächerlich kömmt mir dieses Zeitmaß vor! Es giebt für mich keine Tage, keine Stunden mehr, ich kenne nur Momente, in deren jedem der Genuß einer unendlichen Seligkeit liegt. Nun will ich's versuchen, den goldnen Faden meines Tagebuchs wieder aufzunehmen, wo ich ihn damals niederlegte. Noch muß ich nachholen, daß mein guter Duval, den ich schon auf der Schwelle meines Zimmers mit den Worten grüßte: „Theresese ist gefunden, sie ist die Nichte des Kommandeurs, meines Beschützers,“ in stummer Verzückung vor mir stehen blieb, und sich die Augen rieb,

um gewiß zu seyn, daß er nicht träume. Der Strudel meiner Freude rüttelte ihn auf, und riß ihn mit fort. Es war gut, daß er sich von meinem Mausch anstecken ließ, ein kalter Zuschauer würde mich rasend gemacht haben. Nun, nun, dachte ich's doch, sagte er endlich, daß diese Jungfer Therese was rechtes seyn mußte; sie hatte etwas so feines, so huldreichs, so vornehmes in ihrem Gesichte, in ihren Manieren, in ihrem Gange, daß man sie für kein gemeines Mädchen halten konnte. Nach einer Pause fuhr er schmunzelnd fort: wäre das nicht eine Gemahlinn für Sie? wenigstens haben Sie in Ihrer Krankheit unaufhörlich von ihr gesprochen, und ich bin gewiß, daß sie Ihnen recht gut ist. Als es so gefährlich um Sie stand, waren ihre Augen immer roth geweint, und im Augenblicke, da sie verreiße, sagte sie, indem sie mir die Hand reichte; ich möchte doch ja wohl Acht zu Ihnen haben. Diese Erzählung gab meinem Bonnetaumel eine neue Nahrung. Ich sagte dem ehrlichen Duval, daß er morgen mit Theresen bei ihrem Oheim zu Mittag speisen sollte. Seine Augen wurden feucht: oh da sind Sie gewiß Schuld daran. Der General, antwortete ich, will den Mann kennen lernen, dem ich so vieles zu danken habe. Ich will wohl mitgehen, versetzte er, denn dieser General muß ein braver Mann seyn; allein es that mir immer weh, wenn Sie und Herr

Wog er es mir so hoch anrechneten, daß ich als ein ehrlicher Kerl handelte; da wird mich nun der Herr General auch als ein Wunderthier ansehen, und da werde ich wie ein dummer Junge vor ihm stehen.

Am folgenden Tage (es war vorgestern) stellte ich ihn dem ehrwürdigen Greise vor; er schüttelte ihm freundlich die Hand, und Elementine bewillkomnte ihn mit bezaubernder Güte. Ein solcher Empfang mußte ihm Muth machen. Dieses geschah auch; nur wenn man von ihm selbst sprach, gerieth er in Verlegenheit. Bey Tische hieß ihn der Kommandeur neben sich sitzen, und schwatzte unaufhörlich mit ihm. Dieses drang dem guten Menschen an's Herz: Herr General, rief er endlich im Enthusiasmus seines Dankgefühls aus, Sie sind noch stark und munter, wenn Sie wieder ins Feld gehen wollen, so zerreiße ich meinen Abschied, und marschiere mit; wir schlagen uns jetzt nicht mehr für die Jakobiner. Du vergiffest, mein Sohn, sagte der Kommandeur, daß der Ritter sich nicht mehr von dir trennen will. O ja doch, antwortete er, für einen oder zwey Feldzüge wird er mich schon fort lassen; länger wird der Krieg wohl nicht mehr dauern; komme ich dann mit noch einigen Wunden zurück, so ist es Zeit genug, daß ich hinter den Ofen sitze, und in Ihrer Nachbarschaft werden die Wunden nicht ausbleichen, mein Herr hat mir erzählt,

daß Sie vier schöne Narben aus dem siebenjährigen Kriege heimgebracht haben. Mit mir ist's vorbei, sprach der Kommandeur, indem er ihm liebevoll auf die Schultern klopfte, und wenn du nur mir zu Lieb in den Krieg ziehen willst, so magst du deinen Abschied immer in der Tasche behalten. Nun so bleibe ich auch zu Hause, erwiederte er, ich hätte nur gern mit meinem Kopf oder mit meiner Brust einen Hieb auffangen wollen, der auf Sie gemünzt war. Jetzt reichte ihm Elementine ein Glas Burgunder. Es ist ein Landsmann, mein Sohn, sagte der General, und ich hoffe, wir werden künftig noch mehr, als eine Flasche mit einander leeren. So oft Sie mich besuchen, bringen Sie ihn mit. Sehr gern, Herr Kommandeur, erwiederte ich, es wird für uns alle beyde ein Fest seyn, uns im Glanze Ihrer Lustgand zu sonnen.

Nach der Mahlzeit entfernte sich der bescheidene Duval, wir unterhielten uns noch lange von ihm. Endlich holte der Kommandeur sein Schachbrett herbei, um mir, wie er sagte, Revanche für gestern zu geben. Ich erhielt sie wirklich, denn ich gewann die Partie. Machen Sie nun eine mit meiner Nichte, sagte er, ich will indessen zu meinem Freunde gehen und mich nach Ihrer Angelegenheit erkundigen. Elementine nahm seine Stelle ein, und er verließ uns. Mein Herz klopfte; die schönste Vera

wirung mahlte sich in den Zügen des himmlischen Mädchens; so reizend sah ich sie noch nie. Wir saßen einander gegenüber, ohne ein Wort zu sprechen; die Steine lagen noch unaufgestellt auf dem Tische, und ich hatte es schon mehrmals umsonst versucht, meine Lippen zu öffnen, als der Kommandeur mit strahlender Miene wieder ins Zimmer trat. Ich bin dem Bedienten meines Freundes unten an der Thüre begegnet; da lesen Sie, was er mir schreibt. Das Billet enthielt die Nachricht, daß meine Sache zu meinem Vortheil entschieden sey. Das ist Ihr Werk, sprach ich, und fiel meinem Wohlthäter um den Hals, er küßte mich mit väterlicher Zärtlichkeit. Elementine war von ihrem Stuhl aufgestanden, die Freude blitzte aus ihren Augen. Ihr Oheim sah sie liebevoll an. Du darfst ihm wohl auch einen Kuß geben, mein Kind, sprach er, indem er sie bey der Hand herbeyzog. Elementine reichte mir ihre hochglühende Wange. O frage mich nicht, lieber Freund, was ich empfand, als ihre Wange die meinige berührte. Nun wäre es Zeit gewesen, zu reden, und ich konnte nicht reden, aber eine Thräne entglitt meinem Auge, und Elementinens Wange saßte sie auf. Sie wischte sie nicht ab, ich sah sie wie einen Thautropfen am Busen der jungen Rose vertrocknen.

Der vortrefliche Greis labte sich eine Weile an

unserer Verwirrung. *Elementine* sank auf ihren Stuhl, denn ich konnte bemerken, daß ihre Bewegung unwillkürlich war. Ich schwieg noch immer. Morgen nach Tische, sagte der Kommandeur, (es versteht sich, daß Sie bey mir speißen) werde ich Sie zu meinem Freunde, und in die Kanzley des Comite führen; täglich müssen wir nun die Ausfertigung des Urtheils betreiben; die Geschäfte sind so gehäuft, daß nur diejenigen Sollicitanten abgefertigt werden, welche die Bescheidenheit bey Seite setzen.

Nun fiel das Gespräch auf mein Vorwerk, ich mußte ihm seine Lage, seine Bestandtheile, seine Einrichtung beschreiben. Zum erstenmal in meinem Leben ward ich ein Landschaftsmahler; mein Schloß, mein Garten, meine Aecker und Wiesen, mein Forellenbach und mein Rebhügel, alles mußte meinem Pinsel erhalten. Das Erbe meiner Väter lag wie ein neugefundenes Land vor meinen Augen, und wahrlich das ist es im buchstäblichen Verstande. *Elementine* hörte mir mit heiterer Gefälligkeit zu, und mischte bisweilen eine Frage unter die ihres Oheims. Und dieses schöne Gut, sagte er zuletzt, haben Sie als ein Eremit bewohnt. Ja, mein Herr, versetzte ich tief bewegt, aber nicht weil ich das Einsiedlerleben vorzog, sondern weil ich noch nicht wußte, wo ich die Gefährtin suchen sollte, der ich bey dem Talent den Einsiedler zu beglücken, den Muth

zutrauen konnte, die Einsiedelei zu beziehen. Schüchtern sah ich Elementinen an; ihr Antlitz glich dem Antlitz Aurorens, ihr Auge senkte sich in ihren Busen, und ich bemerkte, daß meine Antwort selbst ihren Oheim überraschte; doch schien sie ihm nicht zu mißfallen.

Um Elementinen aus ihrer Verlegenheit zu ziehen, sagte er zu ihr: ich habe deine Parthie mit dem Ritter unterbrochen, laß sehen, ob du glücklicher seyn wirst, als ich. Ey! versetzte sie, lieber Dufel, Sie wissen nicht, daß es bald Zeit ist, unser Abendbrod einzunehmen, wir wollen die Parthie auf morgen versparen. Sie stand auf, und befahl dem Bedienten die kleine Tafel zu decken. Anfanglich nahm sie wenig Antheil an unserm Tischgespräche; die gute Laune des Kommandeurs mochte sie eine Rückkehr zum vorigen Gegenstande besorgen lassen; nach und nach aber verschwand dieser jungfräuliche Zwang, der sogar nichts mit der Affectation gemein hat. Sie goß wieder Geist und Leben in unsere Unterredung, und es war abermals Mitternacht, als ich wonnesatt in meinem Quartier anlangte. Die Nachricht, die ich mitbrachte, verursachte dem ehrlichen Duval einen neuen Jubel. Der Kommandeur ist sein Held; wohl zehnmal sagte er: hören Sie, das ist ein unvergleichlicher Mann. Wir verplauderten noch eine ganze Stunde, und wenn ich

ihn nicht zu Bette geschickt hätte, so würde der Tag und noch besammten gefunden haben.

So weit war ich gestern mit meinem Briefe, als das liebliche Herbstwetter mich einlud, vor Tische den Garten der Tuilleries zu besuchen. Ich wandelte in einer Welt umher, und ward es nicht gewahr; ich trug meine Welt in meinem Herzen. Die Stunde der Mahlzeit rückte heran; ich war bereits auf meinem Rückwege begriffen, als ein acht bis neunjähriger Knabe in einem abgetragenen, aber sehr reinlichen Matrosenkleide zu mir trat, und aus einem niedlichen Körbchen, das an seinem Arme hing, mir einen Strauß anbot. Der Knabe glich einem Liebesgott: Unschuld und Zärtlichkeit sprachen aus seinen Blicken; sie durchdrangen mein Herz. O lieber M**, wenn eine edle, reine Blut unsern Busen erwärmt, so verbreitet sie ein sanftes Wohlwollen über alles, was uns umgibt. Ich nahm dem Kinde den Strauß ab, und legte ihm einen kleinen Thaler in sein Körbchen. Ach, mein Herr, mein lieber Herr, haben Sie sich nicht betrogen? ist das alles für mich? rief der Knabe, indem er mit weinenden Augen zu mir hinausblickte, und meine Kniee umarmte. Ja, mein kleiner Freund, es ist für dich, antwortete ich, indem ich seine Backen streichelte, die ein paar dicke braune Locken beschatteten. O Dank, Dank, lieber Herr! ach meine Mutter, meine gute

Mutter! was wird sie sagen? so reich waren wir schon lange nicht mehr. Deine Mutter? mein Kind; wer ist deine Mutter? wo ist sie? O mein Herr, sie ist krank, sie weint immer, sie wohnt . . . sie wohnt . . . ich weiß nicht, wie die Strasse heißt, aber es ist nicht sehr weit von hier, ob sie ist so gut, und so unglücklich. Seitdem mein Vater . . . (hier trat er dicht zu mir) sie haben ihn getödtet; sagen Sie das keinem Menschen, meine Mutter hat mir's verboten, allein ich weiß, Sie werden es niemanden sagen, Sie sind ja auch gut.

Das Herz brach mir: führe mich zu deiner Mutter, mein Kind; komm! Ich ergriff ihn bey der Hand; der Knabe blieb stehen, und sah mich steif an. Fürchte nichts, lieber Kleiner, ich will deine Mutter sprechen. Wollen Sie das? nun wohl; aber . . . er legte den Finger auf die Lippen. Sey ruhig, mein Sohn, ich werde ihr nichts sagen. Der Knabe gieng an meiner Hand durch verschiedene Strassen. Von Zeit zu Zeit sah er mich an; ich war gerührt, meine Blicke sagten es ihm, und stößten ihm Muth ein. Je weiter wir giengen, jemehr beschleunigte er seine Schritte. Dort, dort wohnt sie! rief er endlich, als wir ein enges Gäßchen einschlugen, dort in jenem schwarzen Hause. Es war wirklich ein altes, rauchigtes Gebäude, und nun traten wir in die Thüre. Wir stiegen, oder vielmehr wir kletterten,

vier Treppen hinauf. Jetzt klopfte er an einem Dachstübchen an. Mach' auf, liebe Mutter, ich bin's. Ich hörte langsam schleichende Fußtritte, die Thüre ward geöffnet. Eine bleiche abgezehrte Person, die sich kaum aufrecht hielt, stand vor mir. Sie wankte zurück, als sie mich wahrnahm. Ersrecken Sie nicht, Madame, sagte ich, Ihr lebenswürdiges Kind Der Knabe unterbrach mich. Da sieh, sieh, liebe Mutter, was er mir gegeben hat. Er hob den Thaler empor, und legte ihn ihr in die Hand. Ich danke Ihnen, mein Herr, möchten Sie sich nicht einen Augenblick niederlassen, erlauben Sie, ich bin zu schwach. Sie setzte sich, und der Knabe rückte mir einen alten Strohstuhl vor seine Mutter hin. Ein Rahmen lag neben ihr auf einem Tische, über welchem an einem Florband ein Miniaturbildniß hieng. Es stellte einen Offizier in blauer Uniform mit dem Ludwigsorden vor. Dieses Bild, Madame, sagt mir, daß ich mich im Heiligthume der leidenden Tugend befinde; vermuthlich sind Sie Wittve? Ja mein Herr, die Wittve eines edeln, rechtschaffenen Mannes. Ihre Thränen flossen. O weine nicht, liebe Mutter, sagte der Kleine, indem er ihre Hand ergriff, dieser gute Herr da kann ja nichts dafür, daß Er warf sein Auge auf das Gemälde; sie schloß ihm den Mund mit einem Kusse. Es war kein unbescheidener Vorwitz, Madame, der mich hier

her führte; darf ich Sie um Ihren Namen fragen? Man kennt mich in diesem Hause unter dem Namen der Wittive Latour. Ich weiß genug, Madame. Ich zog meine Briestafche heraus, als wollte ich mir ihren Namen aufmerken, in der That aber um ein Assignat heraus zu langen. Sie erlauben mir doch, Madame, Sie wieder zu besuchen? Ach, mein Herr, was wollen Sie in der Wohnung des Unglücks thun? Es verehren, antwortete ich, indem ich aufstand, das Assignat auf den Tisch legte, und so geschwind ich konnte, davon eilte.

Es war bald fünf Uhr, als ich beym Kommandeur ankam; man saß bereits zu Tische. Ey, ey! rief er, wir glaubten, Sie hätten uns vergessen, geschwind sehen Sie sich; allein Sie sehen mir so niedergeschlagen aus, was ist Ihnen begegnet? Doch nein, essen Sie zuerst, dann sollen Sie mir antworten. Mein Herz war beklommen, ich konnte wenig essen; Elementine sah mich bisweilen an, meine Miene schien sie zu beunruhigen. Beym Nachtisch wiederholte der Kommandeur seine Frage, und ich erzählte meine Begebenheit. Nur unterließ ich, um Elementinens willen, bey dem Berichte des Knaben der Todesart seines Vaters zu erwähnen; dem ungeachtet schwammen ihre schönen Augen in Thränen. Da müssen wir hingehen, rief der Kommandeur, wenn wir von unserm Besuche zurückkommen.

Lieber zuvor, sagte E l e m e n t i n e mit leiser, schluchsender Stimme. O Freund! dieses Wort war Engelsmusik für mein Herz, dessen Segen sie in meinen Augen lesen konnte. Du hast recht, mein Kind, erwiederte ihr Oheim, es möchte hernach zu spät werden; kommen Sie, mein Freund, ich sehe ja doch, daß Sie keinen Appetit haben. Zum erstenmal nannte er mich seinen Freund. O mein Herr, rief ich, indem ich ihn umarmte, jeder Tag meines Lebens soll dem heiligen Bestreben gewidmet seyn, diesen Titel zu verdienen.

Auf meinen Arm gestützt, machte er sich mit mir auf den Weg. Wir mußten hundert Wagen ausweichen, die nach den Schauspielen und andern Sammelplätzen des Wohllebens hinrollten. Sehen Sie, sagte der Kommandeur, wie die neuen Reichen sich mit dem Raube ihrer Schlachtopfer brüsten. Die Hälfte des Geldes, das sie diesen Abend den Histrionen und Buhlerinnen darwerfen, würde hinreichen, tausend hungrige Familien, die sie arm gemacht haben, zu sättigen. Schon standen wir am Eingange der Trauerhöhle; auf meinen Ruf öffnete der Knabe die Thüre. Wir traten hinein, die Wittwe lag auf ihrem elenden Bette. Sie richtete sich erschrocken auf; der Kommandeur nahte sich ihr: Vergeben Sie, Madame, daß ich Sie in Ihrer Ruhe störe; allein ich konnte meinem Freunde die Ehre

nicht allein lassen, die Ihr Liebes Kind ihm heute verschaffte. Die Wittwe neigte sich tief vor dem majestätischen Greise, dann wandte sie sich zu mir: oh mein Herr! nicht mein Kind, ein Engel Gottes hat Sie zu mir geführt.

Der Kommandeur hatte sich im Stübchen umgesehen, und das Gemälde über dem Tisch erblickt. Ist dieß das Bild Ihres Gatten? fragte er hastig. Ja, mein Herr, erwiederte die Wittwe mit zitternder Stimme. So seyn Sie mir willkommen, Weib meines Jugendfreundes, meines theuren, unvergeßlichen Vernon; ich weiß, daß er am 10ten August . . . er konnte nicht ausreden, seine Thränen fielen auf die Hand der Wittwe, die er an seine Brust drückte; die meinigen, lieber M **, fallen auf dieses Blatt; erlaube mir, meine Erzählung abzukürzen. Vernon diente unter der ehemaligen Leibwache des Königs; er war ein inniger Freund des Kommandeurs. Da aber dieser auf seinen Gütern lebte, so hatte er ihn schon über zwölf Jahre nicht mehr gesehen, viel weniger kannte er seine Gattin, die er erst vor zehn Jahren geheyrathet hatte. Sein Tod stürzte sie in das äußerste Elend; die Verwandten ihres Mannes waren alle ausgewandert; bey ihren eignen, welche selbst arm waren, und größtentheils in den Gefängnissen schmachteten, konnte sie keine Hülfe suchen. Sie ernährte sich durch ihre Na-

del, und durch das Geld, das der kleine Lolo bisweilen nach Hause brachte, seit einigen Wochen aber lag sie an einem dreytägigen Fieber darnieder, und eben jetzt war ihr Mangel aufs höchste gestiegen. Erlauben Sie mir, Madame, sagte der Kommandeur, daß ich Ihnen einen Arzt sende; ehe wir andere Pläne machen, müssen wir vor allen Dingen für Ihre Gesundheit sorgen, denn ich hoffe, Sie werden mir das Vergnügen nicht versagen, Sie von nun an unter meine Familie zu zählen. Das Bild der Wittwe; eh Freund! dazu giebt es keinen Pinsel, keine Farben; aber ich weiß, vor deiner Seele schwebt es in seiner ganzen traurig keitern Würde.

Der kleine Knabe wand sich am Kommandeur hinauf; er hieng ihm an den Hals; sein Mund klebte an seinen Wangen. O! lieber, lieber Herr, rief er, Sie wollen meine Mutter gesund machen; jeden Morgen, und jeden Abend will ich für Sie beten; und auch für Sie (hier wandte er sich nach mir) auch für Sie, nicht wahr Sie sind der Sohn dieses guten Mannes? oh gewiß, gewiß ist er Ihr Vater. Ja, liebes Kind, das ist er, mein wahrer Vater. Ein zärtlicher Blick des Kommandeurs bejahete meine Aussage; er küßte den Knaben, er preßte ihn an seine Brust. Hast du, sprach er zu ihm, keine Sträuße mehr? O ja! noch sechs. Er entglicke den Armen des Greises, und holte sein Körbchen herbey.

Der Kommandeur nahm einen davon, und verbarg unter die übrigen einige Louisdor. Ein nothwendiges Geschäft ruft uns ab; morgen, Madame, werden Sie uns erlauben, uns nach Ihrer Gesundheit zu erkundigen. Er verbeugte sich ehrerbietig und ohne ihre Antwort zu erwarten, wischte er mit mir zum Zimmer hinaus, weil der Knabe so eben mit einem grossen Freudengeschrey die Goldstücke in seinem Körbchen entdeckt hatte.

Stillschweigend wandelten wir unsre Strasse fort, was hätten wir uns sagen sollen? jeder las in des andern Seele. Der Kommandeur stellte mich seinem Freunde vor; er empfing mich mit einer wohlwollenden Achtung, welche mir bewies, daß die Greuel der Schreckenszeit die edeln Gesinnungen zwar zurückhalten, aber nicht vertilgen konnten. Bis morgen, sagte er, soll Ihr Arrete unfehlbar ausgefertigt werden. Wir giengen hierauf in die Kanzley, und der Secretär, dem die Ausfertigung aufgetragen war, wiederholte mir dieses Versprechen.

Nun eilten wir nach Hause; Elementine erwartete uns mit Ungedult. Wir mußten ihr die Szene, wovon unser Herz noch so voll war, mit den kleinsten Umständen erzählen, und was der Kommandeur verschwieg, hatte ich die Freude zu ergänzen. Er gab Elementinen seinen Strauß, sie küßte ihn, und steckte ihn an ihren Busen. Sein erstes

Geschäft war, seinen Bedienten mit einem Briefe an einem ihm bekannten Arzt zu schicken, den er dringend bat, unsre Patientin unverzüglich zu besuchen, und ihr seine ganze Sorgfalt zu schenken. Dieses wäre so was für meinen lieben Roger, wie gern hätte ich ihn herbey gezaubert; allein da er unser schönes Tagwerk nicht mit uns theilen konnte, so soll er wenigstens unsre Empfindung mit uns theilen. Ich bitte dich, mein guter M * *, ihm auch diese Blätter zuzuschicken.

Den ganzen Abend umwehte uns eine sanfte Melancholie, und dennoch, lieber M * *, gehört auch er unter die schönsten meines Lebens. Was für eine herrliche Reliquie ist ein Tuch, das eine abgetrocknete Thräne der Tugend verwahrt, und diesen Schatz brachte ich gestern mit mir nach Hause. O Eleonore! welch eine reiche Quelle neuer, hoher Gefühle hast du in meinem Buren aufgedeckt! Ja, Freund! wen ein gutes Weib nicht gut machen kann, an dem würde selbst das Fegefeuer seine Kraft verlieren. Gestern legte die Feyer des Tages meiner Liebe ein Stillschweigen auf, oder vielmehr, das Unglück einer schuldlosen Familie erlaubte mir nicht, an meinem Glücke zu arbeiten, aber heute, diesen Morgen noch, sobald mein Brief gesiegelt ist, werde ich zum Kommandeur eilen, und ihn um die Erlaubniß bitten, seiner Dichte ein Herz anzubieten, das durch

die Verbindung mit dem Ihrigen nur erst ihrer würdig werden kann. Lebe wohl, Bester, und auch Sie, lieber Doktor; mein nächster Brief wird an Sie gerichtet seyn. Gott! was wird er enthalten.

Neunter Brief.

Ihre Weissagungen, lieber Gottesmann, der kühnste, herrlichste Plan meiner Phantasie, der feurigste, süßeste Wunsch meines Herzens, alles, alles ist erfüllt. Erfüllt? ja, ja, glauben Sie mir's, ob ich gleich selbst es kaum noch glaube, Clementine, denken Sie sich das, ist meine Braut! Ich berufe mich auf die Briefe, die ich an meinen lieben M * * schrieb, und die er Ihnen ohne Zweifel mitgetheilt hat. Sie wissen also, daß ich, und wo und wie ich Theresen gefunden habe. Was sage ich? Sie wußten ja vor mir, daß ich sie finden würde. Sie, Sie, mein väterlicher Freund, mein größter Wohlthäter, haben mich ihr ja in die Arme geführt. Nun lassen Sie mich Ihnen meine Erzählung fortsetzen. Sie ist auch für dich, liebster M * *, dir schicke ich sie zu, damit du sie zuerst leien, und dann meinem, nein unserm Roger übersenden sollst. Unmöglich kann ich zweymal erzählen, was ich im Taumel meiner Freude kaum noch denken, kaum einmal mit blassen, magern, nervenlosen Worten aufs Papier werfen kann. Sehen Sie, wie sie zittern vor meinem Herzen, das ihnen ihre Untreue, ihre Ohnmacht vorwirft.

Ich überblicke das Geschriebene; werden Sie nicht, mein lieber Doktor, einen Rückfall in mein hitziges Fieber für mich befürchten? Befürchten Sie nichts, aber lassen Sie mich Athem holen. Warum wollte ich Ihnen auch im Augenblicke schreiben, da ich von Elementinen mit der Bürgschaft meines Glückes, mit ihrem Herzen in meiner Hand zurückkam. Doch wird das meinige wohl niemals leiser schlagen, wird mein Blut niemals ruhler durch meine schwellenden Adern rollen, wenn ich von Elementinen reden, wenn ich die Worte niederschreiben werde: Elementine ist mein!

Heute gieng ich schon vor zwölf Uhr zum Kommandeur, mein fester Voratz war, ihm zu entdecken was er schon wußte. Ich traf ihn nicht an, sein Bedienter sagte mir, er sey vor einer Stunde mit dem Fräulein ausgefahren. Vermuthlich, um freye Luft zu schöpfen, dachte ich. Es war ein milder, herrlicher Morgen; ich beschloß ein gleiches zu thun, unterwegs fiel mir aber unsre Patientin ein, ich besann mich anders, ein Besuch bey ihr war doch wohl der schönste Spaziergang. Ich eilte nach ihrer Wohnnung, ich öffnete sachte ihre Thüre, sie war nicht verschlossen. O Freund, welch ein Anblick, die Kranke saß aufrecht in ihrem Bette, Elementine stand vor ihr, und reichte ihr eine Arznei, Lolo hielt ihren Fächer in der Hand und betrachtete das Gemälde

de. Ich blieb stehen, eine stumme Anbetung war mein Gruß. Nun hatte die Kranke getrunken; ein freundliches Kopfnicken des göttlichen Mädchens bewillkommte mich, indem sie den Arzneybecher auf ein Tischchen stellte, das neben dem Bette stand. Lolo ließ seiner Mutter nicht Zeit ein Wort zu sagen. Er sprang auf mich zu; ach lieber, guter Herr, kommen Sie auch wieder zu uns? Er wollte mir die Hände küssen, ich umarmte ihn. O denken Sie, denken Sie nur, Mama hat wohl geschlafen, und der Arzt, der gestern Abends noch bey uns war, versicherte mich, sie werde ganz gewiß gesund werden. Da sehen Sie nur, wie heiter ihre Augen sind; das macht, sie weint nicht mehr; o sehen Sie nur, sie ist schon wirklich besser. Sagt Ihr liebes Kind die Wahrheit, Madame? fragte ich, indem ich mir einen Stuhl unten an das Bett Elementinen gegenüber setzte. Ja, mein Herr, erwiederte sie, die Hälfte meines Lebens brachten Sie mir gestern wieder, und diese himmlische Erscheinung (auf Elementinenweisend) hat ihr Werk vollendet.

Lolo. Ihr Vater, lieber Herr, der gestern Abends mit Ihnen kam, hat die schöne Dame zu uns gebracht; nicht war, es ist Ihre Schwester?

Elementine erröthete.

Ich. Nein, liebes Kind.

Lolo. Ah! nun weiß ich; es ist Ihre Frau,

Ich. Hätte ich eine Welt, so würde ich sie dars um geben, wenn sie das wäre.

Lolo sprang zu Elementinen und faßte mit beyden Händen ihren Lilienarm, den er mit der zärtlichsten Inbrunst küßte. O seyn Sie es, Liebe! seyn Sie seine Frau! er ist ja auch so gut, ja gewiß so gut, wie Sie, Sie hätten es nur gestern sehen sollen. Ein röthlicher Schatten überzog die bleichen Wangen der Mutter: Verzeihen Sie ihm, Mademoiselle. Elementine zwang sich zu lächeln, sie wußte sich kaum zu fassen; allein ihre Verwirrung verrieth keinen Unwillen. So gern ich die Bitte des kleinen Schwähers unterstützt hätte, so war doch hier nicht der Ort zu einer Liebeserklärung.

Um ihrer Verlegenheit ein Ende zu machen, fragte ich sie halbheiß: wo haben Sie denn Ihren Herrn Oheim gelassen? — Er ist zu seinem Freunde, dem Re:rajentanten, gefahren und wird mich wieder hier abholen. Wirklich, glaube ich, hält sein Wagen vor dem Hause. Ich gieng ans Fenster; es war so Der Kommandeur stieg eben heraus; ich eilte hinunter, um ihm den Arm zu geben. Ach so, Sie sind auch hier! sagte er froh überrascht, als er mich erblickte. Ja, mein Herr, ich war in Ihrer Wohnung und traf niemanden an. ich benutzte diese Zwischenzeit, um unsre Kranke zu besuchen und fand . . . was Sie vermuthlich nicht suchten, nicht wahr? Den gan

zen Morgen lag *Elementine* mir an, ich möchte sie doch zu unsrer interessanten Wittwe begleiten; ich mußte wohl der lieben Quälerin gehorsamen; nun können sie mit uns nach Hause fahren.

Wir blieben noch ein Viertelstündchen bey der Kranken. Beym Weggehen sagte der Kommandeur zu ihr: Auf Wiedersehen, *Madame*, bald hoffe ich sollen wir nähere Nachbarn werden. Ich brauche Ihnen die Sorge für Ihre Gesundheit nicht zu empfehlen. Er gieng voran, und überließ mir *Elementinen*; ich reichte ihr die Hand, und half ihr die halbsbrechende Treppe hinabklimmen. Ich wagte es ihre Hand zu drücken; oh sie mußte es fühlen, daß ich mein Herz hinein legte. Im Lohnwagen saß ich gegen ihr über; nur selten wagte ich es sie anzublicken. Mit meiner Zurückhaltung zufrieden richtete sie mehrmals das Wort an mich; himmlische Ruhe sprach dann aus ihrem Auge und aus den Accenten ihrer süßen Stimme. Ihr Oheim war außerordentlich aufgeräumt. Was heute geschah, mein lieber *Beaumont*, sagte er, soll nicht mehr geschehen; wir werden unsre Kranke nie mehr ohne Sie besuchen: es scheint ohnehin, daß wir vor Ihnen keine geheimen Expeditionen machen können. Du siehst, *Elementine*, er hat einen Genius, der ihm alles verräth. Nicht alles, mein Herr, erwiederte ich. Nun, nun,

versehrte er, vielleicht will er Ihnen nur nicht alles auf einmal sagen.

Wir stiegen aus, und folgten ihm in sein Cabinet. Er näherte sich mir mit einer unaussprechlich heitern Miene. Ich muß das Stillschweigen Ihres Genius ergänzen, lieber Freund, und Ihnen die Ausfertigung Ihres Urtheils ankündigen. Er zog es aus der Tasche und übergab es mir, indem er mich in seine Arme schloß. Die lauten Schläge meines Herzens redeten für mich. Lächelnd wie ein Schutzengel, der eine gute That feyert, stand Elementine neben ihrem Oheim. Erlauben Sie mir, mein Vater, sprach ich zu ihm, Ihnen zu zeigen, warum dieses Dokument mir theuer ist; erlauben Sie mir, es mit meiner Hand Elementinen anzubieten; hätte ich es früher besessen, so würde ich es mit meiner Hand Theresen angeboten haben. Der Kommandeur war tief bewegt, eine Zähre glänzte in seinem Auge, das Elementinen einen liebeichfragenden Blick zuwarf. Sie bemerkte den Blick nicht; der Ueberraschung süßer Schrecken (süß darf ich ihn jetzt nennen) hatte ihre Sinne betäubt. Diese Pause benahm mir den Odem; es war mir wie einem Ertrinkenden im Nu des Untersinkens; das Leben des Menschen hat nur Einen solchen Moment. Ich weiß nicht, wo ich noch die Kraft fand zu sagen, oder vielmehr zu stammeln; nehmen Sie sich Bedenkzeit! Ich

brauche keine, versetzte der Greis, ich kenne Sie noch mehr durch Sie selbst als durch meinen Freund Roger; und Du, Elementine, brauchst Du Bedenkzeit? Ich kenne ihn ja länger als Sie, flüsterte sie, indem sie ihr Rosenantlitz in ihres Oheims Busen verbarg. Fragen Sie, mein theurer Roger, fragen Sie die Seligen des Himmels, was mein Herz bey diesen Worten empfand. Ich wollte mich ihr zu Füßen werfen, sie hielt mich auf, sie faßte meine Hände, und drückte sie sanft zwischen die ihrigen. Nicht doch, sagte sie, vor diesem hier lassen Sie uns niederknien und ihn um seinen Segen bitten. Der Kommandeur schloß uns beyde in seine Arme. Meine Kinder, schluchzte er, meine lieben Kinder, seyd glücklich, umarmt euch, versiegelt euern Bund mit dem Kusse der Freundschaft, sie ist der Liebe sicherster Bürge. Ich drückte Elementinen an mein Herz, ich hörte die Worte des ihrigen, es sprach laut das Gelübde des meinigen nach. Wir weinten beyde. Heilig und hehr war die Szene: wie ein Patriarch stand der fürstliche Greis vor uns; er sah liebevoll auf uns herunter, und sein Silberhaar schimmerte wie ein Diadem um seine Schläfe.

Nach einer Weile verließ er das Zimmer, er wollte uns allein lassen. Der gute Vater! Er betrog sich, wenn er glaubte, daß seine Gegenwart mir im Wege stand. Werden Sie nicht lächeln, mein Theu-

rer, wenn ich Ihnen sage, daß dieser so lang, so sehnlich gewünschte Augenblick, den ich gestern noch mit einem Jahre meines Lebens erkaufte hätte, mich in eine Art von Verlegenheit setzte? Nur eine gemeine Leidenschaft wird in der Einsamkeit kühn; die veredelte Liebe fühlt selbst am Ziel ihrer Wünsche eine gewisse religiöse Schüchternheit, die der schönste Triumph der weiblichen Tugend ist. Mit dem Gewande der Unschuld geschmückt erscheint die Braut ihrem Geliebten gleichsam in der Glorie einer wohlthätigen Gottheit, die auch dann, wenn sie in menschlicher Gestalt zu ihm herabsteigt, ihm noch Ehrfurcht einflößt. Das alles mußte ich nicht, aber nun erfuhr ich es, und diese Erfahrung war mir ein neuer Beweis, daß ich durch Elementinen besser geworden bin; eine neue süße Ahnung, daß ich durch sie noch besser werden würde. Ich setzte mich neben sie, ich ergriff ihre Hand, ich preßte sie einige Minuten schweigend an meine Lippen; sie schwieg auch, und wandte mir ihr Antlitz zu. Himmlische Zufriedenheit sprach aus ihrem Auge; das Bewußtseyn eigenen Glückes war nicht der herrschende Zug ihrer unaussprechlich liebevollen Miene; nein, das Gefühl war es, einen Glücklichen gemacht zu haben, und dieser Ausdruck, Freund, dieser unübersehbliche Ausdruck ist der Adelsbrief einer schönen Seele, der Geburtschein ihrer Verwandtschaft mit den Engeln.

Noch saßen wir so in traulicher Stille beysammen, noch hatten kaum einige leise Seufzer, einige abgerissene Töne, die keine Worte waren, keine Worte seyn sollten, weil es keine unentweichte Worte giebt, diese heilige Stille unterbrochen, als unser Vater wieder hereintrat, und uns zu Tische führte. Nur allmählig bekamen wir die Sprache wieder, und es brauchte nicht weniger als das Talent des unvergleichlichen Mannes, um sie uns wieder zu geben. Er wußte wohl, daß er nicht von unsrer Liebe, nicht von unsrer Verbindung spreche müsse, um die Unterredung zu beleben; diesen Gegenstand wollte er unsern Herzen auf den Augenblick vorbehalten, da der Bonnesturm sich ganz gelegt haben würde. Er redete von unserm Besuche bey Constantien, so heißt unsre schätzbare Kranke. Wißt Ihr, Kinder, das Projekt, das ich unterdessen gemacht habe? Unser Hauswirth will mir ein ganz artiges Zimmer gerade über uns für sie einräumen, und sein Weib will mir für eine Wärterin sorgen. So haben wir sie in der Nähe, und du *Elementine* kannst desto besser über ihre Verpflegung wachen. Morgen wollen wir sie aus ihrem Gefängniß erlösen.

Malen Sie sich, mein Bestter, die Freude meiner Geliebten; Sie können es, denn Sie haben *Elementinens* Herz am Bette der guten *La Rive* kennen gelernt. Von der Mutter mußte unser Ge-

sprach nothwendig auf ihr Kind fallen, und nun erzählte ich dem Kommandeur die Szene dieses Morgens. Ich sagte ihm, wie dringend der holde Knabe *Elementinen* gebeten habe, meine Frau zu werden. Nun gut, versetzte er lachend, so müssen Sie morgen mit, und ihm selber sagen, daß sie seine Bitte erhört hat. So kamen wir nach und nach auf unsre eignen Angelegenheiten zurück: Du, liebes Mädchen, sagte er zu seiner Nichte, indem er ihre Backen streichelte, wirst mich nun bald, wenigstens dem Scheine nach, verlassen, und da denke ich, *Constanzia* wird mir gern Deine Stelle ersetzen wollen. Den Anaben, wenn sie sich von ihm trennen kann, vermache ich Euch, meine Kinder; *Beaumont* kann sich besser als ich mit seiner Erziehung abgeben, er muß sich ohnehin vorläufig in den Vätergeschäften üben. Höchstens noch vierzehn Tage bleiben wir hier, dann machen wir uns mit gesammelter Hand auf den Weg, denn bis dahin, hoffe ich, wird unsre Patientin hergekehrt seyn. Am Tage vor unsrer Abreise wollen wir in der Stille Eure Verbindung feyern, Ihr seyd es doch zufrieden? Ich warf mich dem Besten unter den Menschen um den Hals, *Elementine* weinte auf seine Hand, die sie auf ihr Herz drückte. Unfern ersten Rasttag, mein Sohn, so fuhr er fort, halten wir bey Ihrem Freunde *M***, den ich kennen muß, und der Ihre Gattin

wird kennen wollen. Dann geht der Zug nach Beaumont; hier bleiben wir einige Tage, bis Ihr die nöthigsten Einrichtungen in Eurem neuen Hauswesen getroffen habt; ich sage die nöthigsten, denn ich muß in meine liebe Einsamkeit zurückeilen, ehe die rauhe Witterung eintritt, sonst möchte das Podagra mir den Rest meines Planes vereiteln. Und was ist das für ein Plan? fragte Elementine mit dem Lächeln einer Grazie. Ey! das sollst Du schon erfahren, mein Kind, meynst Du, ich werde alle meine Schubfäcke auf einmal ausleeren? mich dünkt, ich hätte für heute genug gesagt. Ja wohl, guter Vater, erwiederte ich, ich werde mehr als einen Tag brauchen, um mein Auge an die paradiesische Aussicht zu gewöhnen, die Sie ihm geöffnet haben.

Noch lange nach der Mahlzeit blieben wir besamsamen sitzen und spannen die Entwürfe unsers großmüthigen Wohlthäters immer mehr aus. Elementine war die himmlische Parze, deren Rosensfinger die goldnen Faden dreheten, und Sie werden mir glauben, wenn ich Ihnen sage, daß das Schicksal Constantiens sie am meisten beschäftigte. Wir beschieden uns auf den morgenden Vormittag, um als Boten der Freude bey der edeln Dulderin zu erscheinen. Als die Stunde des Ausbruches schlug, war es mir, als gieng ich nach einem fremden Welttheile zu Schiffe, und schon glaube ich ein Jahr vom

meiner weg mit jedem Beywort Braut entfernt zu seyn. Ach Freund! Ihre ganze Seele schwebte auf ihren Lippen, als sie meinen Abschieds-Fuß erwiderte.

Duval hüpfte hoch auf, als ich ihm mein Glück verkündigte; hätte ich ihn nicht gehabt, ich würde es den Sternen des Himmels und den Vögeln meiner Tapete erzählt haben. Als ich das erste Blatt dieses Briefes geschrieben hatte, warf ich mich auf mein Bett; doch ich konnte, ich wollte nicht schlafen, meine Seele wiegte sich in einem Strudel von Wonne; allein, und ich freue mich es Ihnen sagen zu können, sie blieb nicht immer auf der Erde. O lieber Freund! zum erstenmal in meinem Leben fühle ich die Wollust, die in dem Gedanken liegt, daß ein höheres, unendliches Wesen unser Schicksal regiert, und daß unsre Natur sich verherrlicht, wenn wir einen Blick des Dankes zu ihm erheben. Leben Sie wohl.

M. S. Grüßen Sie mir ja meine Wirthinn, und geben Sie ihr Nachricht von meinem Glücke; ich weiß, die gute Frau wird warmen Antheil daran nehmen. Elementine wird ihr nächstens selber schreiben, sie hat in ihrem wie in meinem Herzen ein unvergeßliches Andenken zurückgelassen.

Z e h n t e r B r i e f.

Mein letztes Schreiben, liebe Freunde, wird Euch auf das Stocken meines Briefwechsels vorbereitet

und mich im Voraus bey Euch entschuldigt haben. Dennoch macht mein Herz mir Vorwürfe, daß ich acht volle Tage vorbey lassen konnte, ohne Euch Nachricht von mir zu geben, ohne Euch achtmal zu wiederholen, daß ich glücklich, unaussprechlich glücklich bin. Ich betrachte diese Saumseligkeit als eine Versündigung, nicht nur an der Freundschaft, sondern selbst an der Liebe. Allein wenn Ihr wüßtet, wie schnell mir in meiner Bonnetrunkenheit die Tage verfließen, wenn Ihr erwäget, daß ein Bräutigam die wenigen Stunden, die er dem Liebhaber abdarben kann, den Geschäften des neuen Hauswirths widmen muß, so bin ich gewiß, Ihr werdet mich billiger als mein eigenes Herz beurtheilen.

Erwartet kein Tagebuch mehr von mir, dazu bin ich unfähig; wo würde ich die Zeit und die Geduld hernehmen, eine Periode meines Daseyns zu zerstückeln, in der nichts vergangen, alles gegenwärtig ist. Also nur eine grobe Skizze der festlichen Szenen, die sich in meinem Gedächtnisse voran drängen, nur ein ge Anfsichten aus dem Elysium darinn ich am Arme der Venus Urania umherwandle.

Ihnen, mein theurer K o p e r, Ihnen der E l e m e n t i n e n kenne, brauche ich nicht zu sagen, daß ich nie von ihr scheide, ohne einen neuen Reiz, eine neue Tugend an ihr entdeckt zu haben; und Dir, lieber M * *, brauche ich es auch nicht zu sagen,

bald wirst auch Du sie kennen, und mir gestehen, daß die glücklichsten Züge meiner Copie dennoch weit, himmelweit unter dem Urbilde geliebet wären. So sehr das himmlische Mädchen mich liebt, so sehr ihr Herz jeden Anlaß ergreift, um dem meinigen zu antworten, so schien sie doch diese Tage über weniger mit mir als mit Constantien beschäftigt. Allein eben diese scheinbare Nachlässigkeit war mir ein köstlicher Beweis ihrer Liebe. Jeder ihrer Blicke, jede ihrer Mienen sagte mir: du weißt schon, daß ich dein bin; du bist glücklich, allein dort ist eine, die es nicht ist. Constantia fühlt den ganzen Werth dieser Aufopferung; sie weiß, was Elementine mir ist und was ich ihr bin; und, o meine Freunde, Ihr hättet Jengen des Austritts seyn sollen, da unser Vater ihr zu gleicher Zeit unser Verlöbniß und ihre Verpflanzung ankündigte; Ihr hättet ihr verklärtes Angesicht, Ihr hättet ihre Zähren sehen sollen, als er ihr ein Asyl auf seinem Gute anbot, als er den kleinen Lolo fragte, ob er Elementinen zu seiner zweyten Mutter annehmen wolle? und den Knaben selbst, wie er um uns her hüpfte, wie er bald des Greises, bald Elementinens, bald meine Hand ergriff, und sie an sein pochendes Herz presste, dann zu seiner Mutter hinstaumelte, sein Gesicht auf ihren Busen legte, und mit halberstimmter holdseliger Stimme sie fragte; nicht

wahr, ich kann doch immer Dein lieber kleiner Lo, Lo bleiben? O ich sage nicht zuviel, meine Freunde, aber ich sage alles, wenn ich Euch versichere, daß diese Szene ein Seitenstück, eine Fortsetzung des vorigen Abends war, da unser Vater Elementinen an seiner und meiner Brust zu meiner Braut weihte.

Seit vorgestern hat das Fieber Constantien verlassen, und heute speißte sie mit uns zu Mittag. Sie war einem Auferstandnen ähnlich, der zum erstenmal an der Tafel der Seligen erscheint. Es ist ein vortrefliches Weib, deren Gesellschaft dem Kommandeur Elementinen ersetzen wird, und niemand weiß besser, als ich, wie viel dazu erfordert wird, ihm Elementinen zu ersetzen. Je mehr ihre Kräfte wiederkehren, je mehr entsalten sich die herrlichen Eigenschaften ihrer Seele und selbst die Spuren ihrer ehemaligen Schönheit. Es ist eine von jenen glücklichen Physiognomieen, deren Reize nicht sowohl in der Regelmäßigkeit als im Ausdruck ihrer Züge liegen, und die eben darum, wenn sie zu welken beginnen, bloß einem verblichenen aber nicht veralteten Charaktergemälde gleichen. Sie übergab uns ihren kleinen Liebling mit einer Entschlossenheit, die gemeines Mutterherz und zugleich das edelste Vertrauen bezeichnete. O wir werden es rechtfertigen

dieses Vertrauen! sagte ich ihr, und Ihre Freundschaft soll der Preis unsrer frohen Bemühungen seyn.

Der Arzt findet gar keine Schwierigkeit, unsre liebe Genesende in sechs bis acht Tagen mit uns abreißen zu lassen; Freund M** kann sich also auf ein paar Gäste mehr gefaßt halten. Auch neben Elementinen wird diese neue Bekanntschaft seine Aufmerksamkeit fesseln; und Ihnen, mein theurer Roger, prophezeihe ich einen reichhaltigen Genuß mehr, wenn Sie nach Solauges kommen, um den Drittel Ihres moralischen Jahres an der Seite Ihres alten Freundes hinzubringen. Der eigentliche Tag unsrer Verbindung ist noch nicht festgesetzt; sobald sie aber vollzogen ist, werde ich den ehrlichen Duval als Kurier zu Dir, lieber M**, abschicken, um Dich von unsrer Ankunft zu benachrichtigen.

Neulich bat mich dieser treue Diener um die Erlaubniß, meiner Braut seinen Glückwunsch abzustatten. Sie und der Kommandeur trugen mir auf ihn mit zu Tische zu bringen. Elementine flog ihm mit unbeschreiblicher Freundlichkeit entgegen und reichte ihm ihre Hand. Du darfst ihre Hand wohl küssen, mein Sohn, sagte der Kommandeur, der sich an seiner stummen Entzückung ergöhte. Nein, das darf er nicht, rief Elementine, und gab ihm einen herzlichen Kuß, dem eine Freudenjähre des Redlichen nachrollte. Nicht wahr, mein Freund,

fuhr sie fort, indem sie sich nach mir wandte, Du val muß einer von den Zeugen unsers Bundes seyn, er hat Ihnen so lange seinen Namen geliehet, daß es mir immer eine angenehme Erinnerung seyn wird, ihn auf meinem Trauschein zu lesen. O Liebes, liebes Fräulein, erwiederte er mit brechender Stimme, Sie sind ein Engel von Güte, warum kann ich nicht alle meine übrigen Lebensjahre zu den Ihrigen legen! doch das wird, das muß der liebe Gott thun. Nicht doch! sagte der Kommandeur, indem er ihn auf die Backen schlug, der liebe Gott weiß, daß unser Vaterland Mangel an guten Menschen hat, er wird Euch alle lange beysammen leben lassen. Und Sie mit, Herr General, auch unter den Besten giebt es nicht viel wie Sie. Wenn Du das glaubst, mein Sohn, so wirst Du dich wohl nicht weigern eine Frau von meiner Hand anzunehmen. Ich habe auf meinem Gute eine hübsche muntere Brunette, ein wackeres Mädchen, das ich Dir zukuppeln möchte. Clementine klopfte hüpfend in die Hände: ist dieses eines von Ihren geheimen Projekten, die Sie uns neulich verhehlten? Nun ja, rief der Kommandeur lachend, ist es nicht billig, daß der wahre Duval die wahre Therese heyrathe? Freylich, freylich! rief Clementine am Halse des vortreflichen Mannes. Ich habe auch ein Projekt, sagte ich, und könnte es in keinem schönern Augenblicke

an den Mann bringen. Ich zog meine Briefftasche heraus. Sie haben es wohl gar schriftlich aufgesetzt, sagte Elementine. Nicht ich, sondern der Notar, unser Nachbar. Duval muß auch wissen, wo er seine Braut hinzuführen hat. Ich übergab ihm eine gerichtliche Versicherung des lebenslänglichen freyen Genusses des Hofgütchens, das eine Viertelmeile von Beaumont liegt. Du kennest es, lieber M * *, es kann seinen Mann ernähren, und mit diesem Jahre geht gerade die Pacht zu Ende. Duval war betäubt, seine Lippen bebten, sie versagten ihm die Sprache; erst in meinen Armen kam er wieder zu sich. Szenen dieser Art giebt die Feder nur an, sie zeichnet sie nicht aus.

O meine Freunde, hat man wohl Recht das Wohlthun unter die Lieblingesgeschäfte der Gottheit zu zählen; nicht Duval, ich war der glücklichste von uns beiden. Und meine Elementine! ich las ihren Beyfall in ihren blißenden Augen. Hier muß ich abbrechen. Glück's Irbigenia wird heute aufgeführt, und Constantia hat sich mit uns vereinigt, um ihre holde Wärterin zu bewegen, dieses herrliche Schauspiel zu besuchen. Lebt beyde wohl, ich werde Euch schwerlich vor dem Krönungstage meiner Liebe noch einmal schreiben.

F i f t e r B r i e f .

Morgen, lieber Doktor, morgen um diese Mittagsstunde wird E l e m e n t i n e ihre Hand, und mit ihr den Himmel in die meinige legen; morgen wird ihr Mund mir vor der Welt das süsse Bekenntniß wiederholen, daß sie mein, auf ewig mein ist. Alle vorläufigen Förmlichkeiten sind erfüllt, ein kleines Brautmahl ist angeordnet, und auf vier Uhr sind die Postpferde bestellt, die uns noch bis Meaur bringen sollen. Von dort ist es eine mäßige Tagreise nach Mericourt, wo wir wenigstens einen Tag im Schooße der Freundschaft ausruhen werden.

Wundern Sie sich nicht über die Gelassenheit, womit ich Ihnen das alles schreibe? O Freund! sie ist nur scheinbar, Sie sollten mein glühendes Gesicht sehen, Sie sollten das laute Aufheben meiner Brust hören. Sie sollten in meiner Seele die namenlosen Gefühle lesen, womit ich Ihnen jeden Zug dieser entzückenden Botschaft hinzeichne. O warum sind Sie nicht bey uns? warum können nicht auch Sie einem Feste bewohnen, das Ihre Freundschaft in der Stille veranstalten half! Sie allein fehlen uns noch, Sie wissen noch nicht, was für ein unerwarteter, lieber Zeuge unsre Verbindung mitfeiern wird. Die Freude strömt von allen Seiten in mein Herz. Hören Sie, was mir verwichenen Montag begegnete. Sie werden sich erinnern, daß ich mit E l e m e n t

tinen und unserm Vater die Drey Iphigenia besuchen wollte. Dies geschah. Unser Auge war bloß auf das hinreißende Schauspiel geheftet, unsre Seele schwamm in Glücks göttlichen Harmonien, ohne auf die glänzende Menge zu achten, die den Saal füllte, als ich nach dem ersten Akt an der Thür unserer Loge ein leises Klopfen hörte. Ich schloß auf, und mein Freund R * * stand vor mir, er, ohne dessen Zuspruch und Beystand ich vielleicht jetzt in Deutschland als ein Erulant herumirren, ohne den ich weder meinen Roger noch . . . o mein Herz schaudert! . . . noch meine Elementine gefunden haben würde.

Ich stürzte ihm in die Arme; Elementine und ihr Oheim staunten uns an; ich konnte ihnen bloß den Namen des Fremden nennen, der meine Umarmung so herzlich erwiderte. Mehr brauchte ich auch nicht; sie kannten meinen lieben R * * aus meiner Erzählung, und theilten meine Freude. Ich stellte ihn dem Kommandeur, ich stellte ihm meine Braut vor. Nach den ersten Augenblicken der Bewillkommung sagte er lächelnd zu mir: ich habe Ihnen, mein Freund, zwar keine Braut, aber ein gutes, liebes Weibchen vorzustellen, das ich in Deutschland erbeutet habe, und im Begriffe bin, auf mein Gut bey Tours heimzuführen; dort sitzt sie gegen uns über. Schon lange haben wir Sie beobachtet,

ohne von Ihnen bemerkt zu werden. Wir sahen eine schlaune reizende Blondine, die unsern Gruß mit einer Freundlichkeit erwiderte, die uns zu erkennen gab, daß wir ihr nicht alle fremd waren.

Ich folgte meinem Freund in seine Loge. Amalie, so heißt seine junge Gattin, ist nach Elementine die einnehmendste weibliche Gestalt, die ich je gesehen habe: ein Auge blau wie Gottes Himmel, ein blendend weißes mit der Farbe der aufblühenden Rose belebtes und von dichten silberblonden Locken umstrahltes Gesicht neigte sich mir entgegen; einen kleinen fremden Accent ausgenommen, den aber ihr Mund verschönert, spricht sie unsre Sprache sehr rein und ziemlich geläufig. Unsre Unterredung konnte nur kurz seyn; er mußte mir aber seine Wohnung aufschreiben, und ich verließ ihn mit dem Versprechen, ihn am folgenden Morgen zu besuchen. Ich muß mich kurz fassen: Amalie war bey meinem Besuche gegenwärtig; meine Geschichte, die ich ihrem Gemahl erzählen mußte, interessierte sie über allen Ausdruck, und stößte ihr ein sehnliches Verlangen ein, mit Elementinen näher bekannt zu werden. Täglich sahen sich seitdem die beyden Freundinnen, denn das sind sie geworden, und mußten es werden. Der Magnetismus der Sympathie, das weiß ja mein Roger, wirkt eben so schnell und eben so mächtig, als der Blickstrahl der Liebe.

Es ist für R** und mich eine wahre Wollust, diese zwey schöne Seelen so innig verschwistert zu sehen. Dem ersten Ansehen nach ist Amalie etwas kalt, allein diese scheinbare Kälte ist weiter nichts, als der Ernst, der ihre Nation bezeichnet, ihr Herz verschließt ein reines stillflammendes Feuer, und ihre Empfindsamkeit hat einen gewissen feyerlich hohen Karakter, den unsre Frivolität leicht verkennen, wo nicht gar für romantische Ueberspannung halten würde. Diese schöne erotische Pflanze wird in den paradiesischen Gefilden der Touraine herrlich gedeihen. Elementine ist von dem holdseligen Weibe bezaubert, und diese ist es nicht weniger von Elementinen. Der Leichtsinn, die Keppigkeit der Pariser Schönen hatte sie von den Französinen zurückgeschreckt, die sie als eine steife Bandalin ausgafften, und behohnlächelten. Elementine, die wie sie, ganz Natur ist, hat sie mit ihnen wieder ausgesöhnt; sie hat in ihr ein Herz gefunden, das die Sprache des ihrigen verstand, und dessen Saiten, wenn ich so reden darf, bey der ersten Berührung den Ton des ihrigen angaben. Ihre nahe Trennung von meiner Verlobten thut ihr sehr weh. Die beyden liebenden Geschöpfe haben einen wöchentlichen Briefwechsel unter sich verabredet, bis ruhigere Zeiten die Erfüllung eines noch schönern Projekts begünstigen, nemlich eines wechselseitigen jährlichen

Besuch von einigen Wochen, und mit dieser Aussicht suchen sie sich zu trösten.

Wenn viele von Amalions Landsmänninnen ihr gleichen, so muß ich gestehen, daß unsre weibliche Erziehung mit der teutschen keine Vergleichung aushält. Etwas Zeichnung und Musik, und wenn es hoch kam, ein Schattentriß von Erdkunde und Geschichte, dieses war bisher die ganze pädagogische Mitgift der französischen Töchter aus den gebildeteren Ständen. Amalie besitzt das alles in keinem gemeinen Grade, und verbindet damit noch eine genaue Bekanntschaft, nicht nur mit unsern, sondern auch mit den englischen und italienischen Classikern, die sie zum Theil in ihrer Grundsprache liest. Glauben Sie nicht, daß wir das alles von ihr erfahren, oder aus ihren Reden wahrgenommen haben; nein, mein Freund, ihr selbst merkt man nichts an, als einen hellen männlichen Verstand, und jenes enthusiastische Hochgefühl des Schönen, das zwar die Natur giebt, aber die Cultur veredelt, und welches auch die geflissenste Bescheidenheit dem Kennerauge nicht ganz verbergen kann. Was ich Ihnen von Ihren Talenten und Kenntnissen schreibe, weiß ich aus dem Munde ihres Gemahls, der sie bloß wegen dieser und wegen der noch weit schätzbarern Vorzüge ihres Herzens gehyrathet hat. Diese letztern konnte sie mir so leicht nicht verbergen: ein Umgang von

sechs Tagen war hinreichend, mich zu überzeugen, daß sie den Glanz ihrer Geistesgaben durch jene hohe Einfalt, jene himmlische Güte, jene stille Energie des Charakters verherrlicht. wodurch Therese mich fesselte, und Elementine sich des Herzens dieser interessanten Ausländerin bemächtigt hat.

Jeder andere als Sie, lieber Doktor, würde das Lob eines fremden Weibes im Munde ihres Bräutigams sehr unzeitig finden; vor Ihnen scheue ich mich nicht mit meiner Schilderung. Ich fühle, daß die wahre Liebe weder ungerecht, noch neidisch ist, und es thut mir wohl, einen Freund zu haben, der so glücklich ist, als ich. Mich dünkt, man kann nicht, oder doch nicht lange, allein glücklich seyn, und dann ist es so süß, eine fremde Schönheit zu mahlen, an der man die Züge seiner Geliebten erkennt. Allein über meiner Mahlerey hat die Stunde geschlagen, die mich zu meiner Braut ruft. Ich will diese Skizzen unvollendet in meine Briefftasche stecken, und sie als Gatte Elementinens in Mericourt fortsetzen. Als Gatte Elementinens!!!

Das soll er nicht; Elementine selbst will ihn fortsetzen, sie selbst will dem Freunde ihres zweyten Vaters sagen, daß sie seit vorgestern das glücklichste unter allen Geschöpfen Gottes ist. Das will mir nun Beaumont nicht zugeben, und hieraus entstand unser erster Zank. Mit der ganzen eigensinnig-

gen Majestät eines Cheherrn will er mir nur den zweiten Rang auf der seligen Höhe einräumen, auf der ich die reinste Himmelsluft athme; ich will ihm aber weisen, daß ich auch meinen Kopf habe, kurz, daß ich eine Frau bin, mit der sich nicht so gut auskommen läßt, als erß von der sanften schüchternen Braut erwartete.

Ich beschlich ihn, als er sich eben hinsetzte, um weiter zu schreiben; noch mehr, ich hatte den Vorwitz auf die letzte Seite hinzuschielen; er drehte sich um, und ärger hätte er mich nicht bestrafen können, er übergab mir die bereits geschriebenen Blätter. Das erste, was ich erblickte, war der Name Amalie. Nun konnte ich nicht mehr großmüthig seyn, und ihm den Brief ungelesen zurück geben. Ich las und fand und fand, daß er von dem trefflichen Weibchen noch zu wenig gesagt hatte. Ja, lieber Freund, zu wenig; vor acht Tagen glaubte ich noch nicht, daß mein Abschied von Paris mich Thränen kosten würde. Die Trennung von Amalien hat mich Thränen gekostet, und Beaumont, selbst mein Beaumont konnte sie nicht alle wegfüssen. Eine solche Freundin war das letzte Geschenk, womit die Vorsehung das Maas ihrer Güte gegen mich häufen wollte. Durch sie hoffe ich meines Beaumont immer würdiger zu werden. Amalien's Briefe und Rogers mündliche Lehren finden noch vieles an mir

auszubessern; unterdessen will mein Geliebter mich behalten, wie ich bin. Doch ich übernahm es ja, Ihnen sein Tagebuch fortzusetzen; es könnte leicht zu einem wirklichen Buche anwachsen, wenn es mir nicht an der Zeit und am Talent gebräche, eine treue Geschichte der zween leztverflohenen Tage zu entwerfen. O sie waren schön, beydes kurz und lang wie Tage der Ewigkeit und heilig wie sie.

Gegen Mittag wurden wir getraut; unsre Herzen gaben dieser Feyerlichkeit die Würde wieder, welche unsre neuen Gesetze ihr genommen haben. Die Gottheit hörte unsre Gelübde, und als wir unsre Hände fest in einander preßten, warf sie, das weiß ich, einen weisenden Blick auf sie herab. Nach der Ceremonie verließ uns der gute Duval, um nach Mericourt voran, zu reiten, und uns die Postpferde bis Meaux zu bestellen; wir aber fuhren mit R * * zu Amalien um sie zu unserm stillen Liebesmal abzuholen. Sie drückte mich mit einer Innbrunst, mit einer Zärtlichkeit an ihr Herz, ihre Thränen fielen so hell, so warm auf das meinige, daß sie mir wie ein Engel vorkam, vom Himmel gesandt, unsern Bund einzusegnen. Ihre ganz weiße Kleidung begünstigte diese süsse Illusion, und gab ihr etwas unbeschreiblich feyerliches, das selbst auf meinem Oheim den tiefsten Eindruck machte.

Der majestätische Greis trat zwischen sie und

mich, legte unsre Hände in einander, und sagte: „nun will auch ich eine Trauung vornehmen: liebt euch, Kinder, liebt euch ewig, Gott schuf euch zu „Freundinnen.“ Wir waren unaussprechlich gerührt, und unsre beyden Geliebten waren es so sehr als wir. Beaumont führte mich seinem Freunde, und dieser führte ihm Amalien in die Arme; dann umringten wir den ehrwürdigen Patriarchen, und küßten ihn alle mit kindlicher Ehrfurcht. Sie können sich vorstellen, mein lieber Doktor, welch' eine Stimmung wir nach dieser Szene an die Brauttasfel brachten. Heiterer Friede wehte unter uns, innige Bonne und innige Liebe fetteten uns an einander. Wir fühlten uns überschwänglich glücklich, und eben darum sprachen wir wenig. Gegen vier Uhr trennten wir uns; einige Vermuthstropfen flossen in den Becher unsrer Freude. Lassen Sie mich über diesen Augenblick wegeilen.

Amalie war bis nach Meaux der vornehmste Gegenstand unsrer Gespräche; daß auch sie sich mit uns beschäftigte, beweist mir das liebevolle herrliche Briefchen, das man mir bey unsrer Ankunft in Mericourt zustellte. Sie schrieb es unmittelbar nach unsrer Trennung, und benutzte die eben abgehende Post, um mir damit vorzueilen. Es trägt die Spuren ihrer Thränen, die ich mit den meinigen wieder auffrischte. Doch diese Ueberraschung

war nicht die einzige, die mich hier erwartete. In der Lindenallee, die zum Schlosse unsers gütigen Wirths führt, empfingen uns sechs 12 bis 15jährige Bauermädchen, und eben so viele Knaben in Schäferkleidern. Alle hatten zierliche Körbchen an den Armen; sie waren mit Blumen angefüllt, die sie im Augenblicke, da wir ausstiegen, auf unsern Weg streuten. Eine liebliche Hirtenmusik ertönte aus einer der beyden Lauben, die auf jeder Seite der Allee angebracht sind. Die Knaben und Mädchen vereinigten sich, und sangen ein von M** auf unsrer Verbindung verfertigtes Liedchen, das ich Ihnen hier beylege. Bey den Schlußzeilen

Non ce n'est pas pour la Vertu

Que l'amour a des ailes

trat ein unbeflügelter, allerliebster kleiner Amor aus der andern Laube, und überreichte mir und meinem Beaumont einen Strauß von Jammerschön; dann umringte uns die holde Gruppe; der kleine Amor mit einem Myrtenzweig in der Hand trat voran, und so wurden wir in die Halle der Gastfreundschaft eingeführt.

Aus dieser Bewillkörung können Sie auf die ganze Aufnahme schließen, die wir hier gefunden haben. M** ist ein edler, warmer Freund, und ein trefflicher Gesellschafter. Die Gerechtigkeit und Milde, womit er jederzeit seine Unterthanen behan-

delte, hat sie während der Revolution zu Beschützern seiner Person und seines Gutes gemacht, und selbst zur Zeit der Schreckensregierung haben die Zeugnisse der Ortsgemeinschaft ihm zum Schilde gegen die Tyranney gedient. Wir dachten morgen zu verreisen, allein wir mußten seiner Bitte nachgeben, und ihm noch einen Tag schenken, doch hat er uns das gegen versprochen müssen, uns übermorgen nach Beaumont zu begleiten, welches nur vier Meilen von hier liegt. Er entschuldigte sich anfangs mit allerhand dringenden Geschäften; auf meine Frage aber: ob er denn seiner neuen Freundin ihre erste Bitte versagen wolle? hat er sich endlich ergeben. O mein theurer Freund, was für ein süßes Gefühl ist es geliebt zu seyn, und mit wie vielem Rechte kann ich nicht sagen, daß ich eben so glücklich in der Freundschaft bin, als in der Liebe! Der morgende Tag ist einem herblichen Feste gewidmet. Wir werden in einer grossen Reblauben speisen, die den Weinberg uners Freudenhöpfers krönet. Constantia nimmt einen herzlichen Antheil an jedem Genuße, den seine sinnreiche Freundschaft uns zubereitet; täglich wird ihre Stirne heiterer, und die Farbe ihrer Wangen lebhafter. Lolo glaubt sich in eine Feenwelt versetzt; sein Aug ist beständig auf seine Mutter geheftet, man sieht ihm an, wie wohl es ihm thut, sie froh zu sehen. Duval geht

schon heute nach Beaumont voran; dieses ist um so nöthiger, da wir nicht wissen, wie es in unserm Schloßchen aussieht. M** hat uns zwar versichert, daß nicht alle Mobilien verkauft sind, und unser Quartiermeister Duval verspricht uns mit zuversichtlicher Miene, uns und unsre Gäste unterzubringen. Leben Sie wohl, theurer Freund, mein guter Dheim grüßt Sie; er ist um zwanzig Jahre jünger geworden. Sobald wir in Solanges angekommen sind, werden wir Ihnen wieder schreiben; nichts fehlt mir mehr zu meinem Glücke, als Ihr Segen.

Zwölfter und letzter Brief.

Seit vorgestern, lieber Doktor, sind wir in Solanges. Es war sehr nöthig, daß wir endlich einen Ruheplatz fanden, um, nicht von den Beschwerlichkeiten unsrer Reise, sondern von den süßen Stürmen auszurasen, die seit einigen Wochen uns immer aus einem Wonnestrudel in den andern geschleudert haben. Ich fühle es, mein theurer Freund, daß unsre Seele eben so wenig die Kraft hat, das Uebermaaß der Freude als des Grames zu tragen, und daß ihr beim Vollgenusse moralischer Güter die Abspannung eben so nöthig ist, als einem von Gesundheit strotzenden Körper das Fasten. Lesen Sie nur weiter, und sagen Sie mir dann, ob ich nicht Gefahr lief, an einer Ueberladung von Glückseligkeit zu sterben.

Mit Clementinen im Arme, von unserm zweyten Vater, meinem theuren M * * und der edeln Constantia begleitet, kam ich heute vor acht Tagen in Beaumont an. Duval empfieng uns mit meinen vier Pächtern und ihren Familien in Feyerkleidern, am Thore meines Schlosses. Die Freude, womit die wackern Leute mich und ihre neue Gebieterin bewillkomnten, hatte so gar nichts vorbereitetes, sogar nichts ceremonielles an sich, es war ganz der naive Ausdruck liebender Herzen. Ich umarmte sie alle Groß und Klein; Clementine reichte ihnen die Hand, und erwiderte ihren Gruß mit der ihr eigenen Anmuth.

Die Revolution hat den Menschen die Masse abgenommen, indem sie die Bande der Abhängigkeit löste. Mein Vater und ich hatten dafür gesorgt, daß unsre Pächter reich werden konnten, und sie sind es geworden. Gleichwohl haben Uebermuth und Eigennuß, an denen die Ehrlichkeit so vieler unsrer Landleute scheiterte, die Herzen dieser Rechtschaffnen nicht vergiftet, ihre Miene war freyer und traulicher, als zuvor, aber eben darum mußte die Art von Huldigung, die sie uns leisteten, uns destomehr schmeicheln. Sie war freywillig, und floss aus dem Innern, und zu einer Zeit, da der Undank vielleicht nicht mehr unter die patriotischen Tugenden, aber doch gewiß noch nicht wieder unter die entehrenden

Laster gerechnet wird, fanden es diese unverdorbenen Menschen noch immer so natürlich dankbar zu seyn, daß es ihnen dabey nicht einmal einzufallen schien, diese Dankbarkeit für eine Pflicht zu halten. Sie werden bald hören, daß es ihnen nicht an einem Beispiel fehlte, welches sie zum Gegentheil hätte verleiten können.

Nach einigen Minuten verließen sie uns, und wir traten in mein Haus. Ich fand mit Erstaunen, daß in den vornehmsten Zimmern nicht das mindeste verändert war; die größte Reinlichkeit herrichte darinn, alle Mobilien waren in dem nemlichen Zustande, und an der nemlichen Stelle, wie im Augenblicke meiner Flucht. Wir wandelten noch in den Gemächern des ersten Stockwerks umher, und ich war mit Elementinen beschäftigt unsern lieben Gästen ihre Zimmer anzuweisen, als ein frohes Geräusch mich an das Fenster lockte. Freund, welcher Anblick stellte sich uns dar! Eben die vier Vächter-Familien, die uns vor einer halben Stunde verlassen hatten, zogen von Duval angeführt, der auf seinem Clarinet einen Marsch bließ, und von einem hochbepackten vier-spännigen Wagen begleitet, zum Hofe herein. Die Weiber und die erwachsenen Mädchen trugen verdeckte Körbe auf den Köpfen, die Kinder giengen auf den beyden Seiten des Wagens, dessen Pferde mit Bändern geziert waren.

Die vier Männer kamen zu uns herauf; der älteste, ein Greis von siebzig Jahren; redete mich an: lieber Herr, sagte er, wir haben es nicht hindern können, daß man Ihr Hausgeräthe verkaufte, aber so viel an uns war, haben wir es gehindert, daß nichts davon in fremde Hände fiel. Der einzige Colla, der schon lange ein schlechter Mensch war, hat uns unsre Freude ein Bißchen verdorben; Sie kennen ihn, und wir haben mit großem Vergnügen gehört, daß Sie ihm den braven Bürger Duval zum Nachfolger auf seinem Hofe gegeben haben. Mit dem Herrn Rittmeister hier (auf meinen Freund M** weisend) sind wir auch nicht ganz zufrieden; die besten Sachen hat er uns, wie Sie sehen, vor der Nase weggefischt; er behauptet, daß ihm, als Ihrem alten Freunde der Vorzug gebühre, als ob wir nicht auch Ihre alten Freunde wären.

Ich fiel dem ehrwürdigen Maturin um den Hals, ich umarmte seine Gefährten, wir schmolzen alle in Thränen. Elementine stand in einer namenlosen Entzückung da; vielleicht fand sie, daß der Mann, für den man das that, ihrer Liebe würdig war. Sie näherte sich dem Greise, und küßte ihn auf die Stirne; dann faßte sie mich bey der Hand; sie drückte sie noch nie so fest, und flog mit mir dem edeln M** in die Arme: der sich hinter den Commandeur und Constantien verborgen hatte. Diese

folgten unserm Beyspiel. O lieber Roger, was war das für ein Moment! er soll uns künftig zum Maßstabe dienen, wenn Elementine und ich uns einen Begriff von den Gefühlen der Unsterblichen machen wollen.

Unterdessen waren die Weiber und Mädchen in den Vorsaal heraufgekommen, und hatten mit Duvals Hülfe ihre Körbe niedergesetzt. Sie enthielten mein Porzellan und allerhand anderes Geräthe, das auf dem Wagen hätte Schaden leiden können. Dieser war mit Tischen, Stühlen, Commoden, Betten und andern Mobilien angefüllt, die sich in meinem zweyten Stockwerk befanden. Duval hatte in meinem Gartenjaal eine hübsche Collation auftragen lassen, die vornehmlich aus den Früchten meines Gartens bestand; er sagte es Elementinen, und diese bat die ganze Gesellschaft, ihr zu folgen. Als der Kommandeur die zahlreichen Weinflaschen erblickte, womit die Tafel besetzt war, sagte er lachend: nun, nun, ich sehe, daß der Keller dieses Hauses eben so wenig Plünderung litt, als seine übrigen Gemächer. Elementine wies der ganzen Gesellschaft ihre Plätze an, und nahm den ihrigen ne dem alten Naturin und seinem ehrwürdigen Weibe, einer Mutter von sieben Kindern und zwölf Enkeln, welche alle zugegen waren. Wir blieben wohl eine Stunde bey Tische, während der ich es mehr

als einmal umsonst versuchte, meinen Wohlthätern die Empfindungen meines Herzens auszudrücken. Elementinen gelang es nicht besser, als mir; allein ihr seelenvolles Auge, in welchem immer eine Freudenähre glänzte, war weit beredter, als es ihr Mund hätte seyn können. Ihre Blicke irrten beständig auf den frohen Gesichtern unsrer ländlichen Gäste umher, die hinwieder von ihrer Leutseeligkeit noch mehr als von ihrer Schönheit entzückt, kein Auge von ihr wandten. So übereilte uns die Abenddämmerung, und unsre guten Landleute verließen uns, nachdem sie den Wagen in meine Scheune geführt hatten. Bey'm Abschied umarmte Elementine die Hausmütter, und lud die vier Familien auf den folgenden Sonntag zu Gaste.

Des andern Morgens machten wir allen unsern Besuch, und wären sie nicht schon ganz von meiner Gattin bezaubert gewesen, so würden sie es nun geworden seyn. Nach dieser Scene, mein lieber Doctor, brauche ich Ihnen weiter nicht zu erzählen wie wir unsre Zeit in Beaumont zubrachten; es wird Sie auch nicht wundern, wenn ich Ihnen sage, daß es mir nicht möglich war, meine guten Bauern zu bewegen, den Ersatz ihrer Auslagen anzunehmen; mehr als zweymal durfte ich ihnen sogar mein Anerbieten nicht wiederholen, ich hätte ihnen ihre Freude verdorben. Das Fest, das Elementine ihnen

gab, war eines der herrlichsten meines Lebens; das Vergnügen strahlte auf allen Gesichtern, und eine treuherzige Vertraulichkeit verbannte allen Zwang. Nach der Mahlzeit nahmen wir, Duval und ich, unsre Clarinette zur Hand, und formirten das Orchester eines Balles, den Clementine mit dem ältesten Enkel Maturins, einem finken achtzehnjährigen Jüngling, eröffnete, und wobey niemand, selbst unser Oheim, nicht müßig blieb, der auf dem ganzen Vorwerk nur der Papa Kommandeur heißt. Bey unsrer Abreise vereinigte sich wieder die gesammte Colonie auf meinem Hofe: ihr Abschied war so rührend, als ihr Empfang und ihre Segenswünsche waren von Schluchzern begleitet. Unser Vorreuter Duval mußte einige Augenblicke zurückbleiben, und jedem, der vier Hausväter einen in Clementinens und meinem Namen geschriebnen Brief übergeben, dem eine Quittung für die Pacht des laufenden Jahres beygelegt war. Die Ausdrücke, womit wir dieses kleine Zeichen unsrer Erkenntlichkeit begleiteten, lassen uns nicht befürchten, daß sie es ausschlagen werden. Was mußten das für Teufel seyn, denen es gelang, solche Menschen in Raubthiere zu verwandeln? und wie erquickend ist mir der Gedanke, die Zahl der Beweise vermehren zu können, daß es ihnen nicht bei allen gelungen ist.

Wir brauchten keinen vollen Tag, um von Beau-

mont nach Solanges zu kommen, wo wir Ihren lieben, herrlichen Brief antrafen, der sich nur Herz an Herz beantworten läßt. Sein Ueberbringer empfing uns am Schlage des Wagens: eine neue, süße Ueberraschung, die wir unserm guten Oheim verdanken, der seinen Neffen ohne unser Vorwissen hieher beschieden hatte. Elementine stürzte ihrem Bruder mit einem lauten Schrey in die Arme, sie weinte an seinem Halse, und als ob sie es beuenete, daß sie mich über ihren Ferdinand einen Augenblick vergessen konnte, ergriff sie mich hastig bey der Hand, und zog mich an seine Brust. Hier ist dein neuer Bruder, der Gatte deiner glücklichen Schwester. Seine heiße Umarmung sagte mir, daß er Elementinens Herz hat, und daß er in dem meinigen die Gesinnungen antraf, die es ihm auszubrüden suchte, als ich ihm von Paris aus meine Verbindung mit seiner Schwester ankündigte.

Im Hofe bewillkommte uns der ehrliche Gärtner Gontier mit seiner Tochter Therese; ihre Freude ihren angebetenen Herrn und Elementinen wieder zu sehen, läßt sich nur mit derjenigen vergleichen, womit meine guten Bauern mich in Beaumont empfingem. Der edle Greis konnte sich der Thränen nicht erwehren, als er in seine reizende Wohnung trat, die er noch vor drey Monaten nicht hoffen durfte, wieder betreten zu können. Alles war

darinn unversehrt, weil selbst unter der Schreckensregierung das Eigenthum der Gefangenen vor ihrer Verurtheilung nicht veräußert, sondern blos in Beschlagnahme genommen wurde.

Als wir eine Weile ausgeruht hatten, führte uns Ferdinand in den Speisesaal, wo eine niedliche Mahlzeit uns erwartete. Duval mußte mit zur Tafel sitzen, die Theresie mit den schönsten Herbstblumen bestreuet hatte. Das gute Mädchen hat sich die Ehre aus, ihre Gebieterin bey Tische bedienen zu dürfen. Unser Oheim hatte Recht, als er sie eine hübsche muntere Brünette nannte. Duval warf ihr manchen verstohlne Blick zu, der dieses Urtheil bestätigte, und als ihn gestern der Kommandeur fragte, wie sie ihm gefiele, sagte er: Herr General, ich stehe mit Leib und Seele unter Ihrem Commando; machen Sie nur, daß die Festung sich bald ergiebt, ich werde die Capitulation mit meinem Blute unterschreiben. Morgen will der Kommandeur mit dem Vater und Elementine mit der Tochter sprechen. So viel wissen wir schon, daß ihr Herz frey ist; dieses läßt uns hoffen, daß die Heyrath noch vor unsrer Rückreise nach Beaumont zu Stande kommen werde; dann giebt es wieder ein paar glückliche Menschen mehr in der Welt.

Gestern morgens lagen wir im Fenster unsers Schlafzimmers, und ergöheten uns an dem von der

Sonne vergoldeten Nebhügel, der den Garten unsers guten Vaters krönet, als dieser ganz sachte her eingeschlichen kam, und sich dem Nachttiſche Elementinen näherte. Ich bemerkte ihn im Augenblicke, da er eine prächtig gestickte Briestafche darauf hinlegte; er winkte mir zu schweigen, und wollte bereits wieder hinauswischen, als ihn auch meine Gattin wahrnahm. Sie sprang ihm nach. Bleib, bleib, mein Kind, rief er, indem er die Thüre hinter sich zog, ich war incognito hier. Nun wies ich ihr die Briestafche; unter der Aufschrift: an meine Tochter Elementine, enthielt sie ein Brautgeschenk von dreystausend Thalern in soliden Pariserwechseln. Diese Summe, sagte sie freudig, indem sie mich umarmte, wird hinreichen, unserm Freunde M** den Preis Ihrer Mobilien zu vergüten. Freylich, mein lieber Doktor, möchte es noch eine Weile anstehen, bis die Nation mir diesen Ersatz leistet. Immerhin; wollte Gott, es hätte niemand der Revolution grössere Opfer gebracht, als ich, und jedermann wäre für die seinigen, wie ich, entschädigt worden. Ferdinand muß übermorgen wieder nach Belfort, er will diesen Brief mitnehmen, und Ihnen, mein lieber Doktor, eigenhändig überliefern; zuvor aber will Elementine noch einige Zeilen anhängen.

„Ja das will ich, mein edler Freund, und bin so stolz, zu glauben, daß ich mir den angenehmsten Theil desselben vorbehalten habe. Den 9ten dieses reisen wir, nehmlich mein Oheim, Beaumont und ich, von hier nach Mompelgard, wo wir am folgenden Tage im Gasthose zur Wage einzutreffen, und Sie, lieber Doktor, mit der Frau La Rive zu finden hoffen. Wir werden die drey Tage, die unser schönes langes Brautfest krönen sollen, an einem dritten Orte ruhiger als in Pruntrut feyern können, und Ihnen muß es leicht seyn, für diese kurze Zeit einen Urlaub zu erhalten. Wir bringen meiner Pflegemutter ein kleines Andenken mit, das ihr nicht unsre Erkenntlichkeit, vielleicht aber unsre Liebe beweisen kann. Ferdinand, der wie Sie, unsern Sammelplatz in wenig Stunden erreichen kann, wird unsern Wonnekreis ergänzen. Es ist keine von meinen kleinsten Seligkeiten, mich an dem zärtlichen Bande zu weiden, das ihn an seinen neuen Bruder fettet. Auch mein guter Oheim sieht sie mit Entzücken Arm in Arm umherwandeln, er nennt sie nur die zween Nebenbuhler, und hat seine herzlichste Freude mit meinem Beaumont, über jenen Irrthum zu scherzen, der mir ein so rührender Beweis seiner Liebe war. Nebenbuhler sind sie auch in der That, wenn es darauf ankömmt, mich ratheu zu

lassen, ob ich eine glücklichere Gattinn, oder eine glücklichere Schwester bin.

Unser zweyter Vater brennet vor Ungedult nach einer bey nahe zehnjährigen Trennung seinen besten Freund wieder in seine Arme zu schliessen. Sage ihm, sprach er zu mir, daß man in meinem Alter mit dem Lebensgenusse wuchern muß, und daß nur er mir noch fehlt, um den Abend meines Daseyns zu dessen schönster Periode zu machen. Er wird wohl einen geschickten rechtschaffnen Mann finden, der ihn an seinem jetzigen Posten wenigstens zum Theil ersetzen kann; aber mir kann niemand, mir darf niemand meinen Roger ersetzen.

Auch Ihren neuen Freund M * * werden Sie bey uns finden, er hat uns bey unsrer Trennung in Beaumont das Versprechen wiederholt, daß er noch vor dem Ende des Monats hier eintreffen werde, und Constantia, die während unsrer Abwesenheit die Weinlese besorgen will, o schon diese allein verdient, daß Sie uns wenigstens auf einige Wochen nach Solanges zurück begleiten. Vielleicht ist es der höchste Grad menschlicher Grösse, wenn man, ohne sein eigenes Unglück zu vergessen, dennoch mit ganzer Seele an Andern Glück Theil nehmen kann. Dieses kann Constantia: jede unsrer Freuden ist auch ihre Freude, sie bringt stets die sanfteste Heiterkeit in unsern Zirkel, aber täglich verschließt sie

sich auf eine Stunde, die sie dem Umgange mit dem Geist ihres Gatten widmet. Sie hat sein Bildniß unter das meines Oheims aufgehängt, das sie in ihrem Zimmer antraf, und beide mit einer Kette von Cypressen und Spätrosen umschlungen. Wie vieles könnte ich Ihnen noch von diesem vortreflichen Werke erzählen, aber nein! Sie selbst müssen kommen und mit eignen Augen sehen. Leben Sie wohl, ehrwürdiger Freund, in sechs Tagen sind wir in Ihren Armen.

N. S. Ich reiße den Brief wieder auf; selbst meinem Ferdinand gönne ich die Freude nicht Ihnen zu sagen O lesen Sie, lesen Sie! Gestern Abends saßen wir bey Tische; Duval meldete einen Fremden an, der meinem Gemahl einen Brief von M * * zu übergeben habe. Er war im Vorzimmer; Beaumont wollte hinaus gehen. Laß ihn hereinkommen, sprach mein Oheim, und hole ihm einen Teller. Ein großer ansehnlicher Mann trat herein; Constantia that einen Schrey und sank in Ohnmacht. Papa, Papa! rief Lolo indem er von seinem Stuhl auffsprang. Er war es, es war Vernon. Er warf sich auf seine Gattin, er ergriff ihre kalte Hand, er bedeckte sie mit Küssen und Thränen. Ach ich Unbesonnener! rief er, meine Ungeduld macht mich zu ihrem Mörder. In wenig Minuten brachten wir sie wieder zu sich. Freund!

dieser Moment . . . die Sprache versagt mir, es giebt keine Sprache ihn zu schildern. Nun erst umarmte Vernon seinen alten Freund, der noch immer unbeweglich auf seinem Stuhle saß; auch er war einer Ohnmacht nahe. Nein, auch nicht der seligste Augenblick unter den seligen, die ich genoß, reicht an diesen, er liegt über dem Gebiete, himmelhoch über dem Gebiete der menschlichen Einbildungskraft. Nur noch einige Worte von Vernons Schicksal.

Er entgieng wie durch ein Wunder dem Blutbade vom 10ten August. Ohne die größte Gefahr konnte er nicht in seine Wohnung fliehen und suchte seine Sicherheit im Walde von Boulogne. Hier brachte er die erste Nacht und den folgenden Tag zu. Am zweyten Morgen erreichte er ein Dorf acht Stunden von Paris; hier gab er einem Bauer einen Brief an Constantien, dessen Bestellung er mit einem Louisd'or vorausbezahlte. Der Kerl nahm das Geld, und zerriß den Brief. In der Nacht setzte Vernon seine Reise fort, dieses that er auch in den fünf folgenden Nächten; des Tages blieb er meist in Hölen und Gebüsch still liegen. Endlich erreichte er eine einsame Köhlerhütte in einem Forste; die Thränen, die der Mann und sein ehrliches Weib über die tragischen Vorfälle der letzten Tage vergossen, gaben ihm den Muth sie um ein Asyl zu

bitten. Es ward ihm gerne bewilligt. Vier Monate blieb er bey diesen guten Leuten. Endlich konnte er es nicht länger ausstehen von seiner Gattinn und seinen Kindern getrennt zu seyn; er beschloß alles zu wagen und nach Paris zurück zu kehren. Einen ungünstigern Augenblick konnte er nicht wählen. Vergebens suchten seine redlichen Gastfreunde ihn aufzuhalten; er verließ sie und schon am folgenden Tage ward er, weil er keinen Paß hatte, von den Häschern angehalten, und in ein Gefängniß nach Lourges geschleppt, wo er bis nach dem Sturze der Tyrannen schmachten mußte. Zweymal fand er hier Mittel an seine Gattinn zu schreiben, seine Briefe blieben unbeantwortet, weil sie so wenig als der erste ankamen.

Nach seiner Befreyung eilte er in die Hauptstadt zurück; da aber Constantia ihre Wohnung und ihren Namen verändert hatte, so war es ihm nicht möglich sie auszuspiiren. Nach drey Wochen nöthigte ihn der Mangel, Paris zu verlassen, und die Freystatt anzunehmen, die einer seiner Mitgefangenen ihm in einem Dorfe, drey Meilen von Mericourt anbot. Wir waren nur eben von Beaumont abgereist, als er zufälliger Weise von meinem Oheim und seinem Besuche in Mericourt sprechen hörte. Er flog zu unserm Freunde und erfuhr von ihm das Leben und den Aufenthalt seiner Gattinn, Dieses alles wird Ihnen mein Bruder umständlicher erzählen.

Unser Vater kann sich nicht entschliessen, sich so schnell von seinem wiederauferstandenen Freunde zu trennen, obgleich bereits auch er sein Anerbieten angenommen hat, mit Constantien unter seinem Dache zu wohnen. Wir verreisen also erst den 12ten von hier, sonst aber bleibt alles bei unserer Abrede. Wie lieb müssen Sie uns seyn, daß wir selbst nach einer solchen Szene uns noch Freude, große Freude bey Ihnen versprechen.

Elementine.

Walther von Geroldseck.

Eine Anekdote aus der Vorzeit. *)

Ritter Diebold, genannt Geroldseck, weil er das Schloß dieses Namens bewohnte, stammte aus einer Nebenlinie des Geroldseckischen Hauses ab. Er war ein böser, neidischer und rachsüchtiger Mann, der aber seine Tücke gar meisterlich zu verbergen wußte. Drey Jahre lang trug er einen heimlichen Groll gegen Ritter Walthern, den Burgherrn zu Hohengeroldseck, im Herzen, weil dieser ihn bei einem Schimpfspiel vom Rosse geworfen, und bald darnach als Schiedsmann seines Widersparts, in einer ungerechten Sache gegen ihn gesprochen hätte.

Eines Tages gieng Herr Walther ganz allein, blos von einem Hunde begleitet, auf die Jagd. Er durchstrich die Waldungen, die sich, von dem Fuße seiner Burg an, Meilen weit durch das Thal erstreckten, und da er kurz zuvor das Lager einer trächtigen Hindinn ausgeführt hatte, so wollte er nun nachsehen, ob sie geworfen hätte, um seinen Jüngern mit einem kleinen Dieb eine Kurzweil zu machen. Diebold hatte einen Buben, der ein gar schlauer Wicht war, und viele Tage lang, als ein

*) Man sehe Bernhard Herzogs Elsäcker. Chronick. Sträßburg. 1592. 5tes Buch. S. 120. u. f.

Betteljunge verkleidet, um das Schloß Geroldsee herstrich, damit er den Augenblick, da Walther allein ausgehen oder ausreiten würde, ablauchen und seinen Herrn davon benachrichtigen möchte. Dieses war in langer Zeit nicht geschehen, und als ihm der Bub die Botschaft brachte, freuete er sich so sehr darüber, daß er ihm einen Goldgulden schenkte. Hierauf nahm er vier handfeste Männer von seinen Leuten zu sich, mit denen er in den Forst eilte, wo er Walthern zu finden hoffte. Er und seine Gefährten waren vermummt, und er hatte ihnen den strengsten Befehl gegeben, kein Wort zu sprechen. Mehr als eine Stunde lang durchstreiften sie das Dickicht, ohne den Ritter anzutreffen; endlich fanden sie ihn am Fusse einer Eiche sitzend, wo er einen Kuchen verzehrte, den seine Gemahlin, Frau Hedwig, des Abends zuvor gebacken und ihm in seine Jagdtasche gesteckt hatte. Als der Hund in dem Gebüsch ein Geräusch vernahm, sprang er auf und fieng an zu bellen; einer von den Knechten aber schosß ihm einen Bolzen ins Herz, daß er todt zu Boden stürzte. Alsdann fielen sie alle über Walthern her, warfen ihn nieder, ehe er sein Waidmesser ziehen konnte, und banden ihm die Hände auf den Rücken, nachdem sie ihm das Wamms vom Leibe gerissen hatten. Hierauf steckten sie ihm einen Knebel in den Mund, verbanden ihm die Augen,

und führten ihn mit sich fort. Einer von den Knechten besudelte das Wamms mit dem Blute des Hundes, und ließ es am Fuße des Baumes liegen. In diesem Zustande schleppten die Räuber ihren Gefangenen etliche Tage lang in den waldigten Gebürgen und Thälern umher; des Nachts versteckten sie ihn in verborgene Hecken und Felsen, wo sie ihm Speise und Trank reichten, und sodann wieder mit ihm fortzogen; so daß der Ritter wähnte, daß er in ein fremdes Land hinweggeführt würde. In der vierten Nacht brachten sie ihn auf das Schloß Lüzelhart, wo sie ihm einen schmutzigen Kittel umwarfen, und ihn, mit Ketten beschwert, in einen finstern Thurm legten. Frau Hedwig erwartete ihren Herrn vergebens mit dem Mittagsmahle, und als er auch die Nacht über weg blieb, sandte sie des folgenden Morgens alle ihre Knechte aus, um ihn zu suchen. Diese fanden seinen Hund und das blutige Wamms nebst dem Waidmesser unter der Eiche, und dachten nicht anders, als ihr Herr sey von den Mördern erschlagen und irgendwo eingescharrt worden. Vergebens suchten sie sein Grab oder seinen Leichnam, und kamen des Abends mit dem Gewehr und dem Kleide traurig nach Hohengeroldssee zurück. Als Frau Hedwig die grausame Nachricht vernahm, und das blutige Wamms erblickte, das einer von den Knechten unter seinem Kittel hervorzog,

sank sie in eine Ohnmacht, und wurde zu Bette getragen. Drey Wochen konnte sie ihr Lager nicht verlassen, und jedem, der ihren Jammer mit ansah, brach das Herz. Ritter Walther war ein eben so guter Herr, als er ein guter Gemahl und Vater war; er wurde von Alten und Jungen beweint, und mehrere von seinen Bauern machten sich freiwillig auf, um Kundschaft von ihm einzuziehen; sie kamen aber alle unverrichteter Sache zurück, und niemand zweifelte mehr an seinem Tode.

Unterdeffen lag Herr Walther immer in seinem Gefängnisse auf der Burg Lüzelhart, ohne daß er wußte, wo er war. Der Thurmwart brachte ihm täglich zu essen und einen Krug Wasser; wenn er von ihm aber angedet wurde, so gab er dem Gefangenen keine Antwort. Wißt Ihr, wen Ihr so grausam behandelt? sagte einst Walther voll Verzweiflung. Ich will es nicht wissen, erwiederte dieser, und habe Befehl Euch zu tödten, sobald Ihr Euren Namen aussprechet. Der Ritter glaubte nicht anders, als daß er von fremden Räubern, die ein schweres Lösegeld für ihn verlangten, in ein fremdes Land geführt worden, und wunderte sich oft, wie seine gute Gemahlin und seine Freunde ihn so gar verlassen konnten. Zwey Jahre schmachtete er in diesem Kerker, ohne ein einzigesmal die Sonne zu sehen, oder die freie Luft zu athmen. Nur wurde

bläweilen in der Höhe ein Loch geöffnet, um den faulen Dünsten einen Ausgang zu verschaffen, da dann einige Lichtstrahlen in diese Wohnung des Grauens herabglitten. Bei dieser Gelegenheit vernahm einst der Gefangene den lauten Schall eines Hornes, der ihn aufmerksam machte. Es dünkte ihn, diese Musik schon irgendwo gehört zu haben; er wußte sich aber des Ortes nicht zu erinnern. Einige Zeit hernach, als es wieder und zwar in dem Augenblick erscholl, da ein anderer Wächter, der ihn erst seit drey Monden bediente, ihm zu essen brachte, wagte es Walthar, ihn zu fragen, wo doch dieses grosse Horn geblasen würde? Der Knecht gab ihm zwar keine bestimmte Antwort; dennoch aber glaubte er, aus einigen Reden, die er fallen ließ, und aus verschiedenen kleinen Umständen, die er damit verglich, den Ort seiner Gefangenschaft errathen zu haben. An einem andern Tage fragte Walthar diesen Knecht nach seinem Namen und nach seinem Vaterlande. Er mußte diese Fragen mehrmals und auf verschiedene Weise wiederholen, ehe er ihm die Antwort ablockte daß er aus dem Lüzeltthal, Geroldsefflicher Herrschaft, gebürtig seye, und daß sein Geschlecht den Namen Rublin führe. Nun zweifelte Walthar nicht mehr, daß er auf der Burg Lüzeltbart gefangen läge, und entdeckte zugleich in diesem Rublin einen seiner leibeig-

nen Dienstknechte. Er trug daher kein weiteres Bedenken, sich ihm zu erkennen zu geben, und that es mit der rührenden Würde der bedrängten Unschuld. Er beschwor ihn bei Eid und Pflicht und unter den vortheilhaftesten Verheißungen, das Werkzeug seiner Befreiung zu seyn. Kublin kannte seinen Gefangenen nicht, und hatte von seinem Herrn, als er ihm die Stelle des verstorbenen Thurmhüters übertrug, das Verbot erhalten, sich bei Lebensstrafe in kein Gespräch mit ihm einzulassen. Als er nun vernahm, daß er, ohne es zu wissen, der Kerkermeister seines Herrn gewesen, fiel er ihm zu Füßen, bat ihn um Vergebung, und versprach, ihm auszuweichen. Wäret Ihr, sagte er, nicht mein natürlicher Herr, so würde kein Geld noch Gut mich bewegen, Euch zu Willen zu leben. Nun erwartete Waltherr mit Ungeduld den Tag seiner Erlösung, der nicht lange ausblieb. An dem heiligen Pfingstfest, da Ritter Diebold abwesend und der größte Theil der Burgleute nach Selbach in die Kirche gegangen war, kam Kublin in das Gefängniß, nahm Walthern seine Ketten ab, und entschlüpfte mit ihm in einen entlegenen Winkel des Zwingers. Hier klimmte er auf die Mauer, woran er ein starkes Hasengarn befestigte, das die Stelle einer Strickleiter vertrat, an welcher beide sich glücklich hinunter ließen.

Walter war einem Todtengerippe ähnlich; seine Beine konnten ihn kaum tragen, und hatten das Gehen verlernt. Dieses bewog seinen Ritter, den gebahnten Weg zu verlassen, wo man sie wegen der Langsamkeit ihres Zuges leicht hätte einholen können, und sich seitwärts in eben die Waldungen zu schlagen, durch welche der Ritter einst so lange herumgeschleppt wurde. Sie wanden sich durch die wildesten Hecken und durch das unwegsamste Dickicht, und erquickten sich von Zeit zu Zeit mit dem Wein und den Speisen, die Rublin mit sich genommen hatte. Endlich erreichten sie um Mitternacht das Burghor von Hohengeroldsee. Walter hatte vier zum Theil erwachsene Söhne zurückgelassen; diesen wollte er sich zuerst entdecken, um zu verhüten, daß seine plötzliche Erscheinung und seine armselige Gestalt seiner Gemahlin keinen Schrecken verursachte. Als ihn daher der Thorwart nach seinem Namen fragte, gebot er ihm, den vier Jüngern zu sagen, sie möchten herunterkommen, indem ein Fremder einer wichtigen Kunde wegen sie insgeheim sprechen wollte. Nach einigen Minuten erschienen die vier Jünglinge, mit Dolchen bewaffnet, vor der Pforte; und fragten den Fremden, wer er wäre? Euer Vater, schluchzte Walter; indem er seinem Erstgebohrnen in die Arme stürzte. Die Jünglinge umringten ihn, und einer von ihnen hielt ihm

ein Licht unter das Gesicht; keiner aber konnte seinen Vater erkennen, welchen der fenchte Kerker und die kümmerliche Nahrung gänzlich entstellt hatten. Ihr seyd unser Vater nicht, riefen die Jünglinge; Ihr seyd ein Betrüger; unser Vater ist schon zwey Jahre todt; er wurde im Forst auf der Jagd erschlagen. Ihr wollt mich nicht erkennen, sprach Walther weinend, freilich hat man Euch betrogen. Allein der Betrüger war der, welcher die Nachricht von meinem Tode aussprengte. Diebold von Lüzelhart war es, der mich zwey Jahre lang in der härtesten Gefangenschaft hielt. O! nun sehen wir's, riefen die Söhne, daß Ihr ein Betrüger seyd. Ritter Diebold ist selbst mit seinen Knechten ausgezogen, um die Mörder unsers Vater aufzusuchen, und hat bei unserer Mutter über seinen Tod Thränen vergossen. Dieser Zug, rief Walther, fehlte noch, um ihn zum Teufel zu machen. Nun so hole mir Eure Mutter, diese wird mich nicht erkennen. Die vier Brüder verkündigten ihrer Mutter, die unruhig ihre Rückkunft erwartete, daß ein Mann, der sich fälschlich für ihren Vater ausgibt, sie zu sprechen verlangte. Frau Hedwig besann sich einige Augenblicke; dann dachte sie bei sich selbst: vielleicht haben meine Kinder den Fremden mißverstanden, und er hat ihnen von dem Tode meines Gemahls, oder von den Urhebern desselben, Kunde

zu geben. Sie stieg daher hinunter an die Pforte, und hieß ihre Söhne im Hofe sie erwarten. Wo ist der fremde Mann? rief sie im Heraustrreten. Hier ist er, dein Gemahl, dein Walthar; meine Söhne haben mich erkannt; wird auch mein Weib mich verkennen? Eure Züge, sprach Hedwig, sind nicht Walthers Züge; aber Eure Stimme, wiewohl sie schwach und heisser tönet, hat Aehnlichkeit mit seiner Stimme. Dein Ohr, Dein Auge, erwiderte Walthar, mag Dich täuschen, aber Dein Herz, das Herz meiner Hedwig wird mich nicht verläugnen. Gewiß hat es jenen Abend nicht vergessen, da sie mir zum erstenmal ihre keuschen Arme öffnete; da ich ihr den Halskoller löste, und die Erdbeere, die ich auf ihrer Brust entdeckte. Ehe er ausreden konnte, hieng schon Hedwig an seinem Halse, und überschwemmte seine bleichen Wangen mit ihren Thränen. Du bist es, ja du bist mein Gemahl, rief sie mit gebrochenen Worten; Gott hat Dich mir wieder gegeben. Walthar drückte sie mit zitternden Armen an sein Herz; er konnte lange nicht sprechen und als er den Mund wieder öffnete, theilte er seiner Gattin noch verschiedene geheime Wahrzeichen mit, welche alle ihre Zweifel gehoben hätten, wenn ihr noch einer übrig geblieben wäre.

Nun rief Hedwig ihre Söhne herbei: Umarmt Euern Vater, er ist es, ich schwöre es Euch bei mei-

nem Mutterherzen. Die Söhne warfen sich ihrem Vater zu Füßen, und baten ihn um Verzeihung. Walther hob einen nach dem andern von der Erde, umschlang ihn mit seinen Armen und drückte seine Lippen auf ihre Lippen. Dann führte Hedwig ihren Gemahl, von seinen Söhnen umringt, in die Burg, wo er ihnen die Verrätherei seines Veters Diebold und seine Erlösung durch den getreuen Kublin erzählte. Des folgenden Morgens war grosser Jubel im Schlosse; das gesammte Hofgesinde drängte sich herbei, um seinen guten Herrn zu bewillkommen. Walther reichte ihnen seine abgezehrte Hand, an der noch die Mahlzeichen der Fesseln zu sehen waren. Alle küßten sie, und neßten sie mit ihren Thränen. Nach etlichen Tagen schrieben die Söhne einen Brief an alle Verwandte, Freunde und Lehensleute ihres Vaters, und klagten ihnen, wie ehrlos Diebold von Lüzelhard an ihm gehandelt, wie er ihn heimlich entführt und in einen schrecklichen Kerker geworfen habe, um ihn darinn verächtlich zu lassen. Sie forderten alle diese Männer im Namen der Ehre und Freundschaft auf, mit ihnen auszugiehen, um diese Unbilde zu rächen. In der folgenden Woche erschienen die Freunde des Herrn von Geroldsee mit zweyhundert Reissigen auf seiner Burg, und rückten gegen das Schloß Lüzelhart, das sie zehn Tage lang belagerten. Diebold

wehrte sich anfänglich mit dem Muthe der Verzweiflung; als aber die Lebensmittel ausgiengen, und er seine Leute, anstatt liebevoll sie zu trösten, täglich grausamer behandelte, so wollten sie ihn zwingen, die Feste zu übergeben. Da entfloh der Ritter des Nachts durch einen unterirdischen Gang, und niemand wußte, wo er hingekommen war. Das Schloß aber ergab sich gleich am folgenden Morgen, und wurde gänzlich zerstört, wie man solches noch an dem Burgstall sieht.

Der biedere Kublin wurde von Ritter Walthern mit seinem ganzen Geschlechte von der Leibeigenschaft losgesprochen, und mit schönen Gütern und stattlichen Freiheiten begabet, welche er auf seine spätesten Enkel vererbt hat.

Der Findling.

Unter der blutigen Regierung des Schach Sefi, lebte in Persien Theodor, ein armenischer Kaufmann, der sich durch verschiedene Reisen nach Ormus, Cairo und selbst nach Venedig grosse Schätze, und durch seinen Umgang mit aufgeklärten Europäern seltene Kenntnisse erworben hatte. Seit zwei Jahren war er nach Ispahan zurückgekommen, wo er durch unglückliche Banquerotte einen grossen Theil seines Vermögens einbüßte! Es blieben ihm hundert Tomane übrig *), die er einzog und sich in einer angenehmen Gegend, eine Meile von der Hauptstadt, ein kleines Landgut kaufte, wo er in seinem vierzigsten Jahre anfieng sich selbst zu leben, und seine Zeit der Betrachtung der Natur, der Lesung einiger guten Bücher, und den Uebungen der Mildthätigkeit zu widmen. Die Armen der Gegend fanden an ihm, ohne Unterschied des Glaubens, einen Vater, und die weise Oekonomie, womit er seine Einkünfte verwaltete, setzte ihn in den Stand, keinen Nothleidenden ungetröstet von sich zu lassen. Er bauete selbst einen Theil seiner Aecker, und wenn er Hülfe brauchte, so drängten sich alle seine Nachbarn herbei, weil sie wußten, daß er seinen Reis und seinen Waizen mit den Hungerigen theilte. Schon

*) Ein Toman ist ungefehr 30. Thaler.

Drei Jahre lebte er in seiner seligen Einsamkeit, als er einst die kühle Abendluft in einem Wäldchen genoß, das zu seinem Gute gehörte. Auf einmal sah er durch den Flor der Dämmerung eine junge Sflavin aus einem dichten Busche springen, und mit geflügelten Schritten davon eilen. Er näherte sich dem Busche, und fand in demselben einen zierlich geflochtenen Korb von Bast, in welchem ein reizender Knabe lag, der lächelnd seine kleine Arme nach ihm ausstreckte. Theodor, der nie Vater war, fühlte eine namenlose Wallung in seinem Busen. Sein Herz klopfte hoch auf, und die heilige Stimme der Menschlichkeit hallte durch seine Seele. Er hob den Korb von der Erde und eilte so schnell mit seiner Beute davon, als ob er von einem mißgünstigen Räuber verfolgt würde. Als er in seinem Landhause ankam, war sein erstes Geschäft, den holdseligen Kindling näher zu besichtigen. Er war in seine Windeln gehüllt; seine Kissen und seine Decke waren von Seide, und an seinem Halse hing die Hälfte eines zerbrochenen goldenen Ringes, auf welchem von einer ungeübten Hand die Worte eingegraben waren: „Aleris, der Sohn des F. . . .“ Der Rest der Innschrift füllte wahrscheinlich die zweite Hälfte des Ringes, den Theodor in dem Korbe und im Anzuge des Kindes vergeblich suchte. Er verschloß dieses unvollständige Denkmal seiner Ab-

Kunst mit größter Sorgfalt, und machte eine Anstalt zur Verpflegung seines kleinen Gastes. Eine junge freundliche Bauernwittwe ward ihm zur Wärterinn gegeben, und alles, was zum Unterhalt und zur Bequemlichkeit des Kindes dienen konnte, war schon am dritten Tage im Ueberflusse vorhanden. Theodor selbst trug es des Morgens und Abends in den schattichten Lauben seines Gartens umher, und wenn er sein Haus auf einige Stunden verlassen mußte, so sah man ihn nie anders als mit verdoppeltem Schritte zurückkommen; gleich der zärtlichen Mutter, die ihre schwellende Brust zu ihrem Säuglinge hintreibt. Unter einer so liebevollen Pflege konnte der kleine Alexis nicht anders als gedeihen, und in der That glich er einer aufspriessenden Blume, die jeden Tag neue Schönheiten entfaltet. Schon in seinem dritten Jahre war er der unzerrennliche Gefährte seines Wohlthäters, den er Vater nannte, und labte seine Seele mit seinem unschuldigen Geschwäze. Nun fühlte Theodor, daß der aufsteigende Verstand des Knaben einer geschicktern Wärterinn bedurfte, als die junge Bäurin war, die bisher seinen Körper besorgte. Seine Wahl fiel auf die Wittwe eines seiner Freunde, der in einem Schiffbruche Gut und Leben eingebüßt hatte: Irene, welche die Reize ihres Geschlechts durch die dauerhaftere Vorzüge des Geistes und Herzens er-

höhte, nahm den Auftrag an, und ihre Verpflegung unter Theodors Dach, machte ihn näher mit ihren Verdiensten bekannt. Die Pflegmutter des kleinen Alexis wurde die Gattin seines Wohlthäters, der den Knaben als den Urheber einer neuen Glückseligkeit betrachtete, die das Andenken aller seiner erlittenen Unfälle aus seiner Seele verwischte. Irene schrieb die Verbesserung ihres Schicksals ebenfalls dem holden Findling zu, und erfüllte mit rührendem Eifer ihren zweifachen Beruf: die Liebe eines rechtschaffenen Mannes zu vergelten, und das Herz eines hoffnungsvollen Kindes zu bilden. Unausprechlich liebte sie der Knabe, und wenn er an ihren Busen geschmiegt, mit ihren Locken spielte, so glaubte Theodor, den kleinen Liebesgott auf dem Schoose seiner Mutter zu erblicken. Nach zwei Jahren schenkte Irene ihrem Gatten eine Tochter, deren Geburt des Maas seiner häuslichen Glückseligkeit voll machte. Der kleine Alexis war darüber vor Freude trunken, und die geschäftige Liebe, die er der neugebohrnen Phöbe bezeigte, war ein neues Band, das seine Pflegertern an ihn fesselte. Als er sein sechstes Jahr zurückgelegt hatte, fieng Theodor an, ihm gesunde Begriffe von der Schöpfung und ihrem Urheber, und von den Pflichten des Menschen beizubringen. Diesen Unterricht wiederholte und erneuerte er so lange und wußte ihn so glücklich

mit andern nützlichen Wahrheiten zu verbinden, daß der lehrbegierige Alexis mit dreizehn Jahren mehr sein Gefährte auf dem Pfade der Weisheit als sein Schüler war. Um diese Zeit begann seine Tochter der Unterweisung beizuwohnen, und sie that es mit eben dem Erfolge, womit ihre Mutter von jeher Theil daran genommen hatte. So bildete die Familie, ohne es zu wissen, eine Akademie des Schönen und Guten, welche bisweilen durch einen aufgeklärten griechischen Priester verstärkt wurde, den alle in hohen Ehren hielten, weil er sie mit dem Geiste der Alten bekannt machte. Dabei wurde die Handarbeit nicht versäumt, und Alexis legte sich selten zu Bette, ohne an der Seite seines Mentors die Erde angebauet, oder eines ihrer Geschenke eingesammelt zu haben. So wie die Kinder heranreisten, wuchs ihre wechselseitige Zärtlichkeit. Sie waren einander unentbehrlich, und oft wiederholten sie sich auf ihren traulichen Spaziergängen das feierliche Gelübde: nie wollen wir uns verlassen, kein Glück, kein Unglück soll uns von einander trennen. Alexis hatte sein sechzehntes und die reizende Phöbe ihr zwölftes Jahr zurückgelegt, als Theodor beschloß — seinen Plan auszuführen, den er schon lange mit seiner Gattin entworfen hatte. Alexis pflegte seine erste Wärterin, die in einem benachbarten Dorfe wohnte, öfters zu besuchen.

Theodor gab ihr Vollmacht, ihr angelobtes Stillschweigen zu brechen, und dem Jüngling alles zu entdecken, was sie ihm von seiner Geschichte erzählen konnte. Dieser wußte zwar wohl, daß Irene seine Mutter nicht war; allein er hielt sich dennoch für Theodors Sohn, den eine erste Gattin ihm in der Fremde geboren hatte, und Theodor wollte die Enthüllung dieses Irrthums lieber einer fremden Person überlassen, als selbst ein Geschäft übernehmen, das ihm und dem Jünglinge gleich schwer fallen mußte. Als Alexis eines Abends mit verweinten Augen nach Hause kam und seinem Pflegvater ausweichen wollte, errieth dieser, was vorgefallen war; er gieng ihm mit offenen Armen entgegen. Wohin? mein Sohn, sprach er zu ihm. Ach, ich bin Dein Sohn nicht mehr! antwortete Alexis mit schluchzender Stimme, und die Farbe des Todes überzog seine Wangen. Du hörst auf es zu seyn, antwortete Theodor, um es auf immer zu werden, wenn Du meine Phöbe, die Du bisher als Deine Schwester geliebt hast, als Deine Braut lieben kannst. Alexis stürzte sprachlos zu Theodors Füßen, umarmte seine Kniee und konnte bloß die Worte hervorstammeln: o! das ist zu viel, weit mehr als ich wünschen durfte; nicht mehr der Kummer, aber die Freude wird mich tödten. Theodor hob ihn von der Erde

und eilte mit ihm in die Gartenlaube, wo Irene und ihre Tochter die ländliche Mahlzeit auftrifften. Hier, sprach er, hier meine Phöbe, bringe ich Dir Deinen Bräutigam; ich habe ihn für Dich gewählt, bist Du mit meiner Wahl zufrieden? Phöbe erröthete und verbarg ihr Gesicht in den Busen ihrer Mutter. Irene's Küsse weckten sie aus ihrer Bestäubung, und das holde Geschöpf bedürfte keines Zuredens, um ihrem vermeinten Bruder den süßen Namen eines Geliebten zu geben. Der Tag ihrer Hochzeit wurde festgesetzt; allein der Tod des Königes und die Bewegungen der Hauptstadt nöthigten die Eltern, ihn um einen Monat zu verschieben. Endlich erschien der frohe Morgen, der ihre Wünsche krönen sollte. Der griechische Priester wurde berufen, um die Einsegnung zu verrichten. Er kam von einem Unbekannten begleitet, der einem fremdem Kaufmann ähnlich sah. Heil Dir, Theodor, sprach der Fremde im Hereintreten, ich erscheine als ein Gast bei Deinem häuslichen Feste, wo ist der Bräutigam? Alexis näherte sich ihm mit einem ehrerbietigen Grusse; allein der Unbekannte schlug seine Arme um ihn und drückte ihn mit stummer Entzückung an sein Herz. Hierauf wandte er sich zu Theodorn: Ich bin der Vater des Findlings, für den Du mehr gethan hast, als ich für ihn hätte thun können; siehe da meine Beglaubigung. Hier

übergab er Theodoru die andere Hälfte des Ringes, den das Kind am Halse trug. Sie enthielt die Worte: „Fürsten Salomo von Georgien.“ Theodor konnte nicht sprechen, und eine düstere Stille herrschte einige Augenblicke in dem Zirkel. Ja, meine Freunde, fuhr der Fremde fort: ich bin der unglückliche Regent von Surgistan, den Schach Sefi zu sich berief, um ihn seiner Wuth aufzuopfern; ein Wunder hat mich gerettet, ich floh von Sypahan, und empfahl meinen Sohn einer treuen Sklavinn, die ihn dem edlen Theodor, dessen Tugend mir nicht unbekannt war, in die Hände liefern sollte. Ich lebte bisher in einem armenischen Kloster verborgen, der Tod meines Feindes hat mir die Freiheit wieder gegeben; allein ich bin weit entfernt, meine Rechte auf das Erbe meiner Vorfahren geltend zu machen. Mein einziger Wunsch ist, an der Seite meines Sohnes und seiner Wohlthäter in ruhiger Dunkelheit ein Leben zu beschließen, das nur darum unglücklich war, weil ich mich zum Herrscher gebühren glaubte. Theodor und Irene und das junge Brautpaar waren um die Wette bemühet, ihrem erlauchten Gaste ihre Ehrfurcht und ihre Zärtlichkeit auszudrücken. Die Vermählung wurde vollzogen, und als man sich zu Tische setzen wollte, zog Salomo einen mit Perlen gestickten Beutel aus seinem Kasten hervor. Hier, meine Kinder,

sprach er, ist das einzige Ueberbleibsel meines vor-
maligen Reichthums; nehmet diese Diamanten, sie
sind eine Tonne Goldes werth, sie können Euch nicht
reicher, aber glücklicher machen, indem sie Euch die
Mittel verschaffen, die Wohlthätigkeit des treslichen
Mannes nachzuahmen — dem ich die letzte und grös-
ste Freude meines Lebens verdanke. Jetzt nahm der
alte Priester das Wort: Du weißt, Theodor,
daß ich Dich öfters besuchte; dieses geschah, um
dem Fürsten Nachricht von seinem Sohne zu geben,
ich allein wußte sein Geheimniß und den Ort seines
Aufenthalts; ich habe ihn auch von der Verbindung
seines Alexis unterrichtet; die er aber, ohne den
Tod des Königs, zu spät würde erfahren haben.
Immer frühe genug, um sie zu bestätigen, unter-
brach ihn Salomo, und schlug hierauf mit Theo-
dorn dem biedern Alten vor, die Colonie zu ver-
mehren. Nein, sprach er, ich muß nach Ispah an-
zurück, ich habe Unglückliche zu trösten, und Arme
zu versorgen. Allein ich werde jeden Monat den
Tribut Eurer Wohlthätigkeit bei Euch abholen. Sa-
lomo lebte im Schooße der Liebe und der Freunds-
chaft von neuem auf. Seine Stirne erheiterte sich,
seine Runzeln verschwanden, und er und Theodor
waren noch viele Jahre die glücklichen Zeugen des
Glückes ihrer Kinder.

Ewald und Lina.

Ewald war der einzige Sohn eines rechtschaffenen Kaufmanns, der zwar kein glänzendes, aber doch ein ansehnliches Vermögen besaß, das er bloß seinem redlichen Fleiße zu danken hatte. Sein Sohn bezeugte schon als Knabe wenig Lust zur Handlung, und da sein Vater einen hellen Geist, und einen entschiedenen Hang zu den Wissenschaften bei ihm wahrnahm, so beschloß er, ihn studieren zu lassen. Der junge Ewald zeichnete sich unter allen seinen Mitschülern durch seine Lernbegierde aus, und wurde im achtzehnten Jahre für fähig erklärt, eine Universität zu beziehen. Er widmete sich der Rechtswissenschaft, und sein Vater sandte ihn nach Leipzig, wo er verschiedene Freunde hatte, denen er den Jüngling mit der zärtlichsten Sorgfalt empfahl. Ewald hatte bereits die Hälfte seiner akademischen Laufbahn mit Ruhm zurückgelegt, als eines Morgens einer der Freunde seines Vaters mit bestürzter Miene in sein Zimmer trat, und ihm folgenden von Hamburg datirten Brief überreichte: „Das Glück, lieber Sohn, das bisher alle meine Unternehmungen begleitete, hat mir plötzlich den Rücken zugewandt. Der schreckliche Bankerott eines meiner hiesigen Correspondenten, mit dem ich meine meisten Geschäfte machte, hat mich um den größten Theil

meines Vermögens gebracht. Ich bin hingereist, um wenigstens einige Trümmer aus dem Schiffbruche zu retten. Meine Bemühungen waren nicht ganz vergebens, und ich freue mich, dir beikommenden Wechsel von tausend Thalern übermachen zu können, der dich in den Stand setzt, deine Studien zu vollenden, und meine Rückkunft von einer langen Seereise zu erwarten, die, wie meine Freunde mir schmeicheln, meine Sachen wieder herstellen soll. Ich erlaube mir keine Klagen über meinen Unfall. Ich preise die Vorsehung, daß er mich in einem Alter betroffen hat, da ich Kräfte genug habe, das eingestürzte Gebäude wieder aufzurichten. Auch darum preise ich sie, daß mein Unglück mich nicht einige Jahre früher traf. Ich würde die Stärke nicht gehabt haben, mich von deiner seligen Mutter zu trennen, und noch weniger hätte ich den Muth gehabt, ein täglicher Zeuge ihres Kummers zu seyn. Sey ein Mann, lieber Sohn, und vertraue der Vorsicht; sie wird in meiner Abwesenheit dich unter ihre Pflege nehmen, und deine Bemühung, ein brauchbares Mitglied der Gesellschaft zu werden, mit Segen krönen. Deine Zeugnisse, die deine Lehrer mir von deinem Fleiße und von deinen Sitten geben, bürgen mir für dein Schicksal, und lindern meinen Schmerz über die unermessliche Entfernung, die mich auf einige Jahre von dir trennen wird.

Die Insel Curassao wird mein Aufenthalt seyn. Sobald ich an dem Orte meiner Bestimmung angelangt bin, werde ich dir Nachricht von mir geben. Lebe wohl, mein theurer Sohn, und empfang den besten Segen deines treuen Vaters!" Dieser Brief war ein Donnerschlag für den jungen Ewald. Er deckte ihn mit seinen Thränen, und mit seinen Küssen. Der Freund seines Vaters sagte ihm alles, was eine warme Theilnehmung ihm eingeben konnte, und verließ ihn nicht eher, als bis der Sturm, der in seinem Busen tobte, sich gelegt hatte. Ja bester Vater, sagte er, als jener weg war, ich will deiner Ermahnung folgen, ich will ein Mann seyn, und wenn du den Zweck deiner heldenmüthigen Reise nicht erreichst, so soll dieser Kopf, so sollen diese Hände dir ein sorgenfreies Alter verschaffen. Die Arbeit ist das sicherste Gegengift wider den Gram. Ewald studirte nun mit verdoppeltem Eifer, und vergaß darüber sein Unglück, nicht aber seinen Vater, dessen ersten Nachrichten er mit der zärtlichsten Unruhe entgegen sah. Nach vier Monaten erhielt er einen Brief, worin er ihm seine glückliche Ueberkunft nach Curassao meldete, und die Hoffnungen bestätigte, welche ihn zu dieser beschwerlichen Reise bewogen hatten. Nach zwei Jahren endigte Ewald seine akademische Laufbahn, und einer seiner Lehrer, der zugleich sein Freund war, verschaffte ihm eine

Sekretär: Stelle bei dem Grafen von S —, der auf seinen Gütern in Thüringen wohnte. Dieser ehrwürdige Greis, der im Harnisch grau geworden war, kannte die Menschen, und hatte Gefühl für das wahre Verdienst. Ewald ward im kurzem sein vertrautester Gesellschafter, und erwarb sich durch jene ungezwungene Geschäftigkeit, die nicht sowohl die Frucht einer feinen Lebensart, als eines gutartigen Naturels ist, die Gewogenheit seiner trefflichen Gemahlinn, die von mittlern Alter, und die Mutter eines einzigen Sohnes war, der als Rittmeister in Kaiserlichen Diensten stand. Ewalds Tage flossen auf dem Schlosse zu Lenzthal gleich dem heitern Bache dahin, der diesen reizenden Aufenthalt bewässerte. Sein Vater hatte ihn schon zweimal durch erwünschte Nachrichten von seiner Gesundheit, und von dem Fortgange seiner Geschäfte erfreuet, und der Graf hatte ihm die Aussicht zu einer anständigen Versorgung eröffnet, als die Erscheinung einer neuen Hausgenossinn den ruhigen Gang seines Lebens unterbrach. Seit dem Tode ihrer Schwester, die bei ihm wohnte, hatte die Gräfin sich schon oft eine Gespielinn gewünscht, die ihre Einsamkeit beleben, und den Genuß derselben mit ihr theilen könnte. Allein die Eigenschaften, die sie bei ihr suchte, hatten bisher ihre Bemühungen vereitelt. Sie verlangte eine junge Person von etwa zwanzig Jahren,

von reifem Verstande und geprüften Herzen, welche mit einer angenehmen Gestalt, einen heitern Muth, und die Vortheile einer aufgeklärten Erziehung verbände. Die Gräfin war würdig, eine solche Gesellschafterin zu finden, und fand sie. Eine Freundin empfahl ihr die hinterlassene Tochter des Hofraths N. in G —, eines Mannes, dessen Andenken jedem Redlichen heilig war, und dessen würdige Gattinn seit seinem Tode in einer begnügtsamen Dunselheit lebte. Auffer Lina hatte sie noch einen Sohn, der einen jungen sächsischen Edelmann auf seinen Reisen begleitete, und seine Mutter durch seine Ersparnisse unterstützte. Kaum hatte Lina einen Monat auf dem Schlosse zu Lenzthal zugebracht, so wurde sie zu gleicher Zeit die Freundin der Gräfin, und Ewalds Geliebte. Beydes mußte sie zu gleicher Zeit werden, weil die Eindrücke der sinnlichen sowohl, als der moralischen Schönheit, auf empfängliche Seelen eben dieselben, und bloß in ihren Wirkungen verschieden sind. Die Gräfinn begnügte ihr diesen Eindruck durch eine edle Vertraulichkeit, und Ewald durch eine stille Verehrung, der sich eine täglich steigende Dose von Särtlichkeit beismischte. Lina erwiderte das Wohlwollen ihrer liebreichen Gönnerinn durch eine wahrhaft kindliche Ehrfurcht und Anhänglichkeit. Ewalds Betrogen schmelzte ihrem Herzen, dem sein Werth nicht verbors

gen bleiben konnte, es hatte noch nie geliebt, und wußte nicht, daß das, was es für ihn fühlte, der erste Funke einer aufglimmenden Leidenschaft war, die in einem reinen Busen nie auf einmal in volle Flammen ausbricht.

So wandelte Ewald und Lina einige Wochen lang in den Vorhöfen des Heiligthums der Liebe. Sie kamen einander immer näher und näher; es brauchte nur einen Augenblick, nur einen einzigen elektrischen Schlag, um ihre Herzen in eins zu verschmelzen. Dieser Augenblick erschien. An einem frühen Sommerabend saß Lina in einer Laube des Schloßgartens, und sang Clarissens Lied an die Weisheit, nach Uzens trefflicher Uebersetzung *) in ihre Harfe. Ewald belauschte sie, und zerfloß in Wonne. Als sie an die Mitte der 13ten Strophe kam, verstärkte sich ihr Ton, und sie legte einen hohen feierlichen Nachdruck in die Worte:

„Dir dankt ein häuslich Liebesband,
 „Ein stilles Leben auf dem Land,
 „Geheime Süßigkeit.“

Nun konnte sich Ewald nicht länger halten; er trat mit einem durch die Entzückungen seiner Seele verklärten Gesicht in die Laube, hielt die reizende Sängerinn auf ihrem Sitze zurück, den sie verlassen wollte, und sprach zu ihr: „Wollen Sie mir ers

*) Der Nacht getreuer Vogel schwirrt u. s. w.

lauben, edle Lina, Ihren Gesang zu secundiren?" Es ist Gesang der Einsamkeit, erwiederte sie. „Nein, Lina, das Liebesband, dessen geheime Süßigkeit Clarissa preist, erfordert zwei vereinigte Seelen. Sie haben das Herz dieses himmlischen Mädchens, seyn Sie glücklicher als sie; nicht alle Liebhaber sind Lovelace.“

Ich glaube es, sagte Lina, ohne diesen Glauben würde ich „Was würden Sie?“ — Nicht mehr glücklich seyn können.

Bei diesen Worten faßte Lina Ewalds Hand, und drückte sie zwischen die ihrigen; schnell zog sie die unwillkürliche Verrätherin ihres Herzens zurück, allein es war zu spät; Ewald hatte ihre Sprache verstanden. Er machte eine Bewegung, um sich ihr zu Füßen zu werfen: doch plötzlich raffte er sich zusammen. Nein, sprach er, dies thut auch ein Lovelace. Er sah Lina mit einem Blicke, der zu gleicher Zeit der Ausdruck des feierlichsten und des zärtlichsten Gefühls war, in ihr großes, geistvolles Auge, und hob die Hand empor. „Bei dem höchsten Geiste, den Clarissa anrief, schwöre ich, daß ich Lina liebe, und ewig lieben werde!“

Dieses sprach er in dem leisen feurigen Tone der Begeisterung, und Lina empfing sein Gelübde, indem sie ihm jene Stelle aus der 7ten Strophe zuflüsterte:

„Mein Vorzug sey, von dir geliebt,
„Inwendig schön zu seyn.“

Nun war der Bund geschlossen. Ewald und Li-
na traten in eine neue Welt, in der sie nur sich
suchten, nur sich fanden. Allein, ihre Liebe zog sie
von keiner ihrer Pflichten ab. Sie war vielmehr
ein neues Band, das sie noch fester an die Perso-
nen knüpfte, in deren Hause der Himmel sie zus-
ammen geführt hatte. Jeder Tag gewährte ihnen
einige Augenblicke zu einer stillen Unterredung. Ih-
re Liebe war, was sie bei reifen veredelten Seelen
immer ist, eine erhöhte Freundschaft. Oft beschäf-
tigten sie sich mit Plänen auf die Zukunft; aber sie
zogen diese Zukunft nicht mit Gewalt herbei. Sie
waren sich schon wirklich alles, und erwarteten ru-
hig den Augenblick, der den einzigen noch übrigen
Wunsch ihrer Herzen krönen sollte. So verstrich
ihnen der Sommer und der Herbst, und auch der
Winter wäre ihnen so verstrichen, hätte nicht der
plötzliche Tod des Grafen die selige Einförmigkeit
ihres Lebens gestört. Beide Liebende vereinigten
sich, um seine Wittve durch die wärmste Theilneh-
mung an ihrem Verluste zu trösten. Diese hatte
ihnen die Verbindung ihrer Herzen abgelauscht, und
sich gemeinschaftlich mit ihrem Gemahl mit Entwür-
fen beschäftigt, die sie dem Ziel ihrer Wünsche nä-
hern sollten. Nun aber war es der Gräfin nicht

mehr möglich, diese Entwürfe auszuführen. Ewalds Versorgung hieng jetzt größtentheils von dem Rittmeister ab, der als der einzige Erbe der väterlichen Güter nach Lenzthal eilte, um davon Besitz zu nehmen. Es war ein lebhafter und verwilderter junger Mann, der zwar die Laster seines Standes, aber keine von den Tugenden besaß, durch die sein Vater sich die Verehrung des Soldaten und des Bürgers erworben hatte. Kaum hatte er einige Tage auf dem Schlosse zugebracht, so heftete sein Auge sich auf Lina. Er vergaß über ihr seinen Verlust und seine Erbschaft, und benutzte die erste günstige Gelegenheit, um ihr seine Liebe anzutragen. Seine Blicke und seine Worte sagten ihr, was es für eine Liebe sey.

Lina antwortete ihm in einem Tone, der einen gemeinen Gecken abgeschreckt haben würde, aber einen versuchten Buhler, der an keine weibliche Tugend glaubte, nur noch lüsterner machen mußte. Er verfolgte sie in jedem Winkel des Schlosses, selbst ihr Zimmer schützte sie nicht vor seinen Nachstellungen. Lina verschwieg ihre Lage ihrem Geliebten. Sie befürchtete einen unangenehmen Austritt, und hoffte, daß eine baldige Beförderung ihn und sie von einer Abhängigkeit befreien würde, deren Last sie nun erst zu fühlen begann. Auch der Gräfin verbarg sie ihre Verlegenheit; sie war ihr zu viel schul-

dig, und liebte sie zu zärtlich, um ihr in ihrem Sohne einen niederträchtigen Verführer zu entlarven. Doch dieser verstellte sich zu wenig vor seiner Mutter, als daß sie nicht einen Theil des schändlichen Geheimnisses hätte errathen sollen. Die Gräfin kannte Lina; ihre Grundsätze noch mehr, als ihre Liebe zu Ewald, ließen sie nichts von ihr befürchten. Destomehr aber befürchtete sie von der Ausgelassenheit ihres Sohnes. Sie segnete in der Stille das edle Mädchen, das ihn und sie mit so vieler Schonung behandelte.

Endlich aber konnte Lina nicht mehr schweigen. Der Rittmeister hatte sie an einem schönen Wintermorgen, da sie in der Bogenallee des Schloßgartens frische Luft schöpfte, unversehens überrascht, und sie, als sie ihm entweichen wollte, mit Gewalt aufgehalten. Lina wehrte sich, und als er ihr einen Fuß rauben wollte, stieß sie ihn mit so vielem Nachdruck zurück, daß er ausglitt, und in den Schnee fiel. Lina floh. Der Rittmeister fluchte, und rief ihr nach: „Ich weiß wohl, wer mir im Wege steht; der Schurke soll es mir mit seinen Ohren bezahlen.“ Nun zitterte das gute Mädchen mehr für ihren Geliebten, als für sich. Sobald sie sich erholt hatte, eilte sie zu ihrer Wohlthäterinn, und bat um die Erlaubniß, ihre Mutter auf einige Wochen zu besuchen. Die Gräfin sah sie liebevoll an, ihre Aus-

gen füllten sich mit Thränen; sie umarmte Lina, indem sie einen tiefen Seufzer ausstieß. Ja, mein Kind, sagte sie, du sollst reisen, und dein Ewald soll dein Begleiter seyn. Lina erröthete und küßte die Hand ihrer Beschützerinn, mit einer Inbrunst, die ihr alles sagte, was ihr Mund verschwiegen hatte. Sobald sie einen günstigen Augenblick fand, eröffnete sie ihrem Geliebten ihr Vorhaben. Sie konnte es nicht thun, ohne ihm zugleich ihre Bewegungsgründe zu entdecken. „Ich bemerke schon lange was vorgeht“, erwiederte Ewald, indem er ihre Hand an sein Herz drückte. „Ich schwieg, weil ich meine Lina kenne. Nur bei der Gartenscene, der ich aus meinem Fenster zusah, mußte ich mir Gewalt anthun, um nicht die Verwegenheit Ihres nichtswürdigen Verfolgers zu bestrafen.“ Sie kamen überein, um sich desto ungezwungener unterreden zu können, die Reise nach G., welches fünf Meilen von dem Gute lag, in einem leichten Carriol zu machen, dessen Führer Ewald seyn sollte. Lina benachrichtigte ihre Mutter von ihrer Ankunft, und am dritten Tage war sie reisefertig. Der Wittmeister hatte ihren Entschluß bei Tische von seiner Mutter erfahren, und mit der größten Gleichgültigkeit angehört. Auch ich, sagte er nach einigen Minuten, werde auf ein Paar Tage einen Freund besuchen, und noch diesen Abend abreisen. Am drit-

ten Morgen machte sich Ewald mit Lina auf den Weg. Ihr Abschied von der Gräfin war zärtlich; sie drückte ihre junge Freundin fest an ihr Herz, und sagte ihr halbleise: wenn es Zeit ist, werde ich dich, liebes Kind, wieder holen lassen. Die Reisenden hatten bereits die Hälfte ihres Weges zurückgelegt, als sie ein kleines Gehölz erreichten, durch das ihre Straße sie führte. Plötzlich kamen zweien vermunnte Reuter auf sie zugesprengt, wovon der eine den Pferden in die Zügel fiel, indeß der andere Ewalden mit gespannter Pistole befahl, sogleich auszustiegen. Ewald hatte auf allen Fall auch ein Paar Pistolen in die Wagentaschen gesteckt. Er ward aber zu schnell überrascht, um zu den Waffen zu greifen. Er versetzte seinem Gegner, ehe er sich versah, mit seiner Peitsche einen so derben Schlag über die Hand, daß die Pistole im Augenblicke, da er sie abdrücken wollte, zur Erde fiel. Lina hingegen ergriff diejenige, die auf ihrer Seite stand, und feuerte sie mit männlicher Entschlossenheit auf den andern Reuter los, der die Pferde hielt. Er stürzte zu Boden. Sein Spießgesell griff nach seiner zweiten Pistole; weil aber seine Faust von dem Schlage halb gelähmt war, so streifte der Schuß bloß Ewalds Hut. Dieser lenkte plötzlich seitwärts, und jagte mit dem Carriol in gestrecktem Galopp davon. Es vergiengen einige Minuten, ehe die bes

stürzten Reisenden sprechen konnten, und erst, als sie die Mörder ganz aus dem Gesichte verloren hatten, hielt Ewald die Pferde an, und umarmte die blasse Lina, die er seine Retterinn nannte, mit Thränen der Freude und der Zärtlichkeit. Das war auf mich gemünzt, sagte Lina. Gott! wenn der verwundete nur nicht todt ist. Mich dünkt, ich habe ihn erkannt, ob er gleich kein Wort sprach; die Stimme desjenigen, der Ewalden anfiel, war Beyden fremd. Vielleicht, sagte er, ist es der Freund, den der Nichtswürdige besuchen wollte. Traurig und nachdenkend setzten sie ihre Reise fort, und langten bei einbrechender Nacht glücklich in G. an.

Lina erzählte ihrer Mutter die Veranlassung ihrer Reise, und indeß Ewald die Pferde in den nächsten Gasthof führte, machte das liebenswürdige Mädchen sie mit seinen Absichten bekannt. Sie gestand ihr mit edler Freimüthigkeit ihre Liebe, und die Blicke der Mutter sagten ihr, ich kenne meine Lina; ich darf ihrer Wahl trauen. Als Ewald zurückkam, stellte sie ihn als ihren Geliebten ihr vor, und er ward als ein Sohn von ihr empfangen. Der Abend verstrich unter traulichen Gesprächen, und es war Mitternacht, als man sich trennte.

Ewald hatte versprochen, des folgenden Tages nach Leuzthal zurück zu kommen, und er machte sich

früh auf den Weg, weil er, um das fatale Gehöls zu vermeiden, lieber eine Meile umfahren wollte.

Bei seiner Rückkunft traf er die Gräfin in grosser Bestürzung an. Vor einer Stunde, sagte sie zu ihm, erhielt ich die traurige Nachricht, daß mein Sohn bei seinem Freunde, dem Lieutenant von M. auf der Jagd den linken Arm zerbrochen habe. Ewald erblaßte. „Es ist doch keine Gefahr dabei?“ fragte er ängstlich. Man versichert mich nein, erwiderte die Gräfin; in vierzehn Tagen soll er die Reise nach Lenzthal ertragen können. Ewald benachrichtigte des folgenden Tages seine Geliebte von seiner Ankunft, und von dieser Unterredung, welche ihre gemeinschaftlichen Muthmassungen über den Vorfall im Walde bestätigte. Die Berichte von des Rittmeisters Gesundheit lauteten täglich befriedigender, und seine Mutter hatte bereits alle Anstalten zu seinem Empfange gemacht, als sie folgenden eingehändigen Brief von ihm erhielt:

Gnädige Mamma!

Nun bin ich wieder in so weit hergestellt, daß ich meine Rückreise nach Lenzthal unternehmen kann; ich werde mich aber nicht eher dazu entschliessen, als bis ich gewis bin, daß ich den Sekretair Ewald nicht mehr dort antreffen werde. Der Mensch hat die Ehre, mir zu mißfallen, und ich ersuche Sie, gnädige Mamma, ihm in meinem Namen seinen

Abschied zu geben. Sie werden dadurch nicht nur mir, sondern ihm selbst den größten Gefallen erweisen; denn wenn ich ihn fortschicken muß, so dürfte es dabei lange nicht so glimpflich hergehen, als wenn Euer Gnaden diese Mühe übernehmen. Ich finde es überflüssig, mich in eine weitere Erklärung einzulassen; genug, mein Entschluß ist gefaßt, und nichts in der Welt wird mich davon abbringen; es hängt also nur von Ihnen ab, gnädige Mama, ob, und wie bald Sie Ihren Sohn wieder sehen wollen. Ich bin u. s. w.

Dieser Brief erschütterte die Gräfinn um so mehr, da sie ihren Sohn zu gut kannte, um von ihren Vorstellungen den mindesten Erfolg zu erwarten. Sie gieng selbst auf Ewalds Zimmer, der eben an Lina schrieb, und übergab ihm, mit Thränen im Auge, das Urtheil seiner Verbannung. Ewald las; kalte Verachtung war der Eindruck, den das Blatt auf ihn machte. Diese Nachricht, sprach er, kommt mir nicht unerwartet; so viel es mich auch kostet, eine Gönnerinn zu verlassen, die meine ganze Ehrfurcht besitzt, so wird mir doch dieser Schritt durch die Hoffnung erleichtert, daß ich durch meine Entfernung ihre Ruhe befördern werde. Ich kann ihn daher nicht zu frühe thun. Schreiben Sie, gnädige Frau, Ihrem Herrn Sohne, daß ich übermorgen verreise. Die Gräfin versicherte Ewalden, mit ge-

rährter Seele, ihrer ganzen Hochachtung, und fertigte ihm einen Abschied aus, der Beiden gleich viel Ehre machte. Ewald schrieb dieses alles an Lina, und meldete ihr, daß er an ihrer und ihrer Mutter Seite den Plan seines künftigen Lebens entwerfen wollte. Beim Abschiede gab ihm die Gräfin eine englische Briestafche. „Sie enthält, sagte sie, ein Schreiben an den Minister N... in Wien. Er war der Freund meines Gemahls, und steht in großem Credit. Da ich Ihnen, lieber Ewald, meine Schuld nicht abtragen kann, so bitte ich ihn, sie zu übernehmen.“ Der Gedanke, daß er seiner Geliebten entgegen reise, konnte die Traurigkeit nicht zerstreuen, womit der junge Mann Lenzthal verließ. Erst an den Thoren von G. ermunterte sich sein Geist, und er war wieder glücklich, als Lina ihn in ihre Arme faßte. Doch ihre Freude war nicht vollkommen, ein Zug von Schwermuth umwölkte ihre offene Stirne. Ach Lieber! sagte sie, indem sie ihn neben sich auf einen Sopha zog: „Ich bin Schuld an Ihrem Unglücke.“ — Ich segne es, wenn es eines ist, weil ich es der Tugend und Liebe zu danken habe. — Gut, mein braver Sohn, unterbrach ihn die Mutter; auch mir sagt mein Herz, daß die Tugend und die Liebe Sie einst wieder glücklich machen werden. Allein was haben Sie nun vor? fragte Lina; wo wollen Sie hin? Hier ist meine Marschroute. Bei diesen Worten überreichte ihr Ewald seine

Brieftasche, aus welcher sie, nebst dem Empfehlungsschreiben der Gräfinn, einen Wechsel von hundert Dukaten hervorzog. Daran erkenne ich das edle große Weib! rief der erstaunte Ewald; ihre Delikatesse ist mir unendlich mehr werth, als ihre Geschenke. Die Kunst zu geben, gehört unter die Privilegien schöner Seelen. —

Es wurde beschlossen, daß Ewald sich nur drei Tage, in G. aufhalten, und dann seine Reise nach Wien ungesäumt vornehmen sollte. Nach zehn Tagen langte er in dieser Residenz an. Das erste, was er an der Wirthstafel seines Gasthofes erfuhr, war der Tod des Ministers, dem er empfohlen war, und der am nämlichen Morgen begraben wurde. Diese Nachricht drückte den jungen Mann zu Boden. Zwey Tage verschloß er sich auf sein Zimmer, unentschlossen, was er anfangen sollte. Endlich besann er sich auf einige junge Edelleute, die er ehemals in Leipzig gekannt hatte. Er suchte sie auf. Zwey davon waren auf Reisen; der dritte wollte sich seiner kaum mehr erinnern, und der vierte war selbst in einer Lage, in der er fremder Empfehlung bedurfte. Ewald gab noch nicht alles verloren. Da ich einmal hier bin, dachte er, will ich mich suchen bekannt zu machen; vielleicht soll ich meine Versorgung nur mir selber zu danken haben. Inzueß gab er der Gräfinn und seiner Lina Nachricht von seinem Mißgeschick. Beide konnten ihn bloß beklagen. Doch goß die Särtlichkeit seiner Gelieb-

ten einen erquickenden Balsam in sein Herz. Ein ganzer Monat verstrich unter vergeblichen Bemühungen, und Ewalds Börse war schon weit über die Hälfte geschmolzen. Er beschloß daher, nach Thüringen zurück zu kehren, und in der Hofkanzley seines Fürsten einen Zugang zu suchen. Er nahm seinen Rückweg durch Böhmen und Sachsen. Hier griff ihn auf dem Postwagen ein heftiges Fieber an, das sein geheimer Gram und die üble Witterung ihm zuzogen. Er mußte in dem Posthause eines kleinen Städtchens liegen bleiben. Seine Krankheit nahm täglich überhand, und der Arzt, den man herbei rief, verzweifelte an seiner Genesung. Drei volle Wochen schwebte er zwischen Tod und Leben, bis endlich eine heilsame Krise ihn ausser Gefahr setzte. Zum Glücke war der Postmeister ein wackerer gutherziger Mann, der dem Patienten die sorgfältigste Pflege verschaffte. Allein so billig auch seine Rechnung war, so befand sich doch Ewald in der Unmöglichkeit, sie völlig zu bezahlen, und der Summer, worein ihn dieser Umstand stürzte, verursachte ihm einen Rückfall, der seine Herstellung verzögerte. Endlich erholte er sich, und da er so viele Beweise von der Menschlichkeit seines Wirthes hatte, so beschloß er, ihm seine Verlegenheit zu entdecken. Gut, sagte der brave Mann, ich bin auch einst in der Fremde krank, und ohne Geld gewesen. Gott hat mich zu guten Leuten gebracht. Was jene an

mir thaten, will ich an Ihnen thun. Sie sind, wie Sie sagen, ohne Dienst. Ich fange an zu altern. Die Posten gehen stark, und ich habe dabei noch beträchtliche Expeditions-Geschäfte mit Landwaaren. Wollen Sie mein Postschreiber seyn, und mir meine Bücher führen, so sollen Sie mir in sechs Monaten die vierzig Thaler abverdienen, die Sie mir schuldig sind. Ewald drückte seinem guten Wirthe die Hand, und so war der Tractat geschlossen. Schon am folgenden Tage machte er sich an die Arbeit, und ehe eine Woche vergieng, war sie ihm so geläufig, als ob er dabei aufgewachsen wäre. Die Furcht, seine Lina durch schlimme Zeitungen zu betrüben, denen er keinen Schein von Hoffnung beizumischen konnte, hatte ihn bisher abgehalten, an sie zu schreiben. Nun that er es mit aller Schonung, die seine Liebe und eine gewisse falsche Schaam ihm eingab, die auch die edelsten Menschen nicht ganz unterdrücken können, wenn das Schicksal sie unter ihre Sphäre erniedrigt. Es war um die Leipziger Ostermesse, da er seinen Brief abschickte; seine Geschäfte giengen stärker, als jemals. Keine Nacht konnte er ganz ruhig in seinem Bette zubringen. Es geschah eines Morgens, da kaum der Tag graute, daß eine Herrschaft in einem verschlossenen Wagen vor dem Posthause anhielt, und ungesäumt frische Pferde verlangte. Sie waren alle auf der Straße. Ewald trat an den Schlag des Wagens,

um die Herrschaft zu bitten, die Rückkunft der Pferde in einem Zimmer zu erwarten. Er öffnete den Mund, aber sein Gruß starb auf seiner Zunge! Er sah seine Lina, die in den Armen eines schönen jungen Mannes schlief, der ihm ein Zeichen gab, leise zu reden, um sie nicht aufzuwecken. Ewald stand eine Minute, wie die Bildsäule des Schreckens, vor dem Wagen. Gott, ist's möglich! rief er endlich, ach die Treulose! Lina fuhr auf, erblickte ihn, und sank halbohnmächtig an den Busen ihres Begleiters. Um des Himmels willen, rief dieser, was wollen Sie? Wer sind Sie? Fragen Sie Ihre Gefährtin, erwiederte Ewald in dem trostigen Tone der gesunkenen Ehre und Liebe. Lina schlug die Augen auf: Ach Ewald, mein Ewald! rief sie. Bruder, es ist mein Ewald! Ihr Bruder? sprach Ewald, als ob er aus einem schrecklichen Traume erwachte. Ja ihr Bruder, rief der Fremde, indem er den Schlag öffnete. Ewald stürzte hinein, ergriff Lina's Hand: ach vergieb, vergieb, meine Lina! Ich habe nichts zu vergeben, versetzte sie mit himmlischer Freundlichkeit; ein feindseliger Dämon hat meinen Ewald geneckt. Sie streckte ihre Arme nach ihrem Geliebten aus, und ein Kuß versiegelte seine Vergnädigung. Engel! rief er, mehr konnte er nicht sagen. Er führte die Reisenden in ein besonderes Zimmer. Lina stellte ihm ihren Bruder vor, der durch den Vater seines Oheims eine ansehnliche Stelle in

Dresden erhalten hatte, und nun seine Schwester abholte, um seiner Hochzeit mit der Tochter eines reichen Kaufmannes beizuwohnen. Sie müssen mir, sagte Albert; so hieß dieser Bruder. Ihre Gegenwart wird meine Freude und die Freude meiner Schwester vollkommen machen. Lina war vor der Ankunft seines letzten Briefes von G. verreist. Ewald erzählte ihr seinen Inhalt, und trug nun kein Bedenken, die Gründe beizufügen, die ihn in dem Posthause fest hielten. Diesen Anstand wollen wir heben, sprach Albert. Wir bleiben heute hier, und morgen müssen Sie uns begleiten. Er gieng zum Postmeister, tilgte seine Rechnung, und bot ihm eine Entschädigung an, die der ehrliche Alte ausschlug. Am folgenden Morgen verließ Ewald seinen Pfleger vater mit der innigsten Rührung, und vergaß nun an der Seite seiner Geliebten und seines neuen Freundes alle seine Widerwärtigkeiten. Alberts Schicksal war ihm eine Bürgschaft für das seinige, und als er mit Lina die Braut vom Altar zurück begleitete, flüsterte ihm das holde Mädchen mit einem Händedruck ins Ohr: auch wir werden einst so glücklich seyn. Ewald war es so sehr, als er es seyn konnte. Allein seine Theilnahme an den häuslichen Freuden, die ihn umgaben, und die herzliche Freundschaft, die er im Zirkel der Familie seiner Lina genoß, konnten ihm die Ungewißheit seines eigenen Schicksals nicht lange verbergen. Seine fehl-

geschlagene Hoffnung, und das Stillschweigen seines Vaters fiengen allmählig an, einen düstern Schleier über seine Seele zu verbreiten. Er schrieb nach Hamburg, und die Antwort war unbefriedigend. Er schrieb nach Holland, und die Antwort blieb aus. Mir ahnt etwas, sprach er einst zu seiner Geliebten. Könnte ich nur nach Amsterdam reisen; dort, nur dort können meine schreckliche Zweifel gelöst werden. Lina sprach mit ihrem Bruder, und dieser bot ihm mit der edelsten Art die Mittel an, seine Reise zu bewerkstelligen. Er verschob sie nur so lange, als es nöthig war, sich dazu anzuschicken, und langte ohne besondern Zufall glücklich in Amsterdam an. Des folgenden Tages gieng er aus, um den Correspondenten aufzusuchen, der ihm bisher die Briefe seines Vaters zugefertigt hatte. Er hoffte, ihn auf der Börse zu erfragen. Indem er, von Furcht und Hoffnung hin und her getrieben, durch eine volkreiche Straße schlich, die zu der Börse führte, hörte er sich aus einem Kaffeehause bei seinem Namen rufen. Es war ein ehrwürdiger Greis, der unter einem offenen Fenster stand. Er gieng auf ihn zu, vor ihm her gieng ein Fremder, den er nicht im Gesichte sehen konnte, und der einen Augenblick früher, als er, den Alten erreichte. Sie haben mich gerufen, mein Herr, sprach Ewald. Verzeihen Sie, ich rief hier diesem Herrn. Nun sah Ewald dem Fremden ins Gesicht, und beide riefen zugleich: mein

Vater! mein Sohn! sie sanken sich in die Arme. Ihre Thränen sagten, was Worte nicht sagen können; und der alte Correspondent, der herbei gelaufen kam, vollendete die Bonneszene. Als Vater und Sohn wieder zusammenhängende Worte sprechen konnten, sagte jener: meine Unfälle sind geendigt; die Vorsicht hat mir viermal mehr wieder gegeben, als sie mir entzogen hatte. Bald nach meiner Zurückkunft langte dein Brief hier an; ich bat aber meinen Freund, ihn nicht zu beantworten, weil ich dich überraschen wollte. Ewald ruhte mit seinem Vater einige Wochen in Amsterdam aus, und benachrichtigte seine Lina von dem über alle Erwartung glücklichen Ausgange seiner Reise. Mein Vater, sagte er, segnet unsere Verbindung, und will im Schooße seiner Kinder den Rest seiner Tage verleben. Seine Ungeduld, die Geliebte meines Herzens zu umarmen, kann nur der meinigen weichen. In vierzehn Tagen sind wir in Dresden. Zum erstenmal war der Pinsel der Liebe kein Schmeichler, sprach der entzückte Vater, als er am Abend nach seiner Ankunft zwischen Ewald und Lina auf einem Canapee saß, und beider Hände zwischen die seinigen drückte. Du hast mir zu wenig, viel zu wenig von ihr gesagt. Kinder, ich gehe nicht von hier weg, bis eure Verbindung vollzogen ist, Ich gebe Euch nur so lange Aufschub, bis Ihr Eure gute Mutter von G. herübergeholt habt. Das sey

unsere letzte Trennung auf Erden. Dann wollen wir uns einen Wohnplatz ansuchen, wo wir unsere Unfälle vergessen, und der ganzen Welt, nur nicht den Unglücklichen, unbekannt leben können. Keine Stadt soll uns in ihre Mauern einsperren. Ein stilles angenehmes Landhaus im großen Garten der Natur soll uns in seinem Schatten verbergen. Eure Mutter soll ihre Tage zwischen ihrem Sohne und ihrer Tochter theilen, und Albert und seine Gattin sollen jedes Jahr die Frühlings- oder Herbstmonate bei uns genießen. Wissen Sie wohl, unterbrach ihn hier Albert, daß Ihr Landhaus bereits gefunden ist? Der Rittmeister, den Sie vermuthlich aus Ewalds Geschichte kennen werden, hatte bei seines Vaters Tode schon so viel alte Schulden, und hat hier im letzten Carneval so viel neue dazu gemacht, daß der Mittersiß Lenzthal von seinen Gläubigern verkauft wird. Einer meiner Freunde, der selbst eine beträchtliche Summe an ihn zu fordern hat, betreibt die Sache, und wenn Sie den bereits gebotenen 50,000 Thalern noch einige Tausend zulegen wollen, so sehe ich den Handel als geschlossen an. Ewald weiß, was das Gut trägt, und er und Lina können Ihnen seine herrliche Lage beschreiben.

Ewald, der nichts von den verfallenen Umständen des Grafen wußte, hörte seinem Schwager mit stummem Erstaunen zu: Gott! welche Katastrophe, aber auch welche Aussicht! O bester Vater, Sie

müssen das Gut kaufen. Es ist auch sechzig tausend Thaler werth, und für uns — hier küßte er seine Lina — ist es mehr als ein Fürstenthum. Es ist der Geburtsort unserer Liebe Ich verstehe dich, mein Ewald, rief Lina voll Entzücken! Ja wohl, diese Aussicht geht in ein Paradies. Lenzthal kann die Freistätte unserer Wohlthäterinn werden, bei der wir dort unsere Freistätte fanden. Recht so, meine Tochter, sagte der alte Ewald, indem er ihr die Wangen streichelte. Ich gebe Ihrem Bruder eine unbeschränkte Vollmacht, nur muß der Kauf geschlossen seyn, bis Ihr von G. zurück kommt; denn Lenzthal soll Euer Heirathsgut werden. Das Brautpaar verreißte nach G. — und ungeachtet Lina's Mutter auf die frohe Szene des Wiedersehens vorbereitet war, so war doch ihr Herz mehrere Tage zu eng, die seligen Gefühle, die es bestürmten.

Albert betrieb seine Geschäfte mit einem Erfolge, der um desto weniger Schwierigkeiten fand, da der Rittmeister seit kurzem seinen Majer in einem verrätherischen Duell erlegt, und allen Credit seiner Familie nöthig hatte, um, statt zum Schwerdte, bloß zu einer ewigen Gefangenschaft verurtheilt zu werden.

Ewald erhielt in G. Nachricht von dem geschlossenen Kaufe, und eilte mit seiner Braut nach Lenzthal, um der Gräfin ihren beiderseitigen Lieblingsplan mitzutheilen. Sie fanden sie in tiefe Betrübniß versenkt. Doch blitzte ein Strahl der Freu-

de über ihr Gesicht, als sie das junge Paar in das Zimmer treten sah. Mit inniger Theilnahme hörte sie die Nachricht von ihrer nahen Verbindung, und gab ihnen den Segen einer Mutter. Endlich sagte sie: Ich würde Sie bitten, mich recht oft in Lenzthal zu besuchen, wenn ich es nicht nächsten verlassen müßte.

Ewald. Ich hoffe, Sie werden es nie verlassen.

Gräfinn. Wissen Sie nicht, daß das Gut verkauft ist?

Ewald. Das weiß ich, kennen Sie den Käufer?

Gräfinn. Ich kenne ihn noch nicht, das ist aber für mich ganz einerley.

Ewald. Nicht so ganz, gnädige Frau; der Käufer ist mein Vater, und das Gut ist unsere Mitgift. Wenn wir glücklich darauf leben sollen, so dürfen, so können Sie es nicht verlassen.

Lina. Nein, das können Sie nicht; Sie werden Ihre Wohlthaten gegen uns noch dadurch krönen, daß Sie sich denjenigen Theil Ihres Schlosses, der Ihnen am bequemsten ist, zu Ihrer Wohnung auswählen, und uns die süße Ehre gönnen werden, Ihnen wieder das zu seyn, was wir Ihnen in vorigen Zeiten waren.

Die Gräfinn weinte an Lina's Busen. Ich würde, sagte sie, mich vor Ihnen, und vor mir schämen, wenn ich mich lange besänne, Ihr Anerbieten anzunehmen. Ja, meine Freunde, wir wollen beisammen leben. Dieser Gedanke heitert meine Zu-

Kunst auf. Nun weiß ich, daß ich einst in den Armen der Freundschaft sterben werde.

Ewald und Lina kamen von Lenzthal so vergnügt nach G. zurück, als ob sie nun erst durch die Gräfinn Eigenthümer des Gutes geworden wären. Einige Tage hernach reisten sie mit ihrer Mutter nach Dresden, wo man sie mit Ungeduld erwartete. Ihre Hochzeit wurde in der Stille gefeiert, kein rauschender Tanz entwirrte die heilige Szene; kein Bastard der Musen verdarb die Harmonie des Festes durch seine schnarrende Leier. Allein der alte Vater gab dem Geistlichen, der die Trauung verrichtete, fünfzig Carolinen, um sie unter die Hausarmen auszutheilen, und eine ähnliche Summe zum Brantschah für zwei brave Waisen, denen es nur an einem kleinen Capital fehlte, um ein eben so glückliches Ehepaar als die Neuvermählten zu werden. Nun konnte es Vater Ewald nicht mehr in Dresden aushalten, und ehe acht Tage vorbei waren, gieng die Reise nach Lenzthal vor sich. Die glückliche Lina weinte an dem Halse ihrer Wohlthäterinn, und diese fand an ihrer Mutter und an dem alten Ewald ein paar treffliche Seelen, mit denen sie gar bald ein enges Bündniß knüpfte.

Wer die Bildergallerie der Liebe und Freundschaft mit einem neuen Gemälde vermehren will, muß etwas Vorzügliches liefern können. Sonst thut er besser, er läßt den Vorhang fallen.

Hesir und Jedida.

Salomo, der Sohn David, wohnte in dem Sommerhause, das er gebauet hatte im Thale Hermon. Und das Haus stund in einem Walde, der bepflanzet war mit allen Bäumen und Kräutern des Erdbodens, die der König hatte kommen lassen aus fernem Landen.

Es begab sich aber, daß Salomo ausgieng, des Morgens, da die Sonne aufstund, und er nahm zu sich zween seiner Knaben, die ihn geleiteten in den Wald, und ihm aufschrieben in ihre Tafeln, was er ihnen sagte, damit er es aufbewahrte in dem Buche, darin er redete von den Gewächsen der Erde, von der Ceder an auf Libanon bis zum Isop, der aus der Wand wächst.

Und da der König wandelte in dem Walde, siehe, da erblickte er an einem Brunnen eine junge Dirne, welche ihre Ziegen tränkte mit dem Wasser der Quelle. Und der König trat hin zu der Dirne, und sie gefiel seinen Augen, denn sie war lieblich und schön, und ihre Augen glänzten wie die Sterne des Himmels, und ihre Lippen waren roth wie Korallen, und ihre Haare, schwarz wie Ebenholz, wallten um ihre Schultern.

Und der König sprach zu ihr: sey mir gegrüßt, du holde Dirne, wie heißest du? Und die Dirne fiel auf ihr Angesicht, und betete an, und sprach: Jedida ist der Name deiner Magd. Und ihre Wangen wurden roth wie Granatäpfel, und sie schlug

ihre Augen nieder, und wagte es nicht, anzusehen das Antlitz des Herrschers.

Der König aber hatte seine Lust an der Dirne, und sprach zu ihr: stehe auf, schöne Jedida, denn du hast Gnade gefunden vor meinen Augen. Und die Dirne richtete sich auf, und wollte ihr Angesicht verhüllen. Salomo aber zog ihr den Schleier von der Stirne, und sprach zu ihr: verhülle dich nicht vor deinem Könige, denn siehe er hat dich liebgewonnen, und will dich aufnehmen unter die Weiber seines Pallastes.

Da erblaßte die Dirne, und verstummt, und zitterte an allen Gliedern. Der König aber befahl den Knaben, und sprach zu ihnen, ergreifet sie an den Armen, und geleitet sie, denn sie ist schüchtern und blöde, und meine Liebe hat sie erschreckt.

Als bald gehorchten die Knaben, und führten sie in das Sommerhaus, und übergaben sie dem Hüter der Weiber und Kebsweiber des Königs. Da befahl der Hüter den Mägden, sie zu waschen mit Nardenwasser, und ihre Haare zu salben mit Oele von Zinnamet, und ihr einen Rock anzulegen von ägyptischem Linnen. Jedida aber war wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, ihr Herz bebte unter den Händen der Mägde, und sie verschloß ihre Augen vor dem köstlichen Gewande.

Des andern Morgens aber ward Salomo angesagt: siehe, Jedida, die schöne Hirtin, hat die ganze Nacht geweinet, sie will weder Speise noch Trank nehmen, und ihre Gestalt ist versallen vor Trauren.

Da ließ der König Jedida rufen, und rebete freundlich mit ihr, und sprach: Was fehlet dir, meine Taube? Warum sind deine Augen roth geworden, und deine Wangen erblasset? Jedida aber fiel auf ihr Antlitz, und weinte laut; und Salomo sprach zu ihr: rede, was begehrest du von mir? Der Herr thue mir dis und das, wenn ich dir's nicht gewähre. Da hub die Jungfrau ihre Augen auf, und sah den König glaubig an, und sprach: ach Herr! ich bin die Braut Hesirs, deines Weingärtners.

Da ward Salomos Herz erweicht, und er richtete sie auf, und sprach: stehe auf! es sey ferne von mir, daß ich die Braut meines Knechtes zum Weibe nehme. Gehe hin in deine Kammer, bis ich dich rufen lasse.

Als bald sandte Salomo einen Boten zu Hesir, und ließ ihm sagen, siehe, der König begehret dein, darum folge mir, daß du seine Worte vernehmest.

Hesir aber folgte dem Boten, und trat vor den König, wie einer, der dem Tode troget und achtete nicht der Fürsten und Gewaltigen, die vor seinem Throne stunden, denn seitdem er Jedida verloren hatte, war das Leben ihm eine Pein. Und Salomo sprach zu ihm: ist es wahr, Hesir, daß Jedida, die Ziegenhirten, deine Braut ist? Und Hesir sah nieder zur Erde, und seine Augen füllten sich mit Thränen, und er seufzte und sprach: sie ist's

Salomo aber wollte den Jüngling versuchen, und sprach zu ihm: höre mich an, Hesir, einen Centner Silbers will ich dir geben, so du ablässest von Jedida, denn ich habe die Jungfrau lieb, und will sie aufnehmen unter meine Weiber.

Da erhob Hefir seine Stimme, und sprach: tödten kanst du mich; aber Jedida kanst du nicht aus meinem Herzen reißen.

Und es gefiel dem Könige, daß er also redete, und er sagte zu seinem Kämmerling: gehe, hole mir Jedida, die Hirtin, und der Kämmerling that also.

Da aber Jedida hereintrat, und ihren Bräutigam erblickte, ward ihr Angesicht glänzend, wie eines Engels Angesicht, und sie sah nicht auf den König, noch auf sein Hofgejünd, und streckte ihre Arme aus nach dem Jüngling.

Und Salomo sprach zu Hefir, nimm deine Braut zu dir, sie gehet rein aus meinen Händen, und ich will dir deine Hochzeit halten, und den Centner Silbers, für den ich sie dir abkaufen wollte, will ich dir schenken zur Morgengabe. Und Hefir und Jedida warfen sich auf ihre Knie vor Salomo, und küßten den Saum seines Kleides, und beneßten seine Füße mit Thränen.

Und sie zogen hinab in ihre Hütte, und ihr Herz war voll Freude, und ihr Mund voll Segens. Salomo aber that, wie er gesagt hatte; und als seine Fürsten seine Barmherzigkeit priesen, sprach er zu ihnen: wer seines Muthes Herr ist, ist stärker als der Städte gewinnt.

Prosaische
Versuche

von

Gottlieb Conrad Pfeffel,

Mitglied der Königlich Preussischen Akademie der Künste
und der freien literarischen Gesellschaften des Ober- und
Nieder-Rheins, auch der Königlich Baierschen
Akademie der Wissenschaften.

Sechster Theil.

L ü b i n g e n

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1811.

Handwritten text at the top of the page, possibly a title or header, which is mostly illegible due to fading.

Second section of handwritten text, appearing to be a list or a series of entries, with some faint numbers and symbols.

Third section of handwritten text, continuing the list or entries, with some faint markings and possibly a small diagram or symbol.

Fourth section of handwritten text, showing more entries or a continuation of the previous section, with some faint numbers.

Fifth section of handwritten text at the bottom of the page, possibly a conclusion or a signature area, with some faint markings.

Inhalt.

	Seite
Ernestine	I
Charite	188
Phanor und Dina	199

1914

...

...

...

...

Ernestine.

Ernestine war die einzige Tochter eines deutschen Beamten, der durch die Unfälle des siebenjährigen Kriegs den größten Theil seines ohnehin mäßigen Vermögens einbüßte. Sie war weder eine griechische, noch eine römische Schönheit, sondern eines von jenen lieblichen Phantasiestücken der Natur, die nur sich selber gleichen. Ihr Vater, ein Mann von Kopf und Herz, hatte nichts an ihrer Erziehung gespart, und ihre trefflichen Anlagen hatten die Bemühungen ihrer Lehrer so wirksam unterstützt, daß ihr kein Fach der weiblichen Cultur fremd blieb. Sie war achtzehn Jahr alt, als sie ihren Vater verlor, dessen Haushaltung sie seit dem Tode ihrer Mutter mit rastloser Sorgfalt und weiser Sparsamkeit geführt hatte. Mit der väterlichen Besoldung fiel ihr nun die Hauptquelle ihres Unterhalts weg; sie faßte daher den Entschluß als Gesellschafterin irgend einer adelichen Dame, oder als Erzieherin ihrer Kinder eine anständige Versorgung zu suchen. Sie eröffnete ihr Vorhaben dem Hofrath Reinold, einem vertrauten Freunde ihres Vaters, indem sie ihm seinen Tod anzeigte: „Sie kennen mich, sagte sie in ihrem Briefe, Sie wissen besser, als ich, ob ich der

Kaufbahn gewachsen bin, in die ich einzutreten wünsche, und nur in diesem Falle bitte ich Sie um eine Empfehlung an irgend eine rechtschaffene Familie. Mein Herz sagt mir, daß wenigstens meine Aufführung dem Andenken Ihres Freundes und Ihrer großmüthigen Bürgerschaft nie Schande machen werde.“

Reinold lebte in der Residenz, die zehn Meilen von Ernestinens Wohnort entfernt war. Mit der rückgehenden Post erhielt sie von ihm einige Zeilen, die in die Klagen ihres Herzens einstimmten, und zugleich die Zusage enthielten, daß er sich alle Mühe geben wolle, ihrem Wunsche zu entsprechen. Dieses hatte sie von ihm erwartet; was sie aber nicht erwartete, war folgender Brief, den sie nach drei Wochen erhielt:

„Meine Hoffnung, Sie, theure Ernestine, in einem angesehenen Hause unsers Hofes unterzubringen, ist bisher fruchtlos geblieben. Wenn ich den Werth Ihres Vertrauens, wenn ich ihren eigenen Werth weniger fühlte, so würde ich in der Wahl Ihrer Freistätte weniger eckel und vielleicht glücklicher gewesen seyn. Allein die Tochter meines Freundes soll, wenigstens durch meine Vermittelung, von keinen Menschen abhängen, die ihre Verdienste nicht zu schätzen wissen. Ich habe alle Häuser durchgemustert, die Ihnen ein Obdach anbieten könnten; Keines entsprach meinen Wünschen. Hier fand ich

einen Sohn, dessen Sitten Ihrer Ruhe gefährlich werden konnten; dort eine Mutter, deren Ahnenstolz Sie kränkenden Demüthigungen aussetzen würde; an einem andern Orte ungezogene Kinder, die Ihre Mühe vereiteln, und verblendete Eltern, die Ihre Verdienste verkannt hätten. Nur die Präsidentin von Sonnenstein schien mir zu verdienen, daß ich ihr meinen Antrag eröffnete. Bei der Schilderung, die ich ihr von meiner jungen Freundin machte, stiegen ihr die Thränen in die Augen. Schon lange, antwortete sie, sucht mein Herz die Gefährtin, die Sie mir anbieten. Meine häuslichen Umstände würden mir auch erlauben, gegen sie erkenntlich zu seyn; allein... sie hielt inne — kurz die übertriebene Sparsamkeit meines Gemahls, fuhr sie endlich leise fort, bindet mir die Hände.

„Dieses, liebe Ernestine, ist das Resultat meiner Nachforschungen. Es lag gewiß nicht an mir, Ihre Wünsche zu befriedigen; was gäbe ich nicht darum, wenn ich es könnte! Erlauben Sie mir Ihnen einen Beweis dieses guten Willens zu geben: Wenn meine fünfzig Jahre sie nicht abschrecken, so biete ich ihnen meine Hand an. Der Mann, der Sie so oft auf seinem Schooße wiegte, so oft sich in Ihre Spiele mischte, der Mann, der der Freund Ihres rechtschaffenen Vaters war, und so manchen Tag unter Ihrem Dache zubrachte, kann Ihnen, seinem

Charakter nach, nicht unbekannt seyn. Eine unglückliche erste Wahl hat mich in frühern Jahren abgehalten, zu einer zweiten Ehe zu schreiten: Nur eine Ernestine konnte mich auf andere Gedanken bringen. Ihre Jugend, liebes Kind, verbietet mich nicht, Ihnen den Wunsch meines Herzens zu eröffnen. Ich kenne Sie. Ihr durch den Umgang mit einem weisen Vater und mit den Weisen aller Zeiten gereifter Verstand, Ihre durch die Widerwärtigkeit und durch die Religion geläuterten und erhöhten Grundsätze verbürgen mir meine Glückseligkeit, wenn Ihr Herz frei ist und sich gegen die Verbindung nicht empöret, die ich Ihnen anbiete. Ich sage ihnen nichts von meinem Vermögen; es war nie unbeträchtlich, und ist seit kurzem durch den Tod meines alten Oheims um das Doppelte vermehrt worden. Ich habe lauter entfernte Erben, und kann Ihnen, theure Ernestine, ohne ihr und mein Zartgefühl zu verletzen, die Hälfte desselben durch unsern Ehecontract versichern. Ich bin nicht mehr im Alter der Leidenschaften; Sie werden also keine leidenschaftliche Liebe bei mir finden, und ich verhehle mirs nicht, daß ich unfähig bin, Ihnen eine leidenschaftliche Liebe einzulösen. Eine reine, warme, unwandelbare Freundschaft ist alles, was ich Ihnen geben, und was ich von Ihnen erwarten kann. Die

fest. Kennet kein Alter, und ist eben darum keinem Wechsel und keinen Stürmen unterworfen.

„Ueberlegen Sie, liebe Ernestine, den Antrag Ihres Freundes, der nur durch Ihr Glück das seinige zu befördern wünscht. Alles dieses hätte ich Ihnen mündlich sagen können; allein ich fürchtete Sie in Verlegenheit zu sehen. Ich lasse Ihnen einen Monat Bedenkzeit, und wenn es Ihnen alsdann wehe thun sollte, mir mein Urtheil zu sprechen, so werde ich nach Verfließung dieser Frist Ihr Stillschweigen für einen Wink halten, meine Nachforschungen nach einer Ihrer würdigen Versorgung fortzusetzen. Kennen Sie aber einen jungen Mann, für den Ihr Herz sich erklärt hat, und der durch seine oder Ihre Glücksumstände gehindert wird, sich mit Ihnen zu verbinden, so sagen Sie ihm, daß Sie ihm einen Brautscatz von sechstausend Gulden zubringen, die ich Ihnen am Tage Ihrer Verlobniß ausbezahlen werde, und wovon ich Ihnen von heute an die Zinse versichere. Ich bin es dem Andenken meines Freundes schuldig, meinen Ueberfluß mit seiner Tochter zu theilen. Hätte ich einen Sohn, so würde ich Sie um die Erlaubniß bitten, nicht meine, sondern seine Hand in die Ihrige zu legen.“

Bei jeder Zeile dieses Briefes klopfte Ernestines Herz schneller und lauter. Es ward von einer Fluth neuer Gefühle bestürmt, die, wie die Wo-

gen einer sprudelnden Quelle, aufwallen, und sich wechselseitig deckten. Sie warf sich auf einen Stuhl, sie las den Brief wieder, und nun erleichterte ein Thränenstrom ihre von Freude und Dankbarkeit beflommene Brust. Zween Tage brachte sie in einsamer Stille zu, und erwägte die Anerbietungen des edeln Mannes, der auf einmal allen ihren Besorgnissen ein Ende machen wollte. Sie erkannte darin eine höhere Fügung, und erhob ihre dankbare Blicke gen Himmel. Ihr Herz war frei, und täuschte sich nicht mit eiteln Hoffnungen. Ein Mädchen ohne Vermögen findet auch unter seinen Bewunderern selten einen Freier; sie bedauern, daß die Schönheit seine einzige Mitgift ist, und findet sich unter Ihnen ein edler Jüngling, der, weil er selbst arm ist, oder von eigennütigen Eltern abhängt, das arme Mädchen nicht vor den Altar führen kann, so macht er sich zum heiligen Gesetz, ihm seine Leidenschaft zu verbergen. Ueberdieses hatte die Abgeschlossenheit, worin Ernestine lebte, sie vor jeder Bekanntschaft geschützt, aus der eine Liebchaft hätte werden können. Gleich einer seltenen Blume, die ein dunkles Büschchen verbirgt, hatte sie ihre ersten Frühlingstage unbemerkt verlebt; eine große Wohlthat des Schicksals für ein junges Frauenzimmer, das unter dem Druck äußerer Verhältnisse steht, die es in die Nothwendigkeit setzen können, sein Herz zu bekäm-

pfen. Je später dieser Augenblick eintritt, desto mehr Kraft hat sie zum Siege. Ernestine bedurfte keines Kampfes, weil sie keinen Liebhaber ihrem Freier entgegen zu stellen hatte; sie brauchte bloß sich selbst zu befragen, ob sie ihrem Wohlthäter das geben könne, was er von ihr erwartete, und ihre helle, feste Vernunft, die ihr Herz mit zu Rathe zog, bedurfte keines Monats, um seinen Entschluß zu bestimmen. Schon am fünften Tage erhielt Reinold von ihr folgende Antwort:

„Ich würde unfähig seyn, Edelster unter den Menschen, jemals Ihre Großmuth zu rechtfertigen, wenn ich mir Bedenkzeit nähme, um einen Entschluß zu fassen, den mein Herz, gleich bei der Lesung Ihres Briefes, laut aussprach, und den ich mit meinen Thränen versiegelte. Es ist frei, dieses Herz; es war bisher bloß mit den Gefühlen kindlicher Liebe und des Schmerzens bekannt: nun überfließt es von der zärtlichsten Erkenntlichkeit, und wenn diese Ihnen genüget, so ist es Ihrer würdig. Ich nehme Ihre Hand an: kein Mann lebt auf Erden, dem ich die meinige, mit einer so vollkommenen Hingebung, mit einem so grenzenlosen Vertrauen reichen könnte. Die Leidenschaft macht nicht glücklich; ich glaube, man kann ihrer entbehren, wenn Hochachtung und Freundschaft ihre Stelle ersetzen. Die Ungleichheit unsers Alters schreckt mich nicht; ich be-

darf eines Führers, und ich fühle, daß ich Sie zugleich als meinen zweyten Vater verehren, und als meinen Gatten lieben kann. Könnte ich das nicht, so würde ich Ihr mir angebotenes Geschenk nicht als eine Ausstattung, sondern als ein Mittel zu einem unabhängigen Unterhalt annehmen. Denn wenn ich Ihre Hand ausschlagen müßte, so würde ich immer noch Gerechtigkeit und Sarggefühl genug haben, um jede andere von mir abzulehnen, und Ihnen wenigstens dadurch zu beweisen, daß ich Ihnen keinen Menschen auf Erden vorziehe, oder an die Seite setzen will. Von nun an und ewig Ihre

Ernestine."

Nach dem Empfange dieses Briefes flog Reinold in Ernestinens Arme. Die reizende Verwirrung, womit sie ihn empfing, die frommen Ergießungen ihrer Dankbarkeit, die zwanglose, kindliche Särtlichkeit, womit sie seine Umarmung erwiderte, alles dieses entzückte sein Herz, und belohnte es im voraus für seinen Edelmuth. Nach wenig Wochen fand er noch einen schöneren Lohn am Busen des lebenswürdigen Geschöpfes, und jeder Tag seiner Ehe war mit einem neuen Beweise ihrer reinen, innigen Liebe, mit einem neuen Genuße häuslicher Glückseligkeit bezeichnet. Ernestine kannte keine andere Gesellschaft, als die sehnige; immer schienen die Worte: Mach ihn glücklich! ihr vor der Seele

zu schweben, und immer ließ ihre Seele sie mit Lächeln. Wenn er von der Arbeit abgemattet nach Hause kam, oder sein Cabinet verließ, so stößte ein Blick, ein Kuß des herrlichen Weibes neuen Balsam in die Quelle seines Lebens. Mit den Frauen der Residenz hatte sie keinen andern Umgang, als der der Wohlstand ihr gebot. Nur Christiane, eine interessante junge Wittve, die Tochter eines würdigen Geistlichen, der Reinolds Busenfreund war, befaß ihre Vertraulichkeit. Sie hatte sich ihr, gleich in den ersten Wochen, als ein ihr verwandtes Wesen zu erkennen gegeben, und Reinold hatte mit zärtlichem Wohlgefallen den Bund ihrer Herzen bestätigt. Das einzige, was Ernestinen fehlte, war ein Pfand ihrer Ehe. Mehr als einmal warf sie einen trüben Blick auf diese öde Stelle ihres häuslichen Paradieses. Ihr Gatte, der in ihrem innern ließ, suchte ihr Auge durch ein Mittel davon abzuwenden, das nur bei einem Weibe höherer Art anschlagen konnte: Christiane hatte ein reizendes Mädchen von drei Jahren, die einzige Frucht ihrer einst glücklichen Liebe; er bat sie, es Ernestinen zu überlassen, und nun theilten sich die beiden Mütter in das heilige Geschäft seiner Erziehung, welches das Schwesterband ihrer Seelen täglich fester knüpfte, und Ernestinens einsame Stunden ausfüllte.

Drei Jahre lebte *Meinold* in dieser süßen Verbindung an der Seite seiner Gattin, ohne daß sie ihm einen einzigen Anlaß gegeben hätte, sie anders zu wünschen, als sie war. Im vierten Jahre starb er am zurückgetretenen *Vodagra*. Beim ersten Anschein der Gefahr wich *Ernestine* weder des Tages noch des Nachts von seiner Seite; sie duldete nicht, daß eine fremde Hand ihm eine Arznei, oder eine Erquickung reichte, und selbst seine dringenden Bitten konnten sie nicht bewegen, einige Ruhe zu genießen. Schon in gesunden Tagen hatte er sein Testament gemacht, und, außer einigen ansehnlichen Legaten für seine entfernten Verwandten, *Ernestinen* sein ganzes Vermögen verschrieben. In der letzten Nacht, da sie neben seinem Bette saß, ergriff er ihre Hand: *Ernestine*, sagte er, wir müssen uns trennen; erst seitdem ich mit dir verbunden war, schmeckte ich das wahre Glück des Lebens. Dafür segnet dich mein brechendes Herz, und die Vorsehung wird diesen Segen erfüllen. Sie zerfloß in Thränen. Weine nicht, mein Kind, fuhr er fort, du weißt ja, und ich weiß es, daß wir nicht auf immer geschieden seyn werden. Noch eine letzte Bitte habe ich an dich, und die darfst du mir nicht versagen. Wie könnte ich das? schluchzte sie, indem sie ihren Mund auf seine blasse Wange drückte, meines *Meinolds* letzte Bitte wird, wie sein Anden-

fen, mir immer heilig seyn. Es ist mir ein süßer
 Gedanke, erwiederte er, daß ich fortfahren werde,
 in deinem Herzen zu leben; allein du bist jung,
 meine Ernestine, du hast mir drei schöne Jahre
 deines Frühlings aufgeopfert; ich weiß, du hast die-
 ses Opfer nie bereuet. Nie, nie, rief sie, ich war
 die glücklichste Gattin! Auch mit einem andern kannst
 du es seyn, liebes Kind; ich wünschte mit der Hof-
 nung zu sterben, noch nach meinem Tode einen
 glücklichen Menschen zu machen. Ich hinterlasse dir
 ein ansehnliches Vermögen, du hast die Mutterfreun-
 den noch nicht geschmeckt: sie sind deines schönen
 Herzens würdig. Versprich mir, daß keine übelver-
 standene Verehrung meines Andenkens, kein über-
 triebenes Zartgefühl dich verletzen soll, einem edeln
 Manne, der dir sein Herz anträgt, das deinige zu
 öffnen, und ihm deine Hand zu reichen. Ernestine
 ließ ihren Kopf auf sein Hauptkissen sinken, der na-
 menloseste Schmerz band ihr die Zunge. Sie hatte
 ihre Hand zurückgezogen, ihr Busen klopfte gewalt-
 sam und alle ihre Glieder bebten. Du hast mir die
 Gewährung meiner Bitte versprochen, fuhr der Kran-
 ke fort, indem er mit seiner kalten Hand nach der
 ihrigen langte, ich nehme deine Hand darauf. Er-
 nestinens Hand zitterte in der seinigen; sie legte
 ihr Gesicht auf seine Brust. Ein Seufzer des Ster-
 benden schreckte sie nach einigen Augenblicken auf;

selne Seele war mit dem Seufzer entflohen. Sie warf sich über den Leichnam hin; sie schrie ihm in die Ohren; sie rief um Hilfe; Reinold war verschieden.

Ernestinens Schmerz bedarf keiner Schilderung; er war still, wie der Schmerz der trauernden Jugend. Sie versparte ihre Thränen auf die Einsamkeit; dann flossen sie auf das Bild des Verewigten, das sie auf ihrem Busen trug. Nach einigen Monaten, die sie in einer strengen Abgeschlossenheit verlehte, begab sie sich auf das Gut, wo Reinold an ihrer Seite seine Erholungsstunden zubrachte, und das nun ihr Eigenthum war. Es bildete eine kleine Halbinsel, die ein spiegelheller Landsee umwogte. Hier errichtete, sie in einem von Thränenweiden umschatteten Rondel ihrem Gatten ein Denkmal: es stellte ihr eigenes Bild in Marmor vor, das eine mit Reinolds Medaillon gezierte Urne an's Herz drückte, und mit weinenden Augen auf dieselbe herunter sah. Eine hohe, warme Zärtlichkeit sprach aus ihrer Miene; ihr Busen schien der Urne entgegen zu schwellen, und der kramphafte Druck ihrer Hände zeigte sich in jeder gespannten Nerve. Sie hatte dieses Monument gleich nach Reinolds Tode angeordnet, und war den ganzen Sommer über mit der Anlegung seiner Wohnstätte beschäftigt. Niemand als Christiane durfte ihr in

dieses stille Heiligthum folgen, und als die Statue gegen das Ende des Herbstes aufgestellt wurde, flossen auch die Thränen der Gespielinn auf die geweihte Urne.

Schon hatte die Natur das letzte Stück ihres Feiertages abgelegt, und der raube Nordost das erste Schneegestöber über die kahle Flur gehaucht, als Ernestine in die Stadt zurückkehrte. Sie brachte den Winter an der Seite ihrer Freundin, und ihres trefflichen Vaters zu, den sie schon bei Reinolds Lebzeiten als Tochter verehrte, und zum Auspender ihrer geheimen Wohlthaten gemacht hatte.

Mit dem Frühling kehrte sie, von Christianen begleitet, auf das Land zurück, wo sie ihre Zeit zwischen der Wartung ihres Gartens, ihren Büchern und ihrer Harfe theilte, der aber nichts als ernste Hymnen und schmerzende Klagen entquollen. Oft setzte sie sich mit einem Buche neben das Denkmal ihres Gatten; Young, Hervey, Mendelssohn waren alsdann die Weisen, mit denen sie sich unterhielt, und ihre Seele in den Vorgefühlen der Unsterblichkeit übte. Selbst Christiane begleitete sie nur selten hieher; sie wußte wohl, daß sie allein seyn wollte. Doch suchte sie unter allerhand Vorwänden diese Scenen der Selbstbetrachtung abzukürzen, sobald sie bemerkte, wie nachtheilig sie auf ihre Ges

sundheit wirkten. Ihre kleine Lili leistete ihr hierbei die besten Dienste. Bald brachte sie ihrer zweiten Mutter ein Sträuschen, bald führte sie sie zu einem Obstbaum, und bettelte Früchte, oder sie hüpfte mit ihrer Fibel herbei, und wies ihr die Bilder. Ernestine, die den Vorstellungen der Mutter nicht gehorcht hätte, gehorchte den Liebkosungen des Kindes, und wurde nur selten gewahr, daß die Mutter die Hand mit im Spiele hatte.

Die sanfte Schwermuth, in der sie so viel Genuß fand, folgte ihr nach dem Herbst in die Stadt. Ihre Freunde suchten sie zu bewegen, an den öffentlichen Vergnügungen, besonders an den Schauspielen, Theil zu nehmen, die sie sonst am Arm ihres Gatten mit Vergnügen besuchte. Ihr Zureden war vergebens. Doch gelang es ihnen, sie zu bewegen, den Concerten beizuwohnen, die den Winter über von der Hofcapelle gegeben wurden. Ihre Liebe zur Musik besiegte ihre Misanthropie, und sie würde sich diese Zerstreuung noch öfter verschafft haben, wenn nicht ein gewisser Kammerjunker von Seeburg, der mit ihrem verstorbenen Gatten in einiger Verbindung gestanden, sich immer zu ihr gedrängt, und ihr auf eine lästige Weise den Hof gemacht hätte. Seine Zudringlichkeit schreckte sie von dem Concert ab, und vereitelte auch diesen Versuch, ihr Gemüth aufzuheitern. Ernestine verschloß sich wieder in

ihre Wohnung, und wenn sie hieweilen ihre Harfe ergriff, so geschah es klos, um ihre Schwermuth durch die traurigsten Melodien eines Gram und Hasses zu nähren.

Diese klösterliche Selbstverbannung mußte ihrer Gesundheit um so nachtheiliger werden, da das heilsamste aller Gegengifte, die Bewegung im Freien, ihr nun fehlte, und sie, um allen Vorwürfen auszuweichen, ihre Melancholie hinter die Hülle einer gezwungenen Heiterkeit zu verbergen suchte. Endlich fieng sie an, gleich einer zerknitten Blume, hinzuwelken, und den geheimen Wurm, der an ihrem Leben nagte, gewahr zu werden. Auf den ernstlichen Rath ihres Arztes, den die Vorstellungen Christi anens und ihres Vaters kräftig unterstützten, entschloß sie sich das * * * Bad zu besuchen, wenn ihre Freundin sie begleiten wollte. Sie versprach es ihr, und der Arzt übernahm die Sorge, ihr durch seinen dortigen Colleggen eine angenehme Wohnung auszumachen. Sobald diese Anstalt getroffen war, bewog er Ernestinen, der noch frühen Jahreszeit ungeachtet, ihre Abreise zu beschleunigen, um noch einige Wochen der Stille zu genießen, und sich nach und nach an einen geräuschvollern Sirkel gewöhnen zu können. Außer Christiane und der kleinen Lili, die nirgends zurückbleiben durfte, nahm sie, zu ihrer gemeinschaftlichen Bedienung, ein Mädchen mit

sich, daß sie aus dem Waisenhause gezogen, und nach ihrem Sinne gebildet hatte.

Ihre Reise war glücklich, und ihre Wohnung ganz nach ihrem Geschmacke: ein kleines, aber wohlgelegenes Haus, indem sich nur noch einige Gastzimmer befanden, die für eine adeliche Wittve bestellt waren. Dieser Umstand war Ernestinen willkommen. Die Dame, sagte sie zu ihrer Freundin, wird sich nicht um uns bekümmern, wir werden ihre Gesellschaft nicht suchen, und so bleibt uns wenigstens unsere häusliche Unabhängigkeit gesichert.

Die Badegesellschaft war noch gar nicht zahlreich, und doch schon zu groß für Ernestinen. Ihre Freundin überließ sie in den ersten Tagen ganz ihrem Willen. Sie begleitete sie auf ihren einsamen Spaziergängen; sie folgte ihr in die wildesten Labyrinth der Natur, die wegen ihrer Entlegenheit von niemanden besucht wurden. Diese Nachgiebigkeit war mit dem Arzte verabredet, der ihr einen Aufenthalt von zween Monate vorgeschrieben hatte, weil er wohl wußte, daß sie nur allmählig dazu würde gebracht werden können, ihre Abneigung von allem menschlichen Umgang, und vor den Zerstreuungen zu besiegen, von denen er eine noch heilsamere Wirkung, als von der Brunnenkur erwartete. Nach und nach ließ sie sich durch Christianen bewegen, um den Vorwurf einer affectirten Absouderung zu ver-

meiden, sich in den gemeinschaftlichen Zirkel zu mischen. Schon lange waren die Augen der Badegäste auf sie gerichtet; allein keiner wagte es, sich zu ihr hinzudringen. Nun aber, da ein hellerer Blick ihren Morgengruß begleitete, da sie sie mit jedem Tage länger an der Quelle verweilte, benutzten sie freudig diese stille Erlaubniß ihr näher zu treten, und bald konnte keiner den Brunnen verlassen, ohne ein Wort mit ihr gesprochen, oder ein Wort von ihr gehört zu haben. Noch sprach sie wenig; allein selbst in der Achtung, die man für ihr Stillschweigen hatte, konnte sie den ungeduldigen Wunsch lesen, daß sie es doch öfters unterbrechen möchte.

Mit stillem Entzücken bemerkte Christiane ihre rückkehrende Geselligkeit, die sie als das erste Kennzeichen ihrer Geneßung betrachtete. Sie betrog sich nicht. Schon fiengen ihre bleichen Wangen an, sich mit einem sanften Inkrant zu färben, ein mattes Feuer blitzte wieder aus ihrem schönen Auge, und obgleich ihr Gesicht seinen vorigen Glanz noch nicht erhalten hatte, so gab ihm doch ihre schmachtende Miene einen so rührenden Ausdruck, daß es unmöglich war, sie ohne jene süße Bewunderung anzusehen, die der wahre Triumph der Schönheit ist. Selbst ihr Anpuß trug dazu bei, dieses Interesse zu erregen. Er war einfach und ungesucht, ohne zu verrathen, daß er es seyn sollte; er war geschmack-

voll, ohne sich durch jene Eleganz auszuzeichnen, wozu ihr Vermögen und ihr Alter sie berechtigten. Aber eben diese edle Einfachheit, die weiter nichts, als die Vollendung des Ideals war, das die Natur bei ihrer Bildung im Sinne hatte, fesselte den Blick des Beobachters, und öffnete ihm gleichsam die Thür ins Heiligthum ihrer Seele.

Täglich wuchs nun die Zahl der Ankömmlinge, und Ernestine befand sich besser dabei, als sie sich vorgestellt hatte. Je mehr der Kreis sich erweiterte und anfüllte, desto weniger glaubte sie bemerkt zu werden, und selbst ihre ersten Bekannten verloren sich größtentheils unter dem Gewimmel. Sie saß einst in ihrem Cabinet, das auf einen Garten stieß, und spielte auf einer mittelmäßigen Harfe einige Arien durch, welche die Tochter des Hauses ihr mit dem Instrumente geborgt hatte, als ihr Mädchen ihr anzeigte, daß eine gewisse Baronin von Eltern mit ihrem Sohn angekommen sey, und die noch ledigen Zimmer des Hauses bezöge. Sie achtete wenig auf diese Nachricht, und setzte ihr Spiel fort, indeß Christiane die kleine Lili, die über der Musik eingeschlafen war, auf ihrem Schooße wiegte.

Des folgenden Morgens besuchte sie den Brunnen, wo man sie zu einem Liebhaberconcert einlud, das gegen Abend in dem großen Versammlungssaal gegeben werden sollte. Es war das erste, das wäh-

rend ihres Anfhaltens im Bade statt fand, und ihre leidenschaftliche Liebe zur Musik, die mit ihrer Gesundheit wieder aufblüdete, ersparte Christia-
nen die Mühe, sie durch Gründe zur Annahme dieser Einladung zu bewegen.

Nach Tische — die beiden Freundinnen speißen stets auf dem Zimmer — war sie eben mit ihrer Toilette beschäftigt, als ihre neue Hausgenossinn, an der Hand ihres Sohnes, ihr den gewöhnlichen Eintrittsbesuch machte. Ernestine stand hastig auf, um sie zu bewillkommen; allein, wie von einer Zauberruthe berührt, sank sie auf ihren Stuhl zurück, als sie im Sohne der Baronin den Kammerjunker von Seeburg erkannte. Bleiben Sie, bleiben Sie, meine schöne Nachbarinn, ich bin nicht gekommen, Sie zu stören, sagte die Dame; fangen Sie heute schon an, sich mit mir auf den ungezwungenen Fuß zu setzen, der in Bädern Sitte ist. Wenn man nur wenig Wochen beisammen leben kann, so muß man keine Stunde durch unnöthige Ceremonien verlieren. Ernestine war in der äußersten Verwirrung. Der Anblick des Kammerjunkers band ihr die Zunge, und so vertraulich auch der Ton der Baronin war, so schien er doch mehr eine absichtliche Herablassung, als jene wohlwollende Mittheilung zu verrathen, die der innere Sinn, zumal eines Frauenzimmers, von der Sprache der feinen Lebensart

so leicht unterscheidet. Christiane zog sie durch ihre Erscheinung aus ihrer Verlegenheit. Die Baronin erhob sich nachlässig von ihrem Stuhl, und erwiderte ihre Verneigung mit einem huldreichen Kopfnicken. Meine Freundin, gnädige Frau, sagte Ernestine, indem sie ihr neben sich einen Stuhl vorrückte. Sie kommen aus N . . . , wie ich höre, fuhr die Baronin fort; wir sind also halbe Landsleute. Erst seit dem Tode meines zweiten Gemahls, der an dem dortigen Hofe Minister war, habe ich die Residenz mit meinem Wittwensitze vertauscht. Freilich geschah dieses schon vor neun Jahren, und da konnte ich unmöglich das Vergnügen haben, Sie zu kennen.

Der Baron hatte bisher geschwiegen, und sich mit lächelnder Miene an Ernestinens Verwirrung geübelt. Nun aber nahm er das Wort: Ich bin glücklicher als meine Mutter; schon verschiedenemal hatte ich die Ehre, mich mit der Frau Hofrätthin in Gesellschaft zu befinden. Ernestine erröthete, und antwortete ihm durch eine stillschweigende Verbeugung. Der Baron war betreten; in seiner Miene las man, daß er eine bedeutendere Antwort erwartet hätte. Die Harse, die er an der Wand erblickte, half ihm wieder zurechte. Dort sehe ich eine Harse, sagte er; sollen wir etwa das Glück haben, Sie, Madam, heute im Concert zu hören? Behüte Gott!

erwiederte Ernestine, weder das Instrument, noch die Spielerinn schicken sich für einen großen Zirkel.

Der Baron. Gegen dieses letzte Urtheil appellire ich; denn kaum war ich gestern eingezogen, so ward ich durch ein Spiel bezaubert, das blos die Furcht, eine Indiscretion zu begehen, mich hindern konnte, in der Nähe zu behorchen.

Die Baronin. Wir wollen hoffen, daß wir nicht immer entfernte Zeugen Ihrer Talente seyn werden. Sie gehen doch diesen Abend ins Concert?

Ernestine. Ja, gnädige Frau.

Baron. So werden Sie mir erlauben, Ihnen den Arm zu geben?

Ernestine. (erröthend.) Ihr Arm, Herr Baron, gehört Ihrer Frau Mutter.

Baron. (lachend.) O! ich habe ihrer zween, und meine Mutter . . .

Baronin. Weiß zu leben, willst du sagen? Ich bin weit entfernt, dir das Recht, deine schöne Hausgenossinn zu bedienen, streitig zu machen; und Sie, Madam, werden meinen Sohn dem schmählischen Verdachte nicht aussetzen wollen, dieses Recht vernachlässigt zu haben. Doch, ich sehe, daß unsere Gegenwart Sie hindert, ihre Toilette fortzusetzen. Also auf Wiedersehen, meine Liebe. Bleiben Sie, bleiben Sie. Sie ergriff den Arm ihres Soh-

nes, und nahm bloß Christianens Begleitung bis auf den Hausflur an.

Ernestine war über diese Erscheinung äußerst mißmuthig. Als man ihr die Ankunft der Frau von Ellern und ihres Sohnes ankündigte, war sie weit entfernt, zu vermuthen, daß dieser Sohn eben der Kammerjunker von Seeburg seyn würde, dessen Zudringlichkeit ihr ehedem so sehr zur Last fiel. Hätte sie dieses vorauswissen können, so würde sie eine andere Wohnung, vielleicht gar ein anderes Bad, gewählt haben. Freilich wäre alle ihre Vorsicht vergebens gewesen; denn der Baron, der Ernestinens Entschluß, eine Brunnenkur zu gebrauchen, zufälligerweise von ihrem Arzt erfahren hatte, würde ihr an jeden andern Ort nachgefolgt seyn. Er hatte schon lange einen Anschlag auf die Hand dieser reichen Wittve geschmiedet, und da ihre eingezogene Lebensart ihm in der Hauptstadt den Zutritt in ihre Behausung verperrte, so ergriff er begierig diese Gelegenheit, ihre Bekanntschaft im Bade zu suchen.

Swar hatte die Baronin, deren einziger Sohn er war, vieles gegen diese Mißheirath einzuwenden; allein da auf seinen Gütern beträchtliche Schulden lasteten, die er mit den Capitalien der schönen Bürgerinn zu tilgen hoffte, so willigte sie endlich in sein Vorhaben, und beschloß mit eigenen Augen zu untersuchen, ob die Person, die er ihr zur Schwiegertoch-

ter bestimmte, dieser Ehre würdig sey. Nun sandte der Baron seinen Kammerdiener nach dem Bade; er mußte sich insgeheim nach dem Hause erkundigen, das Ernestine beziehen sollte, und, unter dem Namen seiner Mutter, die noch ledigen Zimmer in Beschlag nehmen. Er hoffte mit Recht, sich hinter diesen Namen, den eine zweite Heirath ihm gab, so lange zu verbergen, bis es Ernestinen unmöglich würde, ihm auszuweichen. Was also diese für das bloße Werk des Zufalls hielt war ein wohl angelegter Plan, dessen Ausführung bisher bloß durch eine Unpäßlichkeit der Baronin war verschoben worden.

Hätte Ernestine ihre Anfrage, ob sie das Concert besuchen würde, nicht ausdrücklich bejahet, so würden iht alle Gründe ihrer Freundin sie vergebens dazu beredet haben. Allein so sehr sie die kleinlichen Regeln der Etikette verachtete, so wenig war sie fähig, die Regeln des Wohlstandes zu verletzen, und noch weniger konnte sie sich entschließen, jemanden wehe zu thun. Sie erwartete also den Baron zur Stunde des Concerts in einem Anzuge, der mit dem Prunk seiner Mutter einen auffallenden Contrast machte. Christiane begleitete sie, und mußte ihr versprechen, nicht von ihrer Seite zu weichen.

Die Gesellschaft war zahlreich und glänzend, und das Orchester weit besser, als sie es erwartete. Den

Anfang machten einige wohlgewählte Symphonien; dann schickte man sich zu einem Flötenconcert an. Ein junger etwa dreißigjähriger Offizier mit einer Narbe auf der Stirne, der bisher unbemerkt in einer Ecke saß, trat mit seinem Instrumente hervor. Ein General, der gleiche Uniform trug, reichte ihm die Hand, um ihm auf die Erhöhung zu helfen; denn der junge Mann schien an dem einen Fuße lahmer zu seyn. Alle Augen waren auf die edle Figur gerichtet. Ernestine hatte ihn noch nie gesehen. Von ungefähr wandte sie ihren Blick auf die Baronin, die zu ihrer Rechten saß; sie war starr und blaß, wie eine Leiche. Um Gotteswillen! gnädige Frau, was fehlt Ihnen? Mir wird ichliden, stammelte sie. Vermuthlich von der Hitze, erwiderte Ernestine, und faßte sie unter dem Arme, um sie an ein Fenster zu führen. Bleiben Sie, sagte die Baronin mit leiser zitternder Stimme, wo ist mein Sohn? Dieser stand einige Schritte von ihr entfernt, und kehrte ihr den Rücken zu. Ernestine besann sich nicht; sie stieg von ihrem Stuhl auf, und sagte zu ihm: Ihre Frau Mutter, Herr Baron. . . Er sprang herzu, und die Gräfinn faßte ihn halb ohnmächtig am Arme. Hinaus, hinaus, sagte sie leise, und er führte sie mit Christianens Beihilfe nach der Thüre. Hier blieb sie einige Augenblicke stehen, und schien sich zu erholen. Kehren Sie zu Ihrer Freundin zu

rück, sagte sie zu Christianen, mir ist besser; mein Sohn soll mich nach Hause bringen.

Diese Scene hatte einen kleinen Aufstand im Saal erregt; als es wieder ruhig war, begann das Concert. Das Allegro gab dem Flötenspieler alle Gelegenheit, sein Talent zu zeigen. Die Zuhörer staunten über die meisterhafte Fertigkeit, womit er die größten Schwierigkeiten überwand, und über die unachahmliche Reinheit seiner Töne. Sie sprudelten in melodischer Verwirrung, gleich einer Silberquelle, die aus dem Schooß eines Felsen hervorstürzt, aus dem besetzten Rohre, mit dem der Virtuose klos zu tändeln schien. Ein langes, enthusiastisches Beifallsflatschen füllte den Saal, als das Stück zu Ende war. Nun begann das Adagio, und eine feierliche Stille bemächtigte sich, als hätte ein Gott sie geboten, der horchenden Menge. Bald glaubte man das sanfte Gurren der Taubentaube, bald die Elegien der verwitweten Philomele zu hören. Niemand bewegte sich: man hütete sich laut zu athmen. Ernestinens Augen füllten sich mit Thränen, und als das Beifallsflatschen mit verdoppelter Stärke wiederholt ward, flüchtete sie nicht, aber sie trocknete ihre glühende Wange mit ihrem Tuche. Adelbert bemerkte es; ein strahlender Blick seines seelenvollen, schwarzen Auges sagte ihr: Dieses ist der Preis, nach dem ich ringe.

Gegen das Ende des Concerts kam der Baron mit der Nachricht zurück, daß seine Mutter sich völlig erholt habe. Er begleitete Ernestinen nach Hause. Ihr Herz erlaubte ihr nicht, am Zimmer der Baronin vorbei zu gehen, ohne sich nach ihrer Gesundheit zu erkundigen. Diese Theilnahme schien sie zu rühren; sie wiederholte Ernestinen die Versicherung ihres Sohnes, daß sie sich wieder wohl befinde. Doch zitterten noch Thränen in ihren Augen, und in ihrem blassen Gesichte waren mehr die Spuren einer heftigen Gemüthsbewegung, als einer zufälligen Uebelkeit zu lesen. Ernestine verließ sie nach einigen Augenblicken. Die Baronin umarmte sie: Leben Sie wohl, mein Kind, wir müssen uns näher kennen lernen. Dieses sagte sie in einem Tone, der auf Ernestinens Besuch einen weit größern Werth zu legen schien, als er für eine Dame von ihrem Range haben konnte, welche diese Aufmerksamkeit für eine Pflicht des Wohlstandes halten mußte.

Nun wie hat dir das Flötenconcert gefallen? sagte *Christiane* zu ihrer Freundin, als sie allein beisammen waren. Das würdest du mich nicht fragen, erwiderte diese, wenn du mich beobachtet hättest; nie hat mich der Zauber meines Lieblingsinstruments mächtiger hingerissen. Weißt du auch, wer der herrliche Flötenspieler ist? Wie kann ich das wissen? Ein Frauenzimmer, das hinter mir saß, fuhr *Christiane*

fort, fragte ihren Nachbar um seinen Namen. Rittmeister Adelbert, antwortete er, ein trefflicher junger Mann, der seine frühe Beförderung bloß seiner Tapferkeit verdankt. Der General von M..., der ihm die Hand reichte, liebt ihn, wie seinen Sohn; um seinetwillen hat er das hiesige Bad besucht, denn Sie werden bemerkt haben, daß er hinkt. Dieses kommt von einer Fußwunde, die, wie der General mir erzählte, ihn das Bein gekostet haben würde, wenn er sich nicht der Operation standhaft widersetzt hätte. Er wollte, sagt er, lieber sterben, als den Dienst verlassen. Vielleicht ist er ohne Vermögen, erwiederte Ernestine; denn sein Gesicht und sein Spiel verrathen eine Seele, die sich mehr im stillen Kreise fühlender Wesen, als im tobenden Schlachtgetümmel gefallen muß. Reich muß er nicht seyn, versetzte Christiane, und auch nicht von Adel; denn mein Nachbar erzählte weiter, daß ihn der General in sein Haus aufgenommen, und daß der junge Held den Adelsbrief ausgeschlagen habe, womit der Hof nach dem Frieden seine Dienste belohnen wollte. Schön, brav, sagte Ernestine, indem sie die Unterredung auf einen andern Gegenstand lenkte.

Am folgenden Tage begegnete Sie dem Rittmeister am Brunnen. Sein Gruß, oder vielmehr der Blick, womit er ihn begleitete, war der Ausdruck jener reinen Ehrerbietung, die der Edle dem Verdien-

ste zolltet, dem er sich gern nähern möchte. Er hat dich gestern bemerkt, dachte Ernestine, indem sie seinen Gruß erröthend erwiderte. Das Gespräch des Kammerjunkers, der ihr beinahe nie von der Seite wich, hinderte sie, diesen schmeichelhaften Gedanken nachzuhängen, und sie mußte sich Gewalt anthun, um ihm ihr Mißvergnügen über diese Störung zu verbergen. Ehe die Gesellschaft auseinander gieng, wurde auf den folgenden Abend ein kleiner Ball verabredet, der, den Gesetzen des Balles gemäß, nur bis zur Stunde der Abendmahlzeit dauern sollte. Sie werden mir doch erlauben, Madam, Ihnen morgen meinen Arm zu bieten, sagte der Baron, als er seine Mutter mit Ernestinen nach Hause begleitete. Wenn ich bloße Zuschauerinn seyn darf, erwiderte sie; denn seit einigen Jahren finde ich keinen Geschmack mehr am Tanze.

Der Baron. Keinen Geschmack mehr? Also haben Sie doch ehemals getanzt?

Ernestine. O ja, und zwar oft mit Vergnügen.

Der Baron. Nun so wollen wir sehen, ob wir dieses Vergnügen nicht wieder aufwecken können.

! Ernestine. Ihr Versuch würde vergebens seyn.

Der Baron. Sie haben doch das Tanzen nicht verschworen.

Ernestine. Ich verschwöre nichts, weil ich bei allem, was ich thue, gerne meinen freien Willen behalte.

Recht so, mein Kind, sagte die Baronin; hofentlich wird mein Herr Sohn sich diese Lektion merken. So wenig Christiane Geschmack an des Kammerjunkers Gesellschaft fand, so freute sie sich doch, daß ihre Freundin durch seine Dienstgeflissenheit genöthigt wurde, an den öffentlichen Vergnügungen theil zu nehmen. Sie wünschte ihr Glück zu dem Entschlusse, den Ball zu besuchen. Vielleicht, setzte sie hinzu, hattest du recht, die Zudringlichkeit des Barons zu bestrafen; allein Unrecht würdest du haben, wenn du dich des Tanzens gänzlich enthalten wolltest. Für krank kannst du dich nicht ausgeben; mit Entzücken sehe ich, daß dein Gesicht diese Entschuldigung widerlegen würde. Deine Enthaltensamkeit würde dir also entweder als eine Ziererei, oder gar als ein Deckmantel deiner Ungeschicklichkeit ausgelegt werden. Nun möchte ich wissen, ob du dich lieber einer von dieser beiden Beschuldigungen aussetzen, als ihnen durch eine kleine Selbstverläugnung zuvorkommen willst. Doch genug hiervon. Hast du am Brunnen nichts an der Baronin bemerkt?

Ernestine. Was soll ich bemerkt haben?

Christiane. Was jeder, der Augen hat, bemerken konnte, und vielleicht so wenig, als du bes

merkt hat : Sie hieng mit unverwandten Blicken an unjerm Flötenspieler. Ihr Gesicht veränderte jeden Moment die Farbe, und als ich an ihr vorbeiging, hörte ich sie tief seufzen. Nun erst fiel mir der Umstand auf, daß ihre gestrige Uebelkeit mit dem Augenblicke zusammentraf, da Adelbert sich auf dem Orchester zeigte.

Ernestine. (nachinnend.) Du hast recht; also sein, was läßt sich daraus schließen?

Christiane. Vor der Hand nichts, als daß der junge Mann ihr nicht fremd seyn kann, oder wenigstens, daß sein Anblick irgend eine schreckliche Erinnerung in ihr erzeuge. Ihrem Sohne muß er unbekannt, oder doch gleichgültig seyn; denn er schien weder gestern noch heute die Erschütterung seiner Mutter zu theilen.

Ernestine. Du hast sehr gute Augen, meine Freundin; ich sehe wohl, man muß sich vor deinem Scharfblick in acht nehmen.

Christiane. Scherze nicht, oder... (sie hob den Finger in die Höhe.)

Hier unterbrach der Baron die Unterredung. Er war von einem Bedienten begleitet, der ihm eine sehr schöne Harfe nachtrug. Sie klagten mir gestern, sagte er, über die schlechte Beschaffenheit Ihres Instruments; ich bin so glücklich gewesen, eines auszufundschaffen, mit dem Sie zufrieden seyn werden.

Ernestine war überrascht. Die ungebetene Dienstfertigkeit des Barons mißfiel ihr; dem ungeachtet verbot ihr der Wohlstand, oder vielmehr ihre unbegrenzte Gutmüthigkeit, einiges Mißvergnügen zu äußern. Sie dankte ihm für seine Gefälligkeit, und trieb am Ende die ihrige so weit, daß sie auf sein dringendes Anhalten sich bewegen ließ, einige kleine Stücke zu spielen, die eine meisterhafte Geschicklichkeit verriethen, und vom galanten Höfning mit Entzücken beklatscht wurden. Ein so glänzendes Talent, sagte er beim Weggehen, darf nicht in der Dunkelheit bleiben, und ich würde mich an der ganzen Badegesellschaft versündigen, wenn ich sie eines Vergnügens berauben wollte, das Sie, Madam, ohne Grausamkeit ihr nicht versagen können.

Der Baron war weder ein guter noch ein schlechter Mensch. Er gehörte zu der zahllosen Classe der Cavalliere und Nichtcavalliere, die keinen Character haben. Sein Lebenslauf glich einem Calender, darinnen die rothen und die schwarzen Tage mit einander abwechseln. Er war, was der gegenwärtige Augenblick, oder vielmehr was sein Egoismus aus ihm machte: Ein Philosoph unter den Philosophen, ein Geck unter den Gecken. War die Gesellschaft gemischt, so hüllte er sich in ein bedeutendes Stillschweigen, oder er trat bald auf diese, bald auf jene Parthie, je nachdem er einen Nachtspruch, oder einen wizi-

gen Einfall anbringen konnte. Er hatte einige Jahre auf einer Universität zugebracht, und machte Anspruch auf den Titel eines Staatsmannes, und noch mehr auf den Ruhm eines schönen Geistes. Auch in der Musik wollte er Kenner seyn, und strich das Violin-
cell nicht ohne Fertigkeit und Geschmack. Sein Talent, wie er es nannte, sollte ihm den östern Zutritt zu Ernestinen erleichtern, und den Verdacht eines frühern Anschlags auf ihre Hand entfernen. Seine Mutter, deren Abgott er war, billigte diesen Plan, und spann ihn noch weiter aus. Da sich unter den Badegästen mehrere Personen von ihrer Bekanntschaft befanden, so war ihr daran gelegen, Ernestinen im vollen Glanz ihrer Vorzüge hervortreten zu lassen, um die künftige Wahl ihres Sohnes zu rechtfertigen, und den Argwohn zu entfernen, daß der Eigennuß sie geleitet habe. Sie ergriff daher jede Gelegenheit, die sich darbot, die liebenswürdigen und schätzbaren Eigenschaften ihrer schönen Hausgenossinn zu erheben; sie that es aber auf eine so unbefangene Weise, daß niemand ihre Absichten errathen konnte.

Auch Ernestine ahnete nichts von diesen Entwürfen. Hold, wie eine Grazie, erschien sie auf dem Balle. Der Kammerjunker führte sie mit triumphirender Miene in den glänzenden Sirkel. Jedes Auge bewillkomnte sie, jedes Herz flog ihr entgegen, und

als sie an der Hand ihres Führers mit geflügelter Ferse durch die bunten Reihen schwebte, so konnte die Baronin nicht müde werden, sie zu betrachten. Sie überhäufte sie mit Liebkosungen, als sie nach geendigtem Tanze sich neben sie setzte. Sie hätten sehr Unrecht, mein schönes Kind, sagte sie zu ihr, wenn Sie dem Tanz entsagten; ohne Ihnen zu schmeicheln, kann ich Sie versichern, daß unter allen jungen Damen der Gesellschaft es Ihnen keine zuvorthut. Sie sind dazu gemacht, auf einem größern Theater, als in dem engen, bürgerlichen Kreise zu glänzen, in dem Sie bisher lebten.

Die Verwirrung, darein dieses überraschende Compliment Ernestinen versetzte, erlaubte ihr nicht, es sogleich zu beantworten, viel weniger den ganzen Sinn desselben zu fühlen. Ich verstehe Sie nicht, gnädige Frau, versetzte sie endlich in einem kalten Tone. Mich dünkt, daß jedes Theater für mich ein erborgter Standort wäre; der enge Zirkel, in dem ich bisher lebte, muß meiner Natur am gemähesten seyn, weil ich mich darinn sehr wohl befand. Ein Fremder, der sie zu einem englischen Tanz aufforderte, zog sie aus dieser drückenden Lage; willig reichte sie ihm die Hand, die sie ihm vielleicht in der folgenden Minute versagt haben würde. Nach Endigung desselben begleitete er sie auf die nächste ledige Bank, die vom Plaze der Baronin weit ent-

fernt war. Ein neuer Tanz begann; der Kammerjunker lud sie dazu ein; sie schlug es ihm unter dem Vorwande der Müdigkeit ab. Er war ein zu heißer Freund des Walzens, um sich nicht nach einer andern Dame umzusehen. Hiedurch riß er Ernestinen aus einer neuen Verlegenheit, weil sie fürchtete, er möchte sich neben sie setzen, und das abgebrochene Gespräch seiner Mutter ergänzen wollen.

Kaum saß sie einige Augenblicke allein auf ihrer Bank, so nahete sich ihr Adelbert, den sie bisher nicht bemerkt hatte; mit jener Schüchternheit, womit jeder edle Mensch, auch wenn er Held ist, der höhern Schönheit huldigt, setzte er sich in einer kleinen Entfernung neben ihr nieder, und als sie seinen ehrerbietigen Gruß mit heiterer, offener Miene erwiderte, rückte er ihr näher. Sie tanzen nicht, Madam, sagte er, und haben doch bewiesen, daß Sie eine Meisterinn in dieser angenehmen Kunst sind. Wäre ich ein Dichter, so würde ich sagen: Man habe Sie mit Terpsichoren verwechselt.

Ernestine. Indem Sie den Dichtertitel ablehnen, mein Herr, beweisen Sie mir, daß Sie einer sind.

Adelbert. So stolz ich auf diesen Titel seyn würde, wenn ich ihn verdiente, so müßte ich dennoch dagegen protestiren, wenn Sie unter einem Dichter

etwas anders, als einen Herold schöner Wahrheiten verständen.

Ernestine. Eine blühende Phantasie hat mit einer edeln Nachsicht das gemein, daß sie die Gegenstände verschönert.

Adelbert. Und die Bescheidenheit verschönert sie, indem sie ihre Reize zu verschleiern sucht.

Ernestine schwieg. Die Verwirrung, darin sie sich befand, war sichtbar, ohne das Gepräge eines reinlichen Gefühls zu tragen. Indem schwirrte der Baron an ihr vorbei; sein selbstgefälliges Kopfnicken, eine drolligste Parodie des Ancheio des Corregio, forderte sie auf, seine Geschicklichkeit zu bewundern.

Adelbert. Der Herr von Seeburg hat das Glück, Ihr Hausgenosse zu seyn, und weiß es zu schätzen. Er erzählte uns diesen Morgen, wie sehr Sie, Madam, ihn durch Ihr Harfenspiel bezaubert haben. Wir beneideten ihn alle, und würden ihn noch mehr beneiden, wenn wir ihm dieses Vergnügen allein überlassen müßten.

Ernestine. (lebhaft.) Ach, mein Herr, meine Harfe ist, wie ich, eine Einsiedlerin. Es ist mir leid, daß ich Sie vor dem Geschmacke des Herrn von Seeburg warnen muß; allein er selbst zwingt mich zu dieser Nothwehre.

Adelbert. Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie in ihrer eigenen Sache nicht Richterinn seyn können.

Ernestine. Und vor einem Richter, wie Sie, würde ich nur mit zitternder Hand meine Saiten berühren. . . . Ich war letzten Sonntag im Concert.

Adelbert. (in einem seelenvollen Tone.) O! das weiß ich, Madam; ich sah Sie, und es gab einen schönen Augenblick, da ich nur Sie sah.

Ernestine verbarg ihr glühendes Gesicht hinter ihren Fächer. Sie wußte sich nicht zu helfen. Zum Glück war der Tanz zu Ende, und der Kammerjunker hüpfte herbei, um sich ihrer Hand für den künftigen zu versichern. Es wird der letzte seyn, Herr Baron, sagte sie in einem trockenen Tone, und hielt Wort. So lange der Ball noch dauerte, wich sie nicht von Christianens Seite. Sie sprach wenig mit ihr; aber desto mehr mit sich selbst. Adalberts letzte Worte klangen ihr immer in den Ohren, und hallten, wie die Töne seiner Flöte in ihrem Herzen wieder. Sie verglich sie mit den Schmeicheleien, die der Kammerjunker ihr auf dem Rückwege vorsagte, und diese Vergleichung fiel nicht zu seinem Vortheil aus. Sie sind ein Hofmann, Herr Baron, war ihre ganze Antwort. Bald hätte ich etwas vergessen, sagte er beim Abschiede: der Rittmeister Adelbert hat einige herrliche Trios für die Harfe, die Flöte und das Violincell; Sie werden mir doch erlauben, ihn dieser Tage zu Ihnen zu bringen, um sie ein bißchen durchzuspielen? Er

nestine war betroffen; sie wußte nicht, was sie sagen sollte. Die Baronin schwieg auch. Wissen Sie was, fuhr er fort, ich will ihm morgen die Stücke abfordern, damit Sie sie zuvor ein wenig durchsehen können. Ernestine machte eine stumme Verneigung, und trat in ihr Zimmer.

Ich bin mit dir zufrieden, meine Freundin, sagte Christiane, als sie sich mit ihr allein befand; du hast meine Erwartung übertroffen. Das war brav, sehr brav; dafür gehört dir ein Kuß. Ey, wo hast du deine Sprache gelassen? Doch nicht beim Flötenspieler? Ihr müßt ein sehr bedeutendes Gespräch mit einander geführt haben, denn ihr sahet beide so feierlich aus. Du magst selbst davon urtheilen, sagte Ernestine, die nun erst völlig zu sich selbst kam, und erzählte ihr die gehabte Unterredung; aber freilich nur im Auszuge, und nicht ganz bis ans Ende. Denn als sie der Unbesonnenheit des Kammerjüngers, wie sie sich ausdrückte, mit lebhaftem Unwillen erwähnte, kam sie durch einen ganz natürlichen Sprung auf seine Mutter, und auf das Compliment, das sie ihr gemacht hatte. Ich fand es sehr sonderbar, setzte sie hinzu; sie scheint sich mit ihrem Sohne verschworen zu haben, meine Ruhe zu stören. Nicht doch, erwiederte Christiane, sie, als eine Dame aus der großen Welt, die, nach ihren schönen Ueberbleibseln zu urtheilen, ehedem Aufsehen darinn ge-

macht haben möchte, kann sich nicht vorstellen, wie es möglich ist, daß eine Person von deinem Alter und von deiner Figur der großen Welt entsage, darinn sie eine so wichtige Rolle spielen könnte. Sie hält es für eine Folge deiner Unerfahrenheit, oder für kleinstädtische Blödigkeit, daß du dich deines Vortheils nicht bedienen willst, und macht sich zur Pflicht, dich eines bessern zu belehren. Freilich wird ihr das nie gelingen, und wenn sie dich näher kennt, wird sie ihren Versuch aufgeben, und dich deiner Verblendung überlassen. Bis dahin aber mußt du ihre Dienstwilligkeit ertragen, und ihr beweisen, daß man weder von Adel, noch vom Hofe zu seyn braucht, um das zu besitzen, was der Hof und der Adel seine Lebensart nennet.

Ernestine. Wie ich sehe, so nimmt das Capitel der Selbstverläugnung in deiner Moral einen großen Raum ein. Was wäre das Leben, wenn man es unter der lästigen Befolgung kleinlicher Pflichten zubringen müßte, von denen unsere Vernunft nichts weiß, und die uns nicht bessern können?

Christiane. Du hast Recht, meine Freundin. Auch bin ich weit entfernt, dein Leben zu dieser peinlichen Buhübung zu verdammen; allein so lange du mit einer Staatsrätthin, und mit einem Kammerjunker unter einem Dache wohnest, wünsche ich, daß du sie mit ihren Vorurtheilen dulden lernst

test, ohne deine eigenen Grundsätze zu verläugnen. Wenn auch diese Toleranz uns, wie du meinst, nicht besser macht, so schützt sie uns doch vor dem Vorwurfe des Stolzes, oder des Eigensinns, der unserm Geschlecht in jedem Munde schaden kann, und erwirkt uns die Hochachtung des Weisen, dem unsere Nachgiebigkeit nicht entgehen wird.

Ernestine. Du siehst aber doch nun selbst, wohin eine erste Gefälligkeit uns führen, oder vielmehr, wie dreist sie gewisse Menschen machen kann. Weil ich mich bewegen ließ, dem Baron einige Stücke auf der Harfe zu spielen, so erlaubt er sich nun aus meiner Stube einen Concertsaal zu machen.

Christiane. Vielleicht um sein genossenes Vergnügen mit einem Manne zu theilen, dem auch du ein Vergnügen verdankst. Wäre es dir etwa lieber, wenn es im ganzen Bude hieße: Die Frau Hofrathin Reinold ist für niemanden zu Hause, spielt für niemanden die Harfe, als für den Herrn von Seeburg? Du nennest ihn unbesonnen, ich auch; aber in einem ganz andern Sinne, als du.

Ernestine. Wie so das?

Christiane. (lächelnd.) Ey nun, mich dünkt, daß er sich sehr irret, wenn er glaubt, daß wir die Flöte nicht lieber, als die Bassgeige hören.

Sie stand in der Thür, um auf ihr Zimmer zu gehen, und verschwand, ohne Ernestinens Ant-

wort zu erwarten; oder vielmehr um ihr die Verlegenheit zu ersparen, eine Antwort zu suchen.

Allerdings hätte der Kammerjunker klüger gehandelt, wenn er sich mehr um Duette, als um Trios umgesehen hätte; allein ein bürgerlicher Rittmeister, mit einem halbblahmen Fuße und einer Narbe auf der Stirne, schien dem Reichsfreien Kammerjunker, der sich vom Scheitel bis zur Ferse für einen Adonis hielt, zu wenig gefährlich, als daß es ihm hätte einfallen sollen, gegen ihn auf seiner Hut zu seyn. Im siegreichen Gefühl seiner Ueberlegenheit stellte er Ernestinen den Rittmeister vor, der ihr seine Musik selber überreichen wollte. Der Besuch war kurz, und dennoch langweilig, weil der Baron das Amt eines Fürsprechers mit so unbarmherziger Redseligkeit verwaltete, daß er seinen Klienten kaum zum Worte kommen ließ. Ernestine saß auf Dornen. Adelbert bemerkte ihre Verlegenheit. Er brach auf; allein sein Blick sagte ihr, wie viel dieses Opfer ihn kostete. Sie versprach ihm die Musik durchzugehen, und der Tag des kleinen Hausconcerts wurde verabredet.

Der Tag erschien; allein Adelbert erschien nicht. Nach langem Warten lief der Kammerjunker, voll Ungeduld in seine Wohnung, um ihn abzuholen. Ein Bedienter sagte ihm, er sey mitten unter dem Gewitter ausgeritten, daß, einige Stunden zuvor,

alles in Schrecken setzte. Der Blitz hatte, wie es hieß, in einem benachbarten Dorfe gezündet; bald aber war keine Flamme mehr zu sehen. Hingegen fiel ein so heftiger Plazregen, daß die ganze Gegend einem See gleich. Desto sonderbarer fand der Baron Adelberts Spazierreise. Mit lautem Gelächter stattete er Ernestinen seinen Bericht ab, und konnte nicht aufhören, über den possierlichen Einfall des Herrn Rittmeisters zu spotten. Er bat Ernestinen, ihn für das gescheiterte Trio durch ein Solo schadlos zu halten. Um seinem lästigen Geschwätze ein Ende zu machen, ergriff sie die Harfe, und spielte eine Sonate; die ihn entzückte, und einen noch feinern Kenner entzückt haben würde. Sie war kaum zu Ende, als Adelbert ins Zimmer trat. Sein stockender Athem und sein flammendes Gesicht verriethen die Ungeduld, womit er herzu geeilt war. Sie müssen, sagte er, überzeugt seyn, Madam, daß bloß ein unerwarteter Vorfall mich abhalten konnte, früher bei Ihnen zu erscheinen. Ernestine schwieg; allein auf ihrer Stirne las er seine Rechtfertigung. Die Musik begann. Ernestine spielte mit hinreißender Anmuth. Der Hauch des Gottes, der Adelberts Flöte zu beseelen schien, wehete in ihre Saiten. Des Barons hyperbolische Suade ergoß sich in Lobeserhebungen. Adelbert sagte nichts; sein Instrument hatte für ihn gesprochen, und Ernes-

stine verstand seine Sprache. Sie saß einige Minuten in sich selbst versenkt auf ihrem Stuhl. Es war gut, daß der Kammerjunker mit Stimmung seines Violincells diese feierliche Scene ausfüllte, denn auch Christiane war verstummt. Der Baron wollte ein zweites Trio hervorlangen. O, nicht doch! sagte Ernestine halb flehend, halb unwillig, lassen Sie es gut seyn für heute. Für heute! Dieses Wörtchen verklärte Adelberts Gesicht, und sein Herz wiederholte es noch, als er um Mitternacht ohne Licht auf seinem Stübchen saß, und seine schwelgende Phantasie ihm die schöne Scene des Abends noch einmal vors Auge zauberte. Auch Ernestine verlor sie nicht aus dem Gesichte; lange unterhielt sie sich mit ihrer Freundin von dem edeln Manne, und seinem unnachahmlichen Spiele. Es war ihr lieb, daß Christiane die Unterredung immer wieder anknüpfte, und als diese sich der Hoffnung freusste, das häusliche Concert wiederholt zu sehen, so wurde ihr nicht widersprochen.

Der folgende Morgen war regnerisch; die Gesellschaft drängte sich in den bedeckten Gängen, und in dem großen Saale des Badehauses zusammen. Allerhand traurige Berichte von dem durch das gestrige Gewitter verursachten Schaden waren der Gegenstand der allgemeinen Unterhaltung. Der Kammerjunker saß bei Ernestinen, und bot, von seiner Mutter unter-

flüßt, alle seine Beredsamkeit auf, um sie zu bewe-
 gen, sich im nächsten Concert hören zu lassen, wäh-
 rend Adelbert bei Christianen in einem Fen-
 ster stand, und mit ihr in ein warmes Gespräch ver-
 tiefte schien, daß ihre Freundin sehr gerne behorcht
 hätte. Indem trat eine junge Bäuerin in den Saal;
 ihr Gesicht war bleich, stiller Gram lag auf ihrer
 Stirne, und überstandene Todesangst in ihrem roth-
 geweinten Auge. Sie hielt in ihrer Hand ein lee-
 res Körbchen, und trat mit schwüchternem Schritte in
 die Versammlung. Als Adelbert sie gewahr
 wurde, brach er sein Gespräch mit Christianen
 ab, und gieng nach der Thüre. Jzt erblickte ihn die
 Bäuerinn: schnell, wie ein Gedanke, flog sie auf ihn
 zu, und stürzte zu seinen Füßen nieder. Er ist es!
 er ist es! rief sie, indem ihre zitternden Arme seine
 Kniee umflammerten. Alle Blicke waren auf sie ge-
 heftet, und in einem Moment umschloß ein wim-
 melnder Sirkel die feierliche Gruppe. Was wollt ihr,
 gute Frau? sagte Adelbert, laßt mich. Ich dich
 lassen, du Engel Gottes! rief die Bäuerinn, nein ich
 lasse dich nicht. Du entflohest mir gestern, indem
 ich den Busen meines Vaters erwärmte; heute sollst
 du mir nicht entfliehen, ohne daß ich dir für seine
 Rettung gedankt, ohne daß ich dich, ach, ich habe
 sonst nichts! mit meinen Thränen gesegnet habe.
 Fasse dich, liebes Weib, flüsterte Adelbert ihr zu,

und die schönste Verwirrung röthete sein Antlitz. Er zwang sie aufzustehen.

Nun wandte sie sich zur Gesellschaft: Ich muß es erzählen, der ganzen Welt erzählen, wie ich es diese Nacht dem dort oben erzählte, was er an mir gethan hat. Der Strahl fiel auf unsere Scheune. Unser Hof liegt einsam dort oben im Walde. Mein Mann war in der Stadt, und mein alter Vater lag krank in seinem Bette. Niemand kam uns zu Hilfe; wer konnte es bei dem entsetzlichen Gewitter? Da löschte der Platzregen die Flamme, noch ehe sie unsere Hütte ergriff; aber ein schreckliches Meer brauste vom Berge herab, und drohete, sie wegzuspülen. Schon drang das Wasser in die Stube. Ich wollte meinem Vater aus seinem Bette helfen, er lag in einer Ohnmacht. Vergebens suchte ich ihn auf meine Arme zu laden, um ihn auf den Boden zu tragen. Ich knieete vor seinem Lager; schon erreichte es das Wasser. Ich strengte meine letzten Kräfte an, um ihn aufrecht zu setzen. Da fieng mein Kind, das bisher ruhig in der Nebenkammer schlief, und das ich im Schrecken vergessen hatte, das arme Würmchen fieng an zu weinen. Ein glühendes Messer fuhr mir durchs Herz. Ich lief hinzu, riß es aus seiner Wiege, und trug es in die Stube. Nun gieng das Wasser mir bis an die Hüften, und meinem Vater bis an die Brust. Er erwachte; allein er war zu

schwach, um sich aufzurichten. Mit meinem Säug-
 ling an der Brust stellte ich mich neben ihn, und
 erwartete den Tod. Rette dich, meine Tochter, sagte
 der sterbende Greis, rette dich und dein Kind. Ich
 war in Verzweiflung. Auf einmal glaubte ich das
 Stampfen eines Pferdes zu hören. Ich hielt mein
 Kind über meinen Kopf, drängte mich an das offene
 Fenster, und schrie um Hilfe. Da erschien mein
 Helfer. Er zog mich aus dem Fenster, und hob
 mich mit meinem Säugling auf sein Pferd. Ach,
 mein Vater, mein armer Vater! rief ich, und wies
 auf sein Lager. Er besann sich nur einen Augenblick.
 Auch ihn wollen wir retten, sagte er dann, und lei-
 tete sein Pferd nach einer kleinen Anhöhe, die außer
 dem Strom lag. Hier setzte er mich nieder, eilte
 nach der Hütte zurück, und . . . Gott allein weiß,
 wie er es machte! mein Vater wußte mir nichts
 anders zu sagen, als daß er ihn mit Riesenkraft aus
 seinem Bette riß, und auf sein Pferd trug. Ich
 lag auf meinen Knien, und betete für beide, als er
 mir ihn übergab. Er warf ihm seinen Mantel um,
 und da der Regenguß ein wenig nachließ, jagte er in
 das nächste Dorf, und kam in einer halben Stunde
 mit einem Karren zurück, der uns zu guten Leuten
 ins Trockene brachte. Noch hatte ich ihm nicht dan-
 ken können. Ist wollte ich es versuchen: ich sank
 zu seinen Füßen; allein er legte mir seine Börse in

die Hand, und sprengte davon. Diesen Morgen fand uns mein guter Mann. Wir kehrten in unsere Hütte zurück. Sie siehet noch; allein unser Vieh ist verloren.

Die ganze Gesellschaft hatte dem jungen Weibe mit stummer Rührung zugehört. Nun drängte sich der General durch den Kreis, und warf sich dem Rittmeister um den Hals. O, du lieber, guter Junge! rief er, indem er ihn fest an seine Brust drückte; du bist dir doch immer ähnlich. Diese Expedition ist noch mehr werth, als eine eroberte Batterie. Adelbert stand da verschämt, wie eine Jungfrau, der die lauschende Mutter das Geheimniß ihrer ersten Liebe entlockt hat. O, lassen Sie mich! lassen Sie mich! mein ehrwürdiger Vater, sagte er zum General; that ich denn mehr, als Sie an meiner Stelle gethan hätten? Er entschlüpfte seinen Armen, und indem der General die ganze Gesellschaft zu einer Beisteuer für das unglückliche Weib auffoderte, verschwand er aus dem Saale. Alle Anwesende warfen ihr einige Geldstücke in das Körbchen. Ernestine trat auf die Seite, wickelte sechs Dukaten in ein Papier, und schob es hastig unter die übrigen Opfer. Die Bäuerinn bemerkte es, und warf ihr einen süßen schwärmerischen Blick zu. Bonnethränen rieselten über Ernestines Wangen. Ihr Auge begegnete dem Auge der Baronin; auch sie weinte, namenlose Regungen zuckten in ihrem Gesichte. Sie faßte Ernestinen an

Arme, und wankte mit ihr auf eine Bank. Ihre Brust war gepreßt; kaum konnte sie Athem schöpfen. Ernestine faßte ihre Hand, und drückte sie an ihr Herz; sie war entzückt, ein Wesen zu finden, das so ganz ihre Gefühle theilte, und überrascht, daß es gerade die Baronin war, in deren Busen sie hinüber strömten.

Indessen stand noch immer ein dichter Kreis um den General her. Ich habe, sagte er, lauter brave Offiziere; aber keiner gleicht diesem jungen Manne. Sie sahen doch die schöne Narbe auf seiner Stirne? Nun, meine Herren, die war auf mich gemünzt: ein feindlicher Husar wollte mir den Kopf spalten; Adelbert fieng den Hieb auf, und stach ihn von der Märe. Im letzten Feldzuge stürmte er mit fünfzig von meinen Dragonern eine Schanze: er nahm sie weg; allein er bekam einen Schuß, der ihn bei einem Haar ein Bein kostete. Das ganze Regiment weinte, als er in sein Zelt getragen wurde, und als er wieder zum erstenmal auf die Wache zog, o, da hätten Sie den Jubel der Soldaten sehen sollen! Ich gab den ehrlichen Burschen sechs Tonnen Bier zum besten, um auf seine Gesundheit zu trinken. Mit seinem Beine willß nun freilich noch nicht recht fort; doch kann er so gut, als ein anderer, den Dienst versehen, und dann hoffe ich noch viel vom Gebrauche des Babes. Es wäre Jammer schade, wenn er quit-

tiren müßte; denn, bei Gott! es steckt ein General in seinem Hemde. Das wissen alle seine Cameraden; nur er weiß es nicht. Als ich ihn unserm Herrn vorstellte, so stand er da, wie wenn ers nicht wäre. Er hieng ihm selber den Orden um, und wollte ihn in den Adelsstand erheben; er schlug es aus. Da that er nun recht wohl daran. Was braucht er einen Adelsbrief? Männer, wie er, geben den Adel, sie empfangen ihn nicht. Bloß um feinetwils len wünschte ich eine Tochter zu haben; sie müßte ihn heirathen, und dadurch meinen alten Adel wieder aufstricken. Ich pflege immer zu sagen, wenn man Mensch ist, so ist man mehr als Baron, und Mensch ist er, wie wenig Baronen es sind. In Feindesland hätten Sie ihn sehen sollen. Wo er war, wurde niemanden ein Haar gekrümmt, keine Stecknadel verrückt, keine Thräne vergossen. Wenn durch fremde Schuld eine floß, so trocknete er sie ab, und ... Hier unterbrach den General eine Stimme: Selig ist der Leib, der dich geboren hat, und die Brüste, die du gesogen hast! Es war die junge Bäuerinn, die in einem Winkel seiner Erzählung zugehört hatte. Dieser Ausruf war ein Plagiat für Ernestine's Herz, das jedes Wort des grauen Helden mit einer Wollust einschlürfte, wozu es keinen Namen fand, oder vielmehr keinen Namen suchte. Die Baronin weckte sie aus ihrer Entzückung. Sie weinte laut,

hobte von ihrem Sitz auf, und riß Ernestinen mit sich fort. Kommen Sie, kommen Sie, mein Kind, sagte sie mit brechender Stimme; ich muß ins Freie. Ernestine ließ sich von ihr fortreißen. Sie eilte zum Saal hinaus in einen nahegelegenen Bogengang, wo sie ihren Sohn antraf, den die Caspuzinade des Generals, wie er sie nannte, gleich Anfangs entführt hatte. Wohin, wohin, meine Damen? sagte er, indem er ihnen entgegen hüpfte. Nach Hause, schluchzte seine Mutter. Der Baron. Ich wette, die junge Betschwester und der alte Haudegen haben Ihnen die Mittagsmahlzeit verdorben. Ein Schauer überlief Ernestinen; sie zog unwillkürlich ihren Arm unter dem des Kammerjüngers weg, und in gleichem Nu warf seine Mutter ihm einen Blick zu, wie noch keiner ihrem Aug entblitzte. Urpöblich stockte der Strom seiner Rede: das hast du nicht gut gemacht, dachte er bei sich selbst, und schlich nun eben so sprachlos, als seine Gefährtinnen, an ihrer Seite nach Hause. Er begleitete die schöne Wittwe bis an ihr Zimmer. Der kalte Ernst, womit sie ihm seinen Abschied zunickte, brachte ihn vollends aus aller Fassung, und erlaubte ihm nicht, ihr zu folgen, wie er es schon einigemal gethan hatte. Er machte ihr eine schiefe Verbeugung, so schiefe, daß er sich selbst einen Tölpel würde gescholten haben, wenn

ihre Stubenthür in diesem Augenblick ein Spiegel gewesen wäre.

Ernestine bedurfte der Einsamkeit. Mit einem tiefen Athemzuge warf sie sich in einen Lehnstuhl. Christiane setzte sich neben sie, und schlang ihren Arm um ihren Nacken. Schweigend sahen beide sich an; jede las in der Seele der andern. Ernestine sank an den Busen der Schwester; er klopfte so laut als der ihrige. Welch eine Szene, sagte endlich Christiane, und Welch ein Mann! Ernestine sagte eben das; aber nicht mit Worten. Ihre Lippen klebten an der Wange der Freundin. Erst nach einer langen Pause fragte sie leise, und ein flammendes Roth ergoß sich über ihr Antlitz: Was hat er mit dir gesprochen?

Christiane. Er hat den gestrigen Abend den schönsten seines Lebens genannt.

Ernestine. Er hat Recht. Ich hätte ihn sehen mögen, wie er die verzweiflungsvolle Mutter mit ihrem Säugling in seine Arme faßte. Doch wir sahen ihn ja; das gute Weib hat uns diese göttliche Szene so lebendig vorgemalt, und der General . . . O, dieser Morgen war noch schöner! selbst für ihn mußte ers seyn, als der edle Greis ihn an sein Herz drückte.

Christiane. Du irrest dich, meine Freundin, oder du willst mich nicht verstehen. Von dir

sprach er, von der Stunde, die er bei dir zubrachte, und von dem Wunsche, daß ihm solcher Stunden noch mehr werden möchten. Wenn du ihn mit einer solchen Stunde für seine gestrige That belohnen könntest, würdest du es nicht thun?

Ernestine. Welch eine Frage. Meinst du, ich könnte ihn besser belohnen, als der Ausruf des jungen Weibes ihn belohnte? Schade, daß er ihn nicht gehört hat. (Nach einer Pause.) Mir kömmt ein Gedanke: Wie wäre es, wenn wir an einem kühlen Morgen nach der Hütte dieser unglücklichen Familie wallfahrteten? Mich dünkt, ich hörte sagen, sie liege nur eine halbe Meile von hier.

Christiane. (sie umarmend.) Vortrefflich, meine Freundin! Morgen, wenn du willst. Der Himmel scheint sich wieder aufzuklären. Wir müssen aber früh gehen; sonst möchten wir leicht einen ungesunden Gefährten bekommen.

Ernestine. Den würde ich mir verbitten. Du hast ja ohnedem gehört, daß dergleichen Szenen nicht nach seinem Geschmacke sind. Ein ganz anderes Herz hat seine Mutter; hast du bemerkt, wie gerührt sie war?

Christiane. Ja wohl habe ich es bemerkt, und sie bedauert.

Ernestine. Bedauert?

Christiane. Es schien mir in ihrer Theilnahme etwas peinliches zu liegen, das mir ein Räthsel ist.

Ueber dieses Räthsel ward noch lange gesprochen; da aber der Rittmeister die Baroninn gar nicht zu kennen schien, so blieb es unaufgelöst, und die Unterredung lenkte sich von selbst wieder auf die Wallfahrt nach dem Meierhose, die auf den folgenden Morgen festgesetzt wurde.

Kaum wand Aurora ihr purpurnes Diadem um den schwarzen Scheitel des Tannenberges, der die Aussicht von Ernestinens Schlafgemach begrenzte, so machte sie sich mit ihrer Freundin auf den Weg. Die Natur schien eben aus einem erfrischenden Schlummer zu erwachen, und die Psalmodieen der Vögel feierten den Pomp dieser Szene. Ein leises Morgenlied der beiden Pilgerinnen begleitete ihren Wechselgesang. Ein Bauer, den sie um den Weg befragten, wies ihnen einen abkürzenden Fußsteig, welcher sie in weniger als einer Stunde, längs eines klaren Giesbachs, der vor zween Tagen ein wüthender Strom war, dem kleinen Meierhose zuführte. Er lag am Abhang eines Berges in einem buschichten Grunde, der noch überall das Bild der Verheerung darbot. Halb entwurzelte Bäume senkten ihre vom Hagel entblätterten Wipfel zur Erde; ausgewählte Felsenstücke, die der

Strom vom Berge herabgestößt hatte, lagen unter den Trümmern des weggerissenen Stalles, und ein leimichter Schlamm überzog den einst grünen Acker, in dessen Schooße die Hütte lag.

Ernestine schlich ans Fenster, um zu sehen; ob die junge Bäuerinn zu Hause sey. Sie erblickte sie knieend vor dem reinlichen Bette eines Greises, dem sie einen Morgensegen vorlas; er saß mit entblößtem Haupt auf seinem Lager, und hielt die Hände über seinem silberweißen Bart gefaltet, der seine ganze Brust bedeckte. An diesem Schmuck erkannte Ernestine einen Mennoniten. Ihre Freundin theilte mit ihr den rührenden Anblick, und erst als das lange feierliche Gebet geendigt war, öffneten sie die Thüre des Gemaches. Die Bäuerinn, die das Gesicht gegen ihren Vater gekehrt hatte, wandte sich erschrocken um, und blieb einen Augenblick unbeweglich stehen. Plötzlich erwachte sie wie aus einem Traume, und eilte mit aufgehobenen Händen und schwärmerisch funkelnden Augen Ernestinen entgegen. Sie ist es, rief sie; ja, sie ist es! Sey mir gegrüßt, du schöne Sulamith, du Gebenedeyte unter den Weibern! Jetzt ergriff sie Ernestinen bei der Hand, und führte sie zum Bette: Sieh, Vater, diese war es, von der ich dir sagte, von ihr kam die reiche Gabe im Papier; aber in ihrem Blicke lag noch mehr,

als im Papier. Sie meinte, ich hätte ihre Hand nicht bemerkt, und wenn ich sie nicht bemerkt hätte, so wäre sie doch dem nicht entgangen, der ins Verborgene sieht . . . und ders ihr vergelten wird öffentlich, sagte der Greis, indem er Ernestinen seine zitternde Hand reichte. Wie gut meint es der liebe Gott mit mir; dieses ist die zweite himmlische Erscheinung, die er mir heute zusendet. Wohl mir, daß ich das Angesicht meiner Wohlthäterinn noch auf Erden schauen, und ihr danken kann, ehe ich hinfahre.

Nun erst konnte Ernestine sprechen: Wir wollen hoffen, ehrwürdiger Vater, daß ihr eure Gesundheit wieder erlangen werdet; habt ihr keinen Arzt? O ja, antwortete der Greis, der uns rettete, wie soll ich, wie kann ich ihn nennen! sandte mir gestern einen. Er sagte, er wolle mir heute stärkende Arzneien bringen; allein die brauche ich nicht. Meine Sanduhr ist ausgelaufen, und Gott selbst hat mich Müden gestärkt zu meiner Heimreise. Diese letzten Worte sagte er mit lächelnder Miene. Seine Tochter wandte ihr Gesicht weg, um ihre Thränen zu verbergen. Der Alte bemerkte es: Wie, Lea, du weinst? Hast du dich doch nur eben mit mir gefreuet. Die beiden Pilgerinnen standen tief erschüttert vor dem Bette. Nun besann sich Lea; sie rückte ein paar hölzerne Stühle

herbei, und bat sie, sich zu setzen. Christiane saß zu den Füßen des Alten, und weidete sich an seinem patriarchalischen Antlitz, in dessen Zügen Friede und Freude glänzten: wie glücklich ist er, dachte sie, und konnte sich nicht enthalten, ihn anzulächeln. Nicht wahr, sprach der Alte, ihr seyd ihre Schwester? Ich lese eure Verwandtschaft in euerm Gesichte. Ihre Freundin, erwiederte Christiane. Meine beste Freundin, sagte Ernestine. Also was meine Sara mir war, versetzte der Kranke, indem er Christianen mit heiterm Wohlgefallen anblickte. Schon hier war sie meine beste Freundin, und wird es auch dort seyn. Diesen Abend werde ich sie wiedersehen; sie selbst hat mirs verkündigt.

Christiane sah seine Tochter an; sie glaubte, er rede irre. Lea errieth ihre Gedanken: vor einer Stunde fuhr er aus einem kurzen Schlummer auf, und erzählte mir, sie sey im Traum ihm erschienen . . . Das ist sie, unterbrach sie der Greis, und sie hat zu mir geredet: Diesen Abend, wenn der Mond meinen Grabhügel bescheinen wird, sollst du mich wiedersehen! so sagte sie und verschwand, und ich erwachte. Aber ich sehe sie noch: Ihr Gewand war weiß, wie der Schnee, und mit glänzenden Blutstriemen geflammt. Ernestine wiederholte dieß leise. Der Greis hörte es: Ja mit Blutstrie-

men, gleich denen, welche die Kleider der Märtyrer schmücken. O, ich muß euch erzählen, woher diese Blutströmen kommen: Eines Abends, es sind heute gerade dreißig Jahre, saß sie, mit meiner Lea an der Brust, auf der Bank vor unserer Hütte. Ach! ich habe sie immer als ein Heiligthum vor Wind und Wetter bewahrt, diese Bank; aber nun hat das Wasser sie mir weggespült. Dort außen stand sie unter jenem Fenster, durch welches vorgestern der Mann Gottes uns rettete. Als nun das liebe Weib so da saß, kam mein Heshund auf sie zugelaufen. Sie wußte nicht, daß er toll war. Er biß sie in das Bein, und sprang an ihr hinauf, und schnappte nach dem Kinde. Vater! Vater! rief sie, indem sie mit dem einen Arm das Kind gegen das Fenster hielt, und den andern dem Hunde darreichte. Ich sprang ans Fenster, und ergriff das Kind. Um Gottes Willen! sagte sie zu mir, komm nicht heraus, er ist toll. Mehr todt, als lebendig, warf ich das Kind auf dieses Bett, nahm mein Feuerrohr von der Wand, taumelte an das Fenster, und schoß nach dem Hunde im Augenblicke, da er sie zu Boden riß. Die Kugel traf sein Herz, und zugleich das Herz meines Weibes. Ihr letzter Blick... Ach, wie kann ich den beschreiben! Er war das erste Halleluja einer Vershärtten. Ernestine und ihre Freundin weinten.

Der Alte schwieg; aber er weinte nicht. Ich habe nichts mehr zu sagen, fuhr er jetzt fort; aber diese schönen Thränen möchte ich mit mir nehmen: es sind Perlen, werth den Hals meiner Sara zu schmücken. O, liebe Kinder, wäre der Herr nicht mein Trost gewesen, so wäre ich vergangen in meinem Elende!

Hier wurde der Greis unterbrochen. Adelbert, vom Arzte begleitet, trat in die Stube. Ernestine und Christiane hatten die Kraft nicht, aufzustehen; ihre Augen schwammen in Thränen, und verbreiteten einen himmlischen Glanz über ihr Gesicht. Adelbert betrachtete sie einen Augenblick mit inniger Bönne; dann sagte er zu Ernestinen: Mich wundert nicht, Sie hier zu finden. Lea trat zu ihm hin, und drückte seine Hand an ihre Brust; dann sagte sie, indem sie auf Ernestinen wies: Der Herr hat seinen Engel vor dir hergesandt. Der Alte lächelte: Wie glücklich bin ich, daß ich auch ihn noch segnen kann vor meinem Ende! Indessen trat der Arzt vor das Bette. Er wollte dem Greise den Puls fühlen; er zog seine Hand zurück: Gebt euch keine Mühe, lieber Herr; diese Nacht werde ich genesen.

Nun kam auch der Schwiegersohn herein, den das Geräusch des Wagens herbeigezogen hatte. Hier ist mein guter Mann, sagte Lea zu den beiden

Freundinnen. Sieh, Jacob, diese ist es, von der ich dir sagte. Jacob konnte nicht sprechen; sein Herz war zu voll. Ernestine reichte ihm die Hand: Ihr müßt ein rechtschaffener Mann seyn, da dieser ehrwürdige Greis euch zu seinem Sohne gewählt hat. Das ist er, sagte der Alte; er macht meine Lea so glücklich, als meine Sara mich machte, und liebt mich, wie meine Lea mich liebt. Uebermorgen wird er ihr helfen meine Gebeine in das Grab meiner Sara legen, wie er ihr jeden Frühling die Blumen begießen half, die ich darauf gepflanzt habe. Die Wasserfluth, die meine liebe Bank fortriß und meine Bäume niederwarf, hat in meinem Gärtchen die Rosenhecke verschont, die das Haupt meiner Sara beschattet. Der Arzt ermahnte den Greis, nicht soviel zu sprechen, und langte ein Arzneiglas mit einem Cordial hervor, wovon er ihm einen Löffel voll reichen wollte. Er schlug es aus: Ich danke euch, lieber Herr; ich brauche nichts. So werdet ihr doch, guter Vater, meine Arznei nicht ausschlagen? sagte Adelbert, indem er ein Fläschchen Tokaier aus seiner Tasche zog; es ist Wein. Nun wohl, erwiederte der Alte mit freundlichem Lächeln, um auf die Gesundheit aller meiner Wohlthäter zu trinken. Lea brachte eine gläserne Trinkschale; Adelbert füllte sie, und gab sie dem Alten. Er neigte sein entblößtes Haupt ehrerbietig gegen die Fremden, und trank.

Ein herrliches Labfal, sagte er; nun aber nichts mehr, bis der Mond aufgehet, und da an, Lea, noch eine Schaafe zum Abschiede.

Der Arzt hatte gleich vermuthet, daß die Einbildungskraft des Greises irgend eine Erschütterung erlitten haben müsse; allein er wußte nicht, an wen er sich wenden sollte, um die Auflösung des Räthsels zu erhalten. Christiane, die neben ihm stand, bemerkte seine Verlegenheit; sie zog ihn auf die Seite, und erzählte ihm den Traum des Kranken. Dieser Traum, erwiederte er, so natürlich er auch ist, kann gar leicht zur wahren Prophezeiung werden. Schon gestern fand ich, daß der gute Alte ein Zehrfieber hat. Der ausgestandene Schrecken und diese Vision sind mehr als hinreichend, die kaum noch glimmende Lampe vollends auszulöschen; wenigstens bin ich hier unnütz, und des Herrn Rittmeisters Cordial ist eben so kräftig, als das meinige.

Indessen hielten Adelbert und Ernestine ein stummes Gespräch, das sie auch ohne Zeugen nie würden laut gehalten haben. Ihre Herzen freueten sich des Augenblicks, und noch mehr des sympathischen Zuges, der sie zusammenführte, und wünschten sich Glück, einander zu gleichen. Ein süßer Seufzer entwichte der Brust des edeln Mannes, und das edle Weib mußte sich zwingen, ihn nicht zu beantworten. Noch eine halbe Stunde, in welcher die

Unterredung allgemeiner, aber nie lebhaft wurde, verweilte die Gesellschaft vor dem Bette des Dulbers. Es gibt Gotteshäuser, die Jahrhunderte stehen, und in denen noch nie so heilige Gefühle aufloderten, als in dieser Krankenstube. Ernestine brach zuerst auf, und als Adelbert erfuhr, daß sie mit ihrer Gefährtinn zu Fuße gekommen sey, bat er sie so dringend, seinen viersitzigen Wagen mit ihm und dem Arzte zu theilen, daß sie ohne Ziererei sein Anerbieten nicht ausschlagen konnte. Im Grunde war sie auch ganz wohl zufrieden, weil die steigende Hitze ihr und ihrer Freundin den Rückweg sehr beschwerlich gemacht hätte. Beide drückten dem Greise die Hand. Auf Wiedersehen, guter Vater, sagte Ernestine mit erstickter Stimme. Ja wohl auf Wiedersehen dort in unserer Heimath, antwortete er, und nun gab er ihr und dem Rittmeister, der neben ihr stand, mit der salbungsvollen Einfalt eines Patriarchen seinen Segen.

Lea folgte ihnen weinend, mit ihrem Kind auf dem Arm, an den Wagen. Ernestine bat sie, ihr am folgenden Tage durch ihren Mann vom Befinden ihres Vaters Nachricht zu geben; hier habe ich meine Wohnung aufgeschrieben, fuhr sie fort, indem sie ihr aus dem Schlage eine gespaltene Besuchs Karte in die Hand drückte, zwischen welche sie schon zu Hause einige Goldstücke gesteckt hatte. Sie wählte

absichtlich den Augenblick, da der Wagen abfahren wollte, und wirklich rollte er pfeilschnell ins Thal hinunter, ehe das gute Weib sich besinnen konnte. Der ehrwürdige Mennonit war die ganze Zeit über der Gegenstand ihres Gespräches. Ernestine erzählte ihren Gefährten seine Geschichte. Alle bewunderten die Seelenruhe und die heitere Standhaftigkeit des Greises, und der Arzt fand es besonders auffallend, daß eine Gemeinde, deren Stifter und erste Anhänger sich durch alle Ausschweifungen der Geselofsigkeit auszeichneten, sich nun eben so sehr durch friedliche Sanftmuth und musterhafte Redlichkeit unterscheidet.

Als der Wagen sich dem Bade näherte, stieg der Arzt aus, weil er aufferhalb dem Städtchen einen Patienten hatte, und die beiden Freundinnen fahren mit dem Rittmeister bis in die Gegend des Brunnens, wo die Gäste bereits in großer Anzahl versammelt waren. Der Baron machte eine etwas stürmische Miene, als er die beiden Frauenzimmer mit Adelberten aussteigen sah; doch hielt er es für klüger, mit Ernestinen über diese Partie sine, wie er sich ausdrückte, nach seiner Art zu scherzen. Das ernste Stillschweigen, womit sie seine Faselien anhörte, benahm ihm den Muth, sie um die eigentliche Absicht ihrer Reise zu befragen; er wandte sich daher an Christianen, und als diese ihm geradezu

die Wahrheit bekannte, so begnügte er sich, über diese abentheuerliche Wallfahrt zu lachen. Doch schlich sich von nun an die Muthmaßung in seine Seele, daß er, seiner hohen Vorzüge ungeachtet, im Rittmeister einen Nebenbuhler haben könne, und er nahm sich vor, ihn und die schöne Wittwe mit schlauer Wachsamkeit zu beobachten.

Am folgenden Morgen kam Ernestine eben vom Brunnen nach Hause, als ihr Mädchen ihr einen Bauer anmeldete, der sie zu sprechen verlangte. Es ist Jacob, riefen die beiden Freundinnen zugleich, und eilten ihm entgegen. Wirklich war er; er kam, ihnen den Tod seines Schwiegervaters anzuzeigen. Er starb, sprach er, in der Stunde, die er vorhergesagt hatte. Als der Mond aufgegangen war, mußte ihm Lea eine Schale Wein reichen; dann hob er die Hände auf, und betete über uns. Auf einmal hielt er inne, und sah lächelnd nach dem Fenster: Seht ihr sie dort? Sie winkt mir. . . Ich komme! . . . Gute Nacht, Kinder! Er legte sich hin, und entschlief. Ernestine und Christiane weinten. Jacob weinte erst dann, als er Ernestinen für ihre neue Wohlthat dankte. Sie behielt ihn bei Tische; nur mit Mühe ließ er sich dazu bewegen. Ueber der Mahlzeit erkundigte sie sich nach seinen häuslichen Umständen: Der Hof gehörte einem benachbarten Edelmann, dessen Eltern ihn der

Familie schon vor vielen Jahren für sechzig Thaler erblich verpachtet hatten. Der Herr von Forstheim ist etwas strenge, sagte Jacob; doch hoffe ich, er werde uns die heurige Pacht erlassen, sonst könnten wir uns nicht erholen, denn wir müssen frisches Vieh kaufen. Ernestine wollte sich den Namen des Edelmannes und seinen Wohnort aufschreiben. Ey er ist, fuhr Jacob fort, seit einigen Tagen hier im Bade mit seiner Tochter. Ich war heute schon bei ihm, und bat, was ich konnte; allein er will mir nur die halbe Gülte nachlassen. Ja, wenn das Fräulein Meister wäre, so würde es besser gehen. Ich hörte es wohl, wie sie leise für uns bat; aber er hieß sie schweigen. Es schickte sich nicht für mich, daß ich mich an sie wandte; das muß Lea thun. Sobald wir den Vater begraben haben, wird sie ohnehin kommen, und die Hand küssen, aus der uns so viel Gutes zusieß. Er hat es ihr befohlen. Der gute Vater! er brauchte es ihr nicht zu befehlen. Geht euch zufrieden, mein Freund, erwiederte Ernestine; ich hoffe, der Herr von Forstheim werde sich wohl noch erweichen lassen. Es wird mich freuen, euer liebes Weib bei mir zu sehen.

Sobald Jacob fort war, nahm sie Christinen beim Arme: Ich habe, mit dem ehrlichen General zu reden, eine Expedition vor, und du mußt meine Adjutantinn seyn. Wo gehts hinaus? fragte

Christiane. Zu einem gnädigen Herrn, von dessen Gnade ich nichts erwarte, erwiederte sie, und Christiane, die nun ihren Vorsatz errieth, folgte ihr mit hüpfendem Herzen. Die Wohnung des Edelmanns war bald erfragt, und er stuzte nicht wenig, als die beiden Damen in sein Zimmer traten. Desto offener und liebreicher war der Empfang des Fräuleins. Sie haben die Güte gehabt, Herr Baron, Ihrem verunglückten Pächter die Hälfte des diesjährigen Zinses zu erlassen; erlauben Sie mir, dieses gute Werk mit Ihnen zu theilen, und die andere Hälfte auf meine Rechnung zu nehmen. Der reichsfreie Jude war etwas verlegen, und schien sich sogar ein bißchen zu schämen; das Fräulein erröthete bis in die Fingerspitzen, und schlug die Augen nieder. Indessen reichte ihm Ernestine die dreißig Thaler hin. Seine Hand machte auf halbem Wege einen Augenblick halt; allein zu nehmen gewohnt, rückte sie mechanisch vorwärts, und empfing die Summe. Sie sind sehr gütig, Madam, stammelte er halb leise. Befehlen Sie eine Quittung? Wenn ich Sie darum bitten dürfte, versetzte Ernestine; Sie würden mich verbinden, wenn Sie dieselbe auf den Namen des jetzigen Erbpächters Jacob ausstellen, und darinn ihrer eigenen Wohlthat erwähnen wollten. Der Edelmann machte eine Verbeugung, und setzte sich an seinen Schreibtisch, indes Ernestine

und *Christiane* mit dem Fräulein ein Gespräch anknüpften. Das arme Kind war auf der Folter; sie fühlte das unwürdige Betragen ihres Vaters in seiner ganzen Stärke, und ihre Blicke schienen für ihn um Vergebung zu flehen. Aus zarter Schonung gegen sie brach *Ernestine* auf, sobald sie den Schein empfangen hatte; aber ihr herzlicher Abschieds-Kuß sagte dem lebenswürdigen Mädchen, daß sie die Tochter nicht mit dem Vater vermengte.

So sehr *Christiane* mit der Handlungsweise ihrer Freundin bekannt war, so hatte dennoch dieser Auftritt ein so neues, eigenes Gefühl in ihr erregt, daß sie beim Eintritt in ihr Zimmer *Ernestinen* um den Hals fiel. Liebe, Einzige! war alles, was sie sagen konnte. Einzige? erwiederte *Ernestine*; laßest du nicht in den Augen des guten Mädchens, daß es eben so gehandelt hätte? Liebe Freundin, ich habe nicht *Jacob's*, sondern meine Schuld bezahlt. Ich habe das vorige Jahr kaum die Hälfte meines Einkommens verzehrt; gleichwohl ließ ich mir nichts abgehen. Was mir übrig blieb, war Ueberfluß, und dieser gehört nicht mir; ich muß ihn denen ausbezahlen, welchen die Vorsehung Wechsel auf mich anweist. O, es ist eine süße Ehre, ihre Verwalterinn zu seyn! Doch, wieder auf das Fräulein zu kommen, hast du ge-

sehen, wie das gute Kind litt? Ja wohl habe ich es gesehen, und noch mehr, als das: ihre Blicke segneten dich, daß du deinem Anbringen eine Wendung gabst, die ihr eine größere Beschämung ersparte.

Ernestine. Wenn ich nicht eine unüberwindliche Abneigung vor neuen Bekanntschaften hätte, so würde ich die ihrige suchen.

Christiane. Diese Abneigung erstreckt sich doch nicht auf alle neue Bekanntschaften?

Ernestine. (erröthend.) Eine sehr muthwillige Anmerkung. Doch ich bin heute nicht zum Disputiren aufgelegt.

Um das Gespräch abzubrechen, ergriff sie ihre Harfe, und spielte, bis es Zeit war, den öffentlichen Spaziergang zu besuchen.

Sie kommen eben recht, rief der Kammerjunker ihr entgegen, als sie sich der Gesellschaft näherten; wir haben auf morgen ein Concert veranstaltet, und ich habe mir die Freiheit genommen, Ihnen eine Rolle darin anzuweisen. Ernestine war betreten, und bemühte sich, ihren Unwillen zu verbergen. Ich habe noch nie in einem Concert gespielt, antwortete sie, und wenn ich das einzige Frauenzimmer bin, dem Sie eine Rolle angewiesen haben, so fürchte ich nicht die Gesellschaft zu beleidigen, wenn ich ein Versprechen ablehne, das ich

nicht geleistet habe. Bravo! Bravissimo! rief der Baron; eine Bedenklichkeit hebt die andere auf. Das Fräulein von Forstheim will nicht allein singen, Sie wollen nicht allein spielen; wir werden also das Vergnügen haben, Sie beide zu hören. Sie wissen ja selbst, Herr Baron, daß ich keine Musik bei mir habe, erwiederte Ernestine, und bis übermorgen . . . Auch dafür ist gesorgt, sprach der Kammerjunker mit triumphirender Miene; wir wollen das Trio spielen, wovon Ihnen neulich der erste Versuch so trefflich gelungen ist. Morgen nach Tische, wenn es Ihnen gefällt, wollen wirs zum Ueberfluß noch einmal bey Ihnen durchgehen; ich habe bereits mit dem Rittmeister gesprochen. Ernestines Gesicht flammte; sie antwortete bloß durch ein leichtes Kopfnicken. Das Fräulein von Forstheim riß sie aus ihrer Verwirrung. Sie nähete sich ihr mit der holdesten Freundlichkeit: Ihr Beispiel, Madam, gibt mir den Muth, die Aufforderung des Herrn von Seeburg anzunehmen. Vielleicht sollte es mich eher abschrecken; doch ich weiß ja, mit welcher Schonung sie sich Ihrer Ueberlegenheit bedienen. Die letzten Worte sprach sie in einem Tone, den nur die beiden Freundinnen verstehen konnten. Auch Sie wollen mich beschämen, versetzte Ernestine, indem sie Augusten, so hieß das Fräulein, zärtlich die Hand

drückte. Dieses würden Sie nicht sagen, erwiederte sie, wenn Sie mich so genau kenneten, als ich Sie kenne. Sie hielt inne, und schien sich einen Moment zu besinnen, oder vielmehr mit ihrer Blödigkeit zu kämpfen. Nicht wahr, Sie erlauben mir, Sie zu besuchen? setzte sie dann leise hinzu. Ein Blick Ernestinen's, in dem eine Thräne glänzte, sagte ihr, daß sie ihre Frage mit keiner von jenen schönen Phrasen beantworten wollte, die schon lange aufgehört haben, die Sprache des Herzens zu seyn.

Indessen hatte der Baron den Dittmeister herbeigeholt. Adelbert's Gesicht war heiter, wie die Freude: er fragte Ernestinen, um welche Stunde es ihr gelegen sey, ihr Stück zu repetieren. Ich denke um vier Uhr, antwortete sie. Merken Sie sich's, um vier Uhr, sagte der Baron lachend, und lassen Sie sich durch keinen Spazierritt verleiten, die Stunde zu verfehlen. Adelbert schwieg; aber Ernestine konnte nicht schweigen. Es gibt Fälle, sagte sie, da man besser thut, seinem Herzen, als seiner Uhr zu folgen. Meinen Sie das, versetzte der Kammerjunker, und lachte noch lauter; Sie können Recht haben. Sein schalkhafter Blick schien den Grund ihrer Seele durchdringen zu wollen. Ernestine (frostig): Sie sind heute sehr aufgeräumt, Herr Baron. Sehr ungezogen! wollen Sie vielleicht sagen, unterbrach sie seine Mutter, die ihre verdrieße

liche Miene bemerkte; kommen Sie, liebe Nachbarin, ich will Sie von diesem Plagegeist erlösen. Sie lehnte sich auf ihren Arm, und zog sie mit sich in eine Nebenallee: Mein Sohn läßt sich bisweilen von seiner muntern Laune zu weit führen; Sie würden ihm aber Unrecht thun, mein Kind, wenn Sie an seinem guten Herzen zweifeln. Das Zeugniß einer Mutter ist zwar verdächtig; allein wenn Sie ihn erst näher kennen, so werden Sie es bestätigen. Ernestine war äusserst betreten; zum erstenmal ahnete sie die Absichten der Mutter und des Sohnes. Sie konnte nicht antworten, und hielt sich den Fächer vor's Gesicht. Die Baroninn legte dieses Stillschweigen zu ihrem Vortheil aus, und wollte sich vor der Hand nicht näher erklären; zumal da der Ort zu einer Anwerbung eben nicht der bequemste war. Sie lenkte das Gespräch auf das Fräulein von Forstheim, und fragte Ernestinen, ob sie es kenne? Ernestine: Erst seit heute, gnädige Frau; ich finde sie sehr liebenswürdig. Die Baroninn: Sie betrogen sich nicht; das gute Kind hat seine Mutter zu früh verloren, die eine weitläufige Verwandte von mir war. So genau sonst ihr Vaster ist, so hat er doch nichts an ihrer Erziehung gespart. Sie besitzt allerhand Talente; nur ist sie zu schüchtern. Das kommt von ihrem beständigen Aufenthalt auf dem Lande her. Doch habe ich sie ver-

mocht, übermorgen im Concert zu singen; sie hat eine sehr hübsche Stimme. Auch Sie, meine Liebe, wollen sich hören lassen? das macht mir große Freude. Ich bin nicht weniger schüchtern, als das Fräulein, erwiederte Ernestine, und habe vermuthlich mehr Ursach, es zu seyn; doch da meine Weigerung die Gesellschaft des Vergnügens beraubt hätte, sie zu hören, so durfte ich nicht darauf bestehen. Es wurde noch mehr von dem Fräulein gesprochen, das mit Christianen den beiden Damen in einiger Entfernung folgte. Beim Umkehren gab Ernestine ihrer Freundin einen Wink; sie verstand ihn, und wandte sich mit ihrer Gefährtin zu ihr und der Baroninn. Ernestine richtete ihr Gespräch vornehmlich an Augusten, welche die ganze übrige Zeit nicht mehr von ihrer Seite wich. Die Baroninn verließ sie, um ihre gewöhnliche Parthie zu machen, und Auguste fühlte sich bei Ernestinen so ganz zu Hause, und diese fand so viel Vergnügen am Umgange des sanften, offenen Mädchens, daß die Gesellschaft sich beinahe schon ganz verloren hatte, als sie sich trennten.

Ein lebenswürdiges Wesen, sagte Ernestine auf dem Heimwege zu Christianen. Das ist es, erwiederte sie; auch mich hat das holde Mädchen durch die edle Wärme eingenommen, womit es mir Glück wünschte, deine Freundin zu seyn. Glauben

Sie, setzte es furchtsam hinzu, daß ihr meine Besuche nicht zuwider seyn werden? Gewiß nicht, antwortete ich; Sie sind heute in einem Augenblick ihre alte Bekannte geworden. Meinen Sie das? sagte sie tief bewegt; o, dann sollte selbst die Veranlassung unserer Bekanntschaft . . . Hier stockte sie; sie wünschte verstanden zu seyn, ohne ausreden zu dürfen. Ehe wir in ihr Zimmer traten, liebes Fräulein, fuhr ich fort, wußte meine Freundin, wer Sie sind: der ehrliche Jacob hatte Sie uns verrathen. Sie erröthete: Jacob? . . . Ach, was konnte der Ihnen sagen, als daß ich Ihrer Freundin gern zuvorgekommen wäre. Ihre edle Seele hatte ja schon genug gethan! O, ich weiß alles; der gute Mann hat es mir mit Thränen erzählt, und es that ihm so wohl, als er auch meine Thränen fließen sah. Gott! als ich den Engel erblickte, hätte ich ihr zu Fuße fallen mögen. Dieses Gespräch führte sie bis nach Hause, und nun erzählte auch Ernestine ihrer Freundin die mit der Baroninn gehabte Unterredung. Du sagst mir nichts neues, erwiederte Christiane, und wenn der Kammerjunker dir weniger gleichgültig wäre, so würdest du auch schon lange seine Absicht errathen haben. Ernestine: Dieser Mensch verderbt mir meine Kur, und zwingt mich, es zu bereuen, daß ich diesen Ort besucht habe. Bloß um seiner Mutter willen dulde ich ihn, und bloß

Um ihretwillen ist es mir lieb, daß ich, wenn meine Muthmaßungen eintreffen sollten, andere als persönliche Gründe anführen kann, um ihn von mir zu entfernen. Gott! ist es möglich, daß Reinold und Seeburg zu einem Geschlechte gehören, und daß dieser, der den Edeln, Unvergeßlichen kannte, den Wahn hegen darf, ihm in meinem Herzen nachzufolgen.

Noch vor der verabredeten Stunde erschien Adelbert bei Ernestinen. Er hoffte, sich einige Augenblicke mit ihr unterhalten zu können; allein der Kammerjunker ließ ihm keine Zeit dazu. Er hatte ihn durchs Fenster erblickt, und kam ihm auf dem Fuße nach. Ernestine hatte sich auf die Repetition vorbereitet, und spielte mit einem Feuer und mit einer Fertigkeit, die ihre beiden Gesellschafter bezauberten. Adelberts stiller Beifall besiegte ihre Schüchternheit, und auf die erste Bitte ihrer Freundin ließ sie sich bewegen, zum Beschluß einige Arien aus der damals neuen Operette, das Elysium, zu spielen, und mit ihrer sanften, seelenvollen Stimme zu begleiten. Nie wurden die reinen Gefühle des edeln Dichters getreuer ausgedrückt; nie die unnachahmliche Melodie seiner Accente selbst vom Componisten näher erreicht, als von der reizenden Sängerin, die der Text und die Musik, und die Gegenwart des Mannes, dem sie mehr als jemanden in

der Welt zu gefallen wünschte, im eigentlichsten Sinne begeisterten. Adelbert stand in stummer Entzückung vor ihr. Selbst der Baron vergaß seine Ausrufungen; er ahnete, was Adelbert mit der ganzen Allmacht der Sympathie fühlte, als plötzlich die Stubenthür aufsprang, und Lea, ohne auf die Anwesenden zu achten, oder vielmehr ohne sie zu sehen, zu Ernestinens Füßen niederstürzte. Sie umfaßte ihre Kniee; sie küßte sie mit zitternder Inbrunst. Ernestine war bestürzt; sie konnte lange nicht sprechen. Was thut ihr, gute Frau? stammelte sie endlich, indem sie sie aufzurichten suchte. Was ich thue? Ach, danken möcht' ich! segnen möcht' ich! und kann es nicht; aber hier, hier! . . . Sie legte die Hand auf ihre Brust: O, selig, selig sind die Barmherzigen! Ich komme von unserm Herrn; ich weiß alles. Jetzt erblickte sie den Rittmeister: Auch er hier? Sie stand auf, und wollte ihm die Hand küssen. Er zog sie zurück: Nicht doch, gute Lea. Warum nicht? Es ist ja nicht die Hand eines Menschen. Jetzt sah sie ihn und Ernestinen wechselseitig an: Ha! die Blume zu Saron, und die Rose im Thal! Diese beiden Seelen, wie soll ich sie nennen? Ihre Namen sind dort oben angeschrieben; aber ich kann sie nicht aussprechen. Mein sterbender Vater hatte wohl Recht zu sagen, daß es Zwillinge sind, die zu gleicher Zeit aus Gottes Schooße hervorglengen.

Der Baron, der bisher mit seinem Fiedelbogen gespielt hatte, zwang sich nun zu lächeln; Adelbert bemerkte es, und selbst Ernestinens Wangen glüheten kaum so hoch, als die seinigen. Um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, sagte er zur Bäuerinn: Was macht der gute Jacob? Dank, lieber Herr; er ist wohl, versetzte sie, und bald wird er auch froh seyn, so froh, wie ich. Als er mich fortschickte, sagte er seufzend zu mir: Gott gebe, daß du mehr ausrichtest, als ich, und als ich zum Gutsherrn kam, zitterte ich an allen Gliedern. Da lief das gnädige Fräulein mir entgegen, und sagte zu mir: Nicht wahr, Lea, ihr kommt wegen der Pacht? Ich konnte ihr nicht antworten. Seyd ruhig, sagte sie, alles ist in Richtigkeit; die großmüthige Fremde, die schon einmal eure Thränen abtrocknete, hat euern Rückstand bezahlt.

Adelberts und Ernestinens Blicke begegneten sich; sie fielen ins innerste Heiligthum ihrer Seelen. Eine laß in der andern den Ausbruch des sterbenden Patriarchen. Nun erst erkannten sie sich ganz; ihre Herzen wallten sich entgegen: Eine unsichtbare Hand wischte den schüchternen Zwang von ihrem Angesicht, und aus ihren Augen blühte der Bewillkommungsgruß verschwisster Wesen. Sie standen allein auf einem isolirten Punkte des Weltalls; um sie her herrschte eine tiefe, heilige Stille; selbst Seeburg wagte es nicht, sie zu unter-

brechen; Ernestinen's Aublick, die in einem Ehrfurcht gebietenden Glanze vor ihm schwebte, band ihm einige Minuten die Zunge. Seine erwachende Eifersucht gab ihm die Sprache wieder. Wir dürfen die Frau Hofrathinn nicht länger aufhalten, sagte er zum Rittmeister, indem er Ernestinen eine tiefe Verbeugung machte, und Adelbert, der sich nicht verbarg, daß die Delikatesse dieses Opfer von ihm foderte, ließ, wie ein folgsamer Knabe, den sein Zuchtmeister aus einem süßen Mittagstraum in die Schule ruft, sich von ihm fortführen. Ernestine wußte ihm Dank für diese Folgsamkeit, die ihr Herz nicht mißdeutete. Sein Abschied von ihr und Christianen war stumm; nur Lea erhielt ein freundliches Lebewohl, und einen Gruß an ihren Mann. Dieser Gruß erinnerte sie an die Unruhe, in der sie ihn verlassen hatte. Ich muß gehen, sagte sie zu Ernestinen; ich muß ihm unser neues Glück ankündigen. Wie wohl wird er diese Nacht schlafen! Ernestine gab ihr die Quittung des Gutsherrn; mit heißen Thränen befeuchtet, steckte Lea sie in ihren Busen. Unter der Stubenthür wandte sie sich noch einmal um, und hob ihre Hände gen Himmel. Lieber Gott, rief sie, wie wird mir seyn, wenn ich ihr Angesicht nicht mehr schauen kann!

Tief athmend warf sich Ernestine in ihren Lehnstuhl; sie fühlte jene süße Erschöpfung, die ein

schönes, aber mühsam vollendetes Tagwerk krönelt. Christiane beobachtete sie, ohne ihr Herz im Nachgenusse der Gefühle zu stören, die es wechselsweise durchströmt hatten. Endlich kam ihre Seele zurück aus dem reizenden Labyrinth ihrer Phantasieen; sie sah Christianen neben sich sitzend, die sie mit zärtlicher Aufmerksamkeit betrachtete.

Ernestine. Wie, du hier? Warum denn so stille?

Christiane. Ich behorchte deine Gedanken.

Ernestine. (erröthend.) Meine Gedanken?

Christiane. (lächelnd.) Nicht wahr, deine Gefühle sollte ich sagen? Du hast Recht; jeder Gedanke an ihn geht in ein Gefühl über.

Ernestine. (an Christianens Rußen gelehnt.) Mit ihm? Du weißt also, daß er für mich keinen Namen mehr hat? Nun ja, meine Freundin, meine Schwester, ich will, ich darf dir meine Gefühle nicht verhehlen; aber nicht bloß zur Vertrauten, zur Wächterinn meines Herzens will ich dich machen.

Christiane. Zur Wächterinn? O, da werde ich wenig zu thun haben; den Eingang in dein Herz kann ich ihm nicht mehr verwehren, und du wirst doch nicht verlangen, daß ich ihn heraus treibe?

Ernestine. Ich fürchte, du hast Recht.

Christiane. Du fürchtest? Warum das, meine Freundin? Du darfst weder fürchten, noch erröthen.

Verdient erß etwa nicht, daß du ihn allen dir bekann-
ten Männern vorziehest? Kennst du einen edlern?

Ernestine. Diese Frage habe ich meinem Her-
zen schon oft vorgelegt.

Christiane. Und es hat sie verneinet; nicht
wahr? O, liebe Freundin! ich lese schon lange in
deiner Seele, und du, du mußt in der seinigen ge-
lesen haben; es kann dir so wenig, als mir, entgan-
gen seyn, daß er dich in der Stille anbetet. Vergieb
mir diesen Ausdruck; Adelbert beweist mir, daß
der erste, der ihn brauchte, kein Lügner war.

Ernestine antwortete ihr blos mit einem Blicke,
der ihr aber alles sagte, was ihr Mund ihr ver-
schwieg. Sie sank in ein tiefes Nachdenken zurück;
sanfte Freude und sanfte Wehmuth wechselten in ih-
ren seelenvollen Zügen. Christiane sah, daß sie
sich mit dem Schatten ihres Meinolds unterhielt,
und hatte zuviel Ehrfurcht für die feierliche Unterre-
dung, als daß sie sich hätte erlauben können, sie
zu unterbrechen. Bisweilen rieselte eine Thräne über
ihre Wange; bisweilen zückte ein himmlisches Lächeln
auf ihren Lippen. Die kleine Lili unterbrach die
heilige Scene; sie kam herbeigehüpft, um ihre beiden
Mütter zur Abendmahlzeit zu rufen. Ernestine
zwang sich, die Liebfosungen des reizenden Kindes
zu erwiedern; aber selbst Lili bemerkte, daß etwas
Ausserordentliches in ihr vorgieng. Sie fragte sie

mehrmals, ob sie krank sey; nicht krank, aber müde, antwortete sie, und küßte die kleine Schwägerinn. Bei Tische gab sie sich alle Mühe, ihre Zerstreung zu verbergen; allein es wollte ihr nicht gelingen. Zum erstenmal war ihre Mahlzeit kurz und langweilig. Christiane hielt es für besser, sie ihren Betrachtungen zu überlassen; du bedarfst der Ruhe, sagte sie, indem sie aufstand. Jene errieth ihre Absicht, und hielt sie lange fest in ihre Arme geschlossen, ehe sie sich von ihr trennte.

Des folgenden Morgens bat Auguste beim Brannen Ernestinen um die Erlaubnis, sie nach Hause zu begleiten. Schon gestern, sagte das holde Mädchen, hätte ich Sie gerne besucht; allein die Concert-Probé hat mich abgehalten. Sie hieng sich ihr traulich an den Arm, und folgte ihr in ihre Wohnung. Sie setzte sich neben ihr auf ein Canapee, und schwieg einige Momente, als wollte sie ihre Kräfte sammeln. Ich habe, liebe Frau Hofrathinn, sagte sie dann schüchtern, einen Auftrag von meinem Papa an Sie: Ihr Besuch hat ihn so sehr überrascht, Ihre Großmuth hat ihm ein so angenehmes Erstaunen verursacht, daß er . . . Sie stockte . . . daß er . . . den Muth nicht hatte, Ihnen Ihre Bitte zu versagen; nun läßt er Sie durch mich ersuchen, ihm zu erlauben, die Pacht des guten Jacobs ganz auf seine Rechnung zu nehmen. Mit zitternder Hand

langte sie ein Papier aus der Tasche, in welches die dreißig Thaler eingewickelt waren. Jetzt erblickte sie Christianen, die gegen ihr über stand, und sie mit forschendem, liebevollem Auge ansah. An ihr Blut stieg ihr ins Gesicht: sie schlug die Augen nieder, und wollte das Geld Ernesteinen in die Hand legen. Sie zog sie zurück: Nicht doch, liebes Fräulein, Ihr Herr Vater soll mir das Vergnügen nicht verderben, die kleine Wohlthat mit ihm getheilt zu haben. Ueber dieses wird er mich nicht zur Lügnerin machen wollen: ich habe seine Quittung bereits der Pächterin zugestellt. Mit Thränen in den Augen drang Auguste noch einmal in sie. Ernestine schloß ihr den Mund mit einem Kusse: Lassen Sie uns, liebes Kind, unsere nähere Bekanntschaft nicht mit einem Zank anfangen. Ihr Herr Vater hat mehr Gelegenheit als ich, diesen guten Leuten wohlzuthun. Auguste schwieg einige Momente. Dann sagte sie noch einmal, aber ganz leise: Ach, liebe, liebe Madame, ich bitte . . . Ernestine drückte ihre ausgestreckte Hand an ihre Brust, und sagte: Ersparen Sie mir, bestes Kind, die Mühe, selber mit Ihrem Herrn Vater zu sprechen. Sie erblaßte, und schob langsam ihr Papier in die Tasche. Um ihrer Verlegenheit ein Ende zu machen, sprach Ernestine vom Concert, und auch ihre Freundin mischte sich in die Unterredung. Bald aber verfiel

man auf ernstere Gegenstände, Ueberall ließ Auguste einen reinen Verstand und ein noch reineres Herz blicken. Sie bat Ernestinen so dringend um ihre Freundschaft, sie zeigte ihr eine so kunstlose, zärtliche Liebe, und ersuchte Christianen so herzlich, ihre Fürsprecherinn bei ihrer Freundin zu seyn, daß beide sie innigst gerührt umarmten, und ihr mit Freuden die Erlaubniß ertheilten, sie, so oft sie wollte, zu besuchen.

Ein liebenswürdiges Geschöpf, sagte Christiane, als sie weg war, das zur Betrügerinn verdorben ist. Wie so das? erwiederte Ernestine. Cy, fuhr jene fort, hast du nicht bemerkt, wie ihr Angesicht glühete, als sie dir das Geld zurückgeben wollte, und wie sie erschrak, als du ihr sagtest, sie möchte dich der Mühe überheben, selbst mit ihrem Vater zu sprechen? O, ganz gewiß weiß er nichts von diesem Schritte; das gute Mädchen hat seine Ehre bei uns retten wollen. Ich glaube, du hast Recht, erwiederte Ernestine. Wie sehr verdient das edle Kind unser Mitleid und unsere Liebe! Christiane hatte wirklich Recht. Das arme Mädchen konnte den Gedanken nicht ertragen, daß Ernestine von ihrem Vater einen nachtheiligen Begriff gefaßt haben müsse; sie nahm die dreißig Thaler, die sie sich zu einem neuen Kleide gespart hatte, und freute sich, sie einer edlern Bes

stimmung widmen zu können, schlug fehl; allein für das geheime Protokoll der Tugend gieng ihre That nicht verloren.

Die Stunde des Concerts erschien. So glänzend und zahlreich war die Gesellschaft noch nie; es war, als ob jedermann Ernestinens Triumph feiern wollte. Sie allein schien nicht zu wissen, daß sie die Heldinn des Tages war. Edel und geschmackvoll, aber eben so einfach, wie gestern und ehegestern, war ihr Anzug; nur blühte an ihrem Finger ein großer Diamant, das erste Geschenk ihres Reinalds. Die Baroninn konnte sich nicht enthalten, diese allzu große Bescheidenheit zu rügen. Ich hoffe, Sie scherzen, gnädige Frau, erwiederte Ernestine; denn wenn es Ihr Ernst wäre, so würde das, was Sie zu viel Bescheidenheit nennen, seinem wahren Sinne nach zu wenig Bescheidenheit seyn.

Als das Trio gespielt werden sollte, führte der Baron sie an das Orchester. Die siegreiche Miene, womit er ihr die Hand reichte, vermehrte ihre schüchternen Verwirrung, welche der Gruß des Mittmeisters, den sie nun erst wahrnahm, eben nicht fähig war, zu zerstreuen. Erröthend und mit geienktem Blick ergriff sie ihre Harfe. Sie beschäftigte sich einige Momente mit Stimmen; Adalbert gab ihr den Ton an, und die Zaubersprache seiner Flöte weckte ihren Muth. Das Stück begann. Ernestine ver-

gaß den zahllosen Zirkel, der sie umgab. Mit jeder Periode stieg ihre Begeisterung. Alles schwieg; alles war entzückt. Jedes Auge hing an dem sanftverklärten Gesichte der Spielerinn; jedes Ohr an den Silbertönen, die zwischen ihren Rosensingern hervorsprudelten. Ihr letzter Accord war die Lösung zu einem schmetternden Händeklatschen, das, mehrmals wiederholt, sie bis auf ihren Stuhl zurückbesleitete.

Ernestinens Verwirrung war größer, als im Augenblicke, da sie ihre Harfe in den Arm nahm; um nicht nöthig zu haben, sich umzusehen, ergriff sie die kleine Lili, die von ihrer Mutter Seite auf sie zusprang, und machte sich allerhand mit ihr zu schaffen. Dann kam die Reihe an das Fräulein: auch sie ärndete den Beifall, den ihre liebliche Stimme und ihr reiner, ausdrucksvoller Gesang verdienten. Sie hatte sich gleich anfangs ihren Sitz neben Ernestinen gewählt; jetzt nahm sie ihn wieder ein, und rankte liebevoll den Arm um den ihrigen. Das Orchester machte einen kleinen Stillstand. Man schwatzte, und die Mannspersonen giengen hin und her. Der alte General nähete sich den zwei jungen Damen mit freudestrahlender Miene: So ist es denn doch wahr, was man mir in der Schule sagte, daß die Musen Schwestern sind. Mutter, wer ist der Herr mit dem schönen Bande? fragte Lili, die

noch immer vor Ernestinen stand, und mit ihrem Fächer spielte. Das will ich dir zu Hause sagen. Ist dieser kleine Engel ihr Kind, Madame? sagte er, indem er des Mädchens Wange streichelte. Ja, und nein, antwortete Ernestine; es gehört meiner Freundin und mir gemeinschaftlich zu. Wohl dir, holdes Geschöpf! erwiederte der Greis, tief bewegt; wenn du die Kunst, glücklich zu machen, nicht lernest, so geht sie mit deiner Pflegemutter verloren. Sie sehen, vortreffliche Frau, daß ich Sie kenne, und hoffentlich errathen Sie, woher. Die Ankunft des Barons unterbrach ihn. Der General verließ sie, und so freundlich auch sein Abschiedsgruß war, so konnte man doch seinen Unwillen über diese Störung auf seiner Stirne lesen.

Des Kammerjunkers Komplimente waren in seinen gewöhnlichen Ton gestimmt, der aber zugleich die hohe Selbstzufriedenheit verrieth, womit er einen Theil des Triumphs dieses Tages auf seine Rechnung schrieb. Ernestine war bei dem erhaltenen Beifall nicht unempfindlich; wie hätte sie es seyn können, da sie den Antheil wußte, den Adelbert daran nahm? Sie glaubte also dem Kammerjunker einige verbindliche Worte sagen zu müssen, die ihn noch in seinem eiteln Wahne bestärkten. Auf dem Rückwege ergoß auch die Baroninn sich in Lobeserhebungen; allein sie waren in einen Ausdruck müt-

terlicher Zärtlichkeit gekleidet, der Ernestinen rührte, aber auch ihre Verlegenheit vermehrte, weil der Grund dieser ausgezeichneten Begegnung ihr kein Räthsel mehr war.

Sie besprach sich darüber mit ihrer Freundin, als sie bei Tische jede Scene die es geräuchvollen Abends zurückriesen, und bei dem kurzen Auftritt des Generals am längsten und liebsten verweilten. Nun, sagte sie, habe ich alles gethan, was die Baroninn und selbst ihr Sohn von meiner Gefälligkeit erwarten durften, und hoffe, hinfort berechtigt zu seyn, meine Vergnügungen selber zu wählen. Ich achte die Baroninn höher, als ich es anfangs für möglich hielt, und du weißt, warum; ihr Sohn aber fällt mir täglich mehr zur Last, und ich wünsche mehr, als ich fürchte, eine Gelegenheit zu finden, ihn zu bitten, seine Aufwartungen einzustellen, die, wie mich dünkt, anfangen Aufmerksamkeit zu erregen. Christiane lächelte: Auf diese Gelegenheit wird er dich wohl nicht lange warten lassen. Wenn ich mich nicht sehr betrüge, so fängt er an gegen den Rittmeister Mißtrauen zu schöpfen; wenigstens kann ich mir nur dadurch die unruhige Miene erklären, womit er herbeisprang, als er dich in einem Gespräche mit dem General begriffen sah. Allemal wollte ich wetten, daß er es bereuet, dir den Flötenspieler zugeführt zu haben, und wir wissen am besten,

Daß er eben nicht Unrecht hatte, diesen Gedanken zu verwünschen.

Während dieser Unterredung hielt der Baron mit seiner Mutter eine geheime Konferenz, welche Christianens Prophezeiung rechtfertigte. Bis her, sagte er, haben wir uns begnügt, unsere Wittve zu beobachten, und die Zugänge ihres Herzens auszuspähen. Diese Unthätigkeit hat schon zu lange gedauert, und vielleicht haben wir den günstigen Augenblick bereits verjäumt. Wie dem auch sey, so sehen Sie nun zur Genüge, daß ich Ihnen nicht zu viel von dem Weibchen sagte, und daß das Publikum mich nicht tadeln wird, wenn ich einer Person, die so viele seltene Eigenschaften mit einem Vermögen von 60,000 Thalern vereinigt, meine Hand gebe. Noch einmal, es ist hohe Zeit, das Eisen zu schmieden; ein längeres Zögern könnte gefährlich werden. Ich habe wahrgenommen, daß die Dame anfängt, Geschmack am Mittmeister zu finden. Sie hat einigen Hang zur Schwärmerei, und die Großthaten dieses Don. Quixote haben eine Zeit her ihrem Enthusiasmus volle Nahrung verschafft: wenn ich ihr meine Absichten länger verhehle, so kann eine falsche Bewunderung oder ein großmüthiges Mitleiden dem Invaliden eine Eroberung erleichtern, die er freilich mit den Waffen der Liebe nie machen würde. Ein solches Abenteuer wäre nicht das erste dieser Art, und wenn volk-

lends, wie ich vermuthe, der alte Degentkopf sein Fürsprecher werden sollte, so könnte die liebenswürdige Schwärmerinn, die neulich so herzlich bei seiner albernem Lobrede weinte, leicht in die Falle gelockt werden.

Ich habe dich nicht unterbrochen, erwiederte die gnädige Mama, weil ich es umsonst versucht hätte; zudem finde ich es überflüssig, den Plan, den ich bisher befolgte, zu vertheidigen, und den Grund oder Ungrund deiner Muthmaßungen zu untersuchen. Genug, daß ich schon im Concert den Vorsatz gefaßt habe, nicht später, als morgen, die Hofrathinn, deren Geist und Herz mich eben so sehr, als ihre äußern Vorzüge für sie einnehmen, um eine Unterredung zu bitten. Mit Ihrer Erlaubniß! fiel der Baron ihr hastig in's Wort, ich bin, dünkte ich, alt genug, um mein eigener Sachwalter zu seyn. Ich will die Unterhandlung eröffnen, und wenn der Hauptpunkt im Meinen ist, so werde ich Ihnen mit Vergnügen den Ueberrest, besonders den ökonomischen Artikel, überlassen. Die Baroninn mochte einwenden, was sie wollte, er beharrte auf seinem Vorsatze. Thue was du willst, sagte sie endlich voll Unwillens über seinen unbiegsamen Eigendünkel; es soll mir lieb seyn, wenn du nicht Ursache findest, deinen Starrsinn zu bereuen und den Beistand einer Mutter zu einer Zeit zu suchen, da er dir vielleicht von keinem Nutzen mehr seyn kann. Ich habe dich

den Weg zum Herzen der Wittve gebahnt. Noch konnte ich nicht darinn lesen; nur fand ich sie kalt gegen alles, was sonst die Eitelkeit einer Bürgerinn reizt. Grimasse! rief er hastig; bloße Grimasse! Ich kenne das weibliche Herz besser. Geseht aber auch, es wäre Philosophie, so wird sie ihr entsagen, so bald sie Ihrer nicht mehr bedarf, um das entbehren zu lernen, was ich ihr anbieten werde. Lassen Sie mich nur machen; ehe vier und zwanzig Stunden vergehen, werden Sie etwas Neues hören.

Am folgenden Morgen war es, als ob Ernestine in eine Gesellschaft von lauter alten Bekannten träte; jedermann, auch die fremdesten Gesichter, grüßten sie mit einer traulichen wohlwollenden Miene; und die frühern Gäste, welche glänzendere Ankömmlinge zurückgedrängt hatten, näherten sich ihr wieder, und fragten, wie sie geruhet habe. Selbst der Herr von Forstheim kam herbeigeschlichen, und dankte ihr für die Güte, die sie seiner Tochter erzeugte. Nur Adelbert und sein alter Freund ließen sich nicht blicken. Ernestine vermist sie um so mehr, da sie hoffen konnte, daß ihre Erscheinung dem geschäftigen Eifer des Barons eine Diversion machen würde. Wirklich war er emsiger und zuthätiger als nie; er folgte ihr, wie ihr Schatten, und sie mußte sich alle Gewalt anthun, um ihm ihren Mißmuth zu verbergen. Als er sie endlich verlassen mußte, bat er

Ne in Gegenwart seiner Mutter um die Erlaubniß, ihr nach Tische aufwarten zu dürfen. Mit Vergnügen, antwortete Ernestine, und es war Ernst. Nur nahm er das Wort in einem andern Sinne, als sie es aussprach; sie freute sich der Gelegenheit, seinen Zudringlichkeiten ein Ende zu machen, und er glaubte sich bereits am Ziele seiner Hoffnung. Haben Sie's gehört? sagte er zu seiner Mutter: mit Vergnügen wird sie mich empfangen! Die Baroninn, die ihn mit grenzenloser Schwachheit liebte, vergaß nun ihre Zweifel, und theilte einen Wahn, der ihren Wünschen schmeichelte. Sie hatte Ernestinen wirklich lieb gewonnen, und der Plan ihres Sohnes, den sie anfänglich bloß aus Nachgiebigkeit begünstigte, war für sie zur Angelegenheit des Herzens geworden.

Mit banger Ungedult erwartete Ernestine die entscheidende Stunde. Ihr Entschluß blieb fest; aber ihr Muth fieng an zu wanken. Um seiner Mutter willen that es ihr weh, dem Baron etwas Unangenehmes sagen zu müssen; selbst die oft lästigen Gefälligkeiten, die er erzeugte, erschienen ihr nun in einem andern Licht, und vermehrten ihre Verlegenheit. Sie gestand ihrer Freundin ihre Unruhe, und bat sie, der Unterredung beizuwohnen. Allein Christiane gab ihr zu bedenken, daß ihre Gegenwart vielleicht der Entwicklung des Knotens im Wege

stehen würde; doch bewilligte sie ihr die Bitte, das Nebenzimmer nicht zu verlassen, um nöthigen Falls durch ihre Erscheinung die Scene abkürzen zu können.

Der Baron ließ nicht lange auf sich warten. Ernestine empfing ihn mit jener holden Würde, die das Gepräge einer reinen Seele ist, und die selbst die beste Schauspielerinn nur unvollkommen nachahmen kann. Seeburg war ein wenig betreten; er hatte sie sich unter einer mittheilenden Gestalt vorgestellt. Doch der Gedanke, daß dieser Anstand eine angenommene Maske seyn könne gab ihm gar bald seine hofmännische Keckheit wieder. Nach einigen gleichgültigen Phrasen rückte er mit seinem Stuhle näher, und sagte in einem vertrauten Tone: Es ist mir unendlich lieb, meine schöne Nachbarinn, daß ich Sie allein antreffe. Ich habe Ihnen ein Geheimniß zu entdecken, das ich schon lange mit mir herumtrage, und das eigentlich kein Geheimniß mehr für Sie seyn sollte. Ernestine erröthete und schwieg. Schon vor mehr als einem Jahre haben ihre glänzenden Vorzüge auf mein Herz den Eindruck gemacht, den sie auf jedes Herz machen müssen. Nur Ihre klösterliche Eingezogenheit konnte mich damals hindern, mich Ihnen zu nähern, und Ihnen meine Gesinnungen zu eröffnen. Ein günstigeres Gestirngewährte mir hier, was die Stadt mir versagte: ich hatte das Glück, Sie täglich zu sehen, und jedes

Tag vermehrte meine Bewunderung und meine Liebe. Sie kennen meinen Stand und wissen, zu was für Hoffnungen er mich berechtigt. Ich besitze ein schönes Rittergut, das mir jährlich dreitausend Thaler einträgt, und noch großer Verbesserungen fähig ist. Das alles, meine schöne Freundin, lege ich zu ihren Füßen, und biete Ihnen mit meinem Herzen meine Hand an. Daß meine Mutter mit meinen Wünschen übereinstimme, wird sie Ihnen selbst sagen, oder vielmehr, sie braucht es Ihnen nicht zu sagen, da die Zärtlichkeit, die Sie ihr eingeflößt haben, Ihnen nicht verborgen bleiben konnte. Ihr Antrag, Herr Baron, schmeichelt mir, erwiederte Ernestine mit ihrer ganzen Freundlichkeit, und ich würde mir vielleicht Bedenkzeit ausbitten, um ihn zu beantworten, wenn nicht häufige Erfahrungen meinen Fall bereits entschieden, und mir die warnende Lehre hinterlassen hätten, daß ungleiche Heirathen selten glücklich sind.

Der Baron. Cy, Madam, Schönheit und Tugend füllen alle Zwischenräume aus, wodurch das Vorurtheil die Stände getrennt hat; denn daß ich diesen Unterschied für ein Vorurtheil halte, brauche ich Ihnen wohl nicht zu versichern

Ernestine. Ihr Antrag beweiset es mir; allein, Herr Baron, Ihre Philosophie ist noch weder am Hofe, noch in den adelichen Parteln heimisch gewor-

den, und es wird Ihnen und mir unendlich leichter seyn, dem Vorurtheil nachzugeben, als es zu besiegen.

Der Baron. An Ihrer Seite, schöne Ernestine, wird mich dieser Sieg wenig kosten. Bei Ihrem Anblick wird das Vorurtheil verstummen, und, gleich mir, Ihren Verdiensten huldigen.

Ernestine. Sie betrügen sich, mein Herr; denn ich bin nicht so ungerecht zu glauben, daß Sie mich betrügen wollen. Die ganze Ritterzunft wird Ihnen den Rücken zukehren, und das eitle Weib, das Ihre Hand annahm, oder, wie man vielleicht sagen wird, an sich riß, mit Hohn und Verachtung brandmarken. Sie werden Zeuge dieser Demüthigungen seyn, und sie nicht verhindern können.

Der Baron. Ey, das möchte ich doch sehen!

Ernestine. Unterbrechen Sie mich nicht. Ihnen selbst wird es nicht besser ergehen. Der Fürst wird Sie den Gesetzen der Etikette, oder dem Geschrei der Höflinge ansopfern, und früh oder spät wird die Binde von Ihren Augen fallen. Dann werden Sie Ihre unüberlegte Heirath bereuen, und in Ihrer Gattinn die Urheberinn Ihres Unglücks erblicken, und vielleicht verwünschen.

Der Baron. (nach einer kurzen Pause) Ein schwarzes Gemählde; allein zum Glück ist es bloß ein Traum Ihrer geschreckten Phantasie. Doch gesetzt auch, ich müßte mich vom Hofe entfernen, und auf

eine Zeitlang die Sirkel meiner Standesgenossen meiden, so habe ich ja einen reizenden Landsitz, der uns in seinen Schooß aufnehmen wird. Dort werden wir in philosophischer Ruhe nur für uns und für die Liebe leben, die uns für das Flittergold des Hofes, und für die Gesellschaft verachtungswürdiger Menschen überschwenglich entschädigen wird.

Ernestine. (ernsthaft.) Und Sie können glauben, Herr Baron, daß ein Weib, dem Sie, ich will nicht sagen Philosophie, sondern bloß einen schlichten Verstand und einzigen Seeßnadel zutrauen, daß ein solches Weib, wenn es Sie wirklich liebt, Sie allen diesen Kränkungen aussetzen, alle diese Opfer von Ihnen annehmen würde? Und wenn es in einem Augenblicke der Verblendung Ihnen seine Hand reichte, können Sie glauben, daß es in dem schrecklichen Erel, wozu Sie sich um seinerwillen verdammen müßten, einen einzigen Tag der Ruhe genießen, ein einziges Jahr Ihre und seine Martern überleben könnte?

Der Baron. (zu ihren Füßen.) Göttliches Weib! Dieser Blick in Ihr Herz zeigt mir den offenen Himmel. (Er küßt ihr feurig die Hand)

Ernestine. Was thun Sie, mein Herr? Sie haben mich mißverstanden.

Der Baron. Mißverstanden? O, lassen Sie mir die Freude, mein Glück zu ahnen!

Ernestine. (erschrocken.) Stehen Sie auf, diese Stellung ist Ihrer unwürdig.

Der Baron. Unwürdig? Mein ganzes Leben werde ich zu Ihren Füßen zubringen.

Ernestine. (macht eine Bewegung, um aufzustehen.) Sie wollen mich also nöthigen, Sie zu verlassen? Noch einmal, Herr Baron, Sie sind im Irrthum. Ich liebe Sie nicht, ich kann Sie nicht lieben; Sie wissen meine Gründe.

Der Baron. (der sich aufrichtet, nach einem kurzen Stillschweigen.) Sie können mich nicht lieben? Sollten Ihre Gründe nicht etwa ein Deckmantel seyn . . . Ha! wenn meine Vermuthung wahr wäre. (in einem heftigen Tone, indem er ihre beiden Hände erfaßt.) Sagen Sie mir, Grausame! ist Ihr Herz frei?

Ernestine. (mit edelm Stolze.) Herr von Seeburg, mein Zimmer ist kein Criminalgefängniß und ich bin keine Inquisition. Ich bitte Sie, verlassen Sie mich.

Christiane, die eine Minute zuvor sich aus dem Nebengemach in den Hausflur geschlichen hatte, öffnete nun die Thüre. Der Baron erblaßte, und biß sich in die Lippen. Sein Auge irrte wild im Zimmer umher; jetzt bemerkte er die Harfe und warf ihr einen wüthenden Blick zu. Endlich nahm er sich zusammen, murmelte ein dumpfes: Adieu,

Madam! zwischen den Zähnen, und entfernte sich mit weit weniger Geräusch, als er gekommen war.

Ernestine brauchte Zeit, sich von der ausgestandenen Erschütterung zu erholen. Sie hatte ihrer Freundin wenig zu erzählen, weil sie alles mit angehört hatte; desto reichhaltiger aber war der Commentar, der über diese sonderbare Scene gemacht wurde. Hast du den grimmigsten Blick bemerkt, sagte endlich Christiane, den er auf die Harfe warf? es war, als wollte er sie zernichten. Ich habe mich mehr, als er, antwortete sie, über das fatale Instrument zu beklagen, durch das er sich den freien Zutritt zu mir gebahnt hat. Wie wäre es, wenn ich es ihm zurückschickte? Ich werde ohnehin keine Saite mehr berühren. — Warte bis morgen; es möchte sonst einem Troß ähnlich sehen. — Immerhin. Morgen habe ich vielleicht den Muth nicht mehr, oder verfehle wohl gar meinen Zweck, den unartigen Menschen von mir zu entfernen. Laß mich nur machen. Sie nahm ein Papier, und schrieb darauf folgende Zeilen in französischer Sprache: „Da mein hiesiger Aufenthalt sich seinem Ende naht, so erlauben Sie mir, mein Herr, Ihnen die Harfe, welche Sie die Güte hatten, mir zu verschaffen, mit dem verbindlichsten Danke zurückzusenden.“ Sie klingelte, und ihr Mädchen wurde sogleich mit der Botschaft an den Baron abgefertigt.

Hannchen fand ihn allein auf seinem Zimmer. Ein Besuch, den er bei seiner Mutter antraf, hatte ihn gehindert, ihr von seiner Werbung Bericht abzustatten. Unwillig nahm er der Jose das Instrument aus der Hand, und als er das Briefchen gelesen hatte, sagte er: Schon gut. Meinen Empfehl an Ihre Damen. Er hatte bereits seine Hestigkeit bereuet, und den Entschluß gefaßt, Ernestinen um Vergebung zu bitten. Ihr Briefchen fachte seinen Zorn von neuem an; doch war es nicht Ernestine, sondern Adelbert, auf den seine Verwünschungen ausströmten. Er trakte, wie ein Unsinniger, im Zimmer auf und ab, und zerriß das unselige Briefchen in winzige Stückchen, die wie Schneeflocken umherstöberten. Ein zufälliger Blick in seinen Spiegel bewirkte eine plöbliche Metamorphose. Sein hohes Selbstgefühl wachte wieder auf, und der neue Narcissus fand es unmöglich, daß eine Schramme auf der Stirne, und ein lahmes Bein ihm seine Beute streitig machen könne. Nun war er froh, daß ihn das Mädchen allein antraf. Er beschloß, seiner Mutter den schlimmen Ausgang seiner Unterhandlung zu verhehlen, und ihr bloß zu sagen, daß er durch Christianens Erscheinung gehindert worden sey, die Einwendungen der schönen Wittwe siegreich zu widerlegen.

Nun, wie steht es? rief die gnädige Mama, als er in ihr Zimmer trat, habe ich das Vergnügen, mit einem Bräutigam zu sprechen? Ganz fertig ist er noch nicht, antwortete er, aber doch in der Mache. Man ziert sich ein bißchen; man sträubt sich vor der Ehre, Frau Baroninn zu heißen; man macht es mir zur Gewissenssache, eine Mißheirath zu schließen. — Die gnädige Mama schüttelte den Kopf. — Ich war im vollen Kampfe mit der Großmuth meiner Philosophinn begriffen, und der entscheidende Augenblick rückte mit starken Schritten heran, als ein feindseliger Dämon ihre Trabantin herbeiführte, und die Entwicklung unterbrach. Ihnen, gute Mama, ist die Ehre vorbehalten, mir den völligen Sieg zu versichern. Die gnädige Mama lächelte: Also werde ich doch noch zu etwas zu gebrauchen seyn. Indessen wundert es mich, daß ihre Freundin, die doch zu leben weiß sich nicht entfernte als sie sah, daß sie euer Tete a Tete störte. Der Baron stuzte: Je nun, die schöne Wittwe stand auf, als sie hereintrat; ich that, wie natürlich, ein Gleiches, und da man mich nicht wieder sitzen ließ, nahm ich meinen Abschied. Jetzt gieng erst das unständliche Verhör an. Der Baron mußte seiner Mutter von der ganzen Unterredung Rechenschaft geben. Er that es mit ziemlicher Treue, bis er auf die pathetische Scene des Fußfalles kam, die er, mit allen ihren

Folgen wohlbedächtlich überhörte. Es wird gut seyn, so schloß er seinen Bericht, wenn Sie das Weibchen, je eher, je lieber, in die Kur nehmen. Nicht später, als morgen, erwiederte die Baroninn, und damit es mir nicht gehe, wie dir, will ich sie heute noch fragen, um welche Stunde ich sie allein treffen kann. Der Kammerjunker hielt nicht für rathsam, die Sitzung zu verlängern; er ersann einen Vorwand, auszugehen, um allen weitem Fragen seiner Mutter auszuweichen.

Diese überlegte den Hergang in die Länge und in die Queere, und da die Sache nun einmal eingeleitet war, fand sie für's Beste, ihren Besuch bei der schönen Nachbarinn keinen Augenblick zu verschieben. Sie trat unangemeldet in ihre Stube. Ernesstine saß, auf den Arm gestützt, am Tische, und hatte ein Buch vor sich liegen. Sie warf es hastig zu und gieng, oder besser zu sagen, sie taumelte der Baroninn entgegen. Ich habe Sie erschreckt, armes Kind; vergeben Sie mirs. Es ist wirklich unartig von mir, daß ich Sie so überrasche; allein wir sollten einander nicht mehr fremd seyn, und ich wollte Ihnen durch mein Beispiel zeigen, wie Sie es künftig mit mir zu halten haben. Ernestine neigte sich, und zwang sich, zu lächeln; allein zum erstenmal in ihrem Leben sah sie albern aus. Sie vergaß sogar, der Baroninn einen Stuhl zu bieten. Diese schien ihre

Verwirrung nicht zu bemerken: sie nahm sie bei der Hand, und zog sie mit sich auf den Sopha: Ich denke, liebe Freundin, Sie errathen die Ursache meines Besuchs; erlauben Sie mir also, ohne Umschweif die Unterredung fortzusetzen, in welcher vorhin mein Sohn unterbrochen wurde. Er hat Ihnen seine Wünsche eröffnet, und mich von Ihren Besenklichkeiten unterrichtet. Ich ehre Ihre Delicatesse; allein ich hoffe, Sie, meine Beste, zu überzeugen, daß sie übertrieben ist. . . Die Thüre slog auf. Der Herr Rittmeister und ein fremder Herr mit einem Stern, sagte Hannchen, und ehe die bestürzte Ernestine eine Antwort fand, trat der General, von Adelbert begleitet, ins Zimmer.

Der General. Vergeben Sie, liebe Frau Hofrathinn, daß ich wie ein alter Bekannter bei Ihnen einspreche. Ich wollte Sie gestern im Concert um die Erlaubniß bitten, Ihnen aufzuwarten; ich ward unterbrochen, und heute sagte ich hier zu meinem lieben Adjutanten: Ey, was! ich will einmal bei ihr anklopfen; da sie den Armen ihre Thüre nicht verschließt, so wird sie wohl auch mich vor sich lassen.

Die Baroninn war über diese Erscheinung nicht weniger betroffen, als Ernestine; allein sie machte gar keine Miene wegzugehen. Nun wandte der General sich an sie: Ich bitte um Verzeihung, gnädige Frau; ich habe Ihre Unterredung gestört.

Die Baroninn. (freundlich.) Gar nicht, Herr General. Ich kam bloß, um meiner lieben Nachbarinn auf morgen früh einen einsamen Spaziergang vorzuschlagen.

Der General. Ah, vermuthlich nach dem bewußten Meierhose? Wir machten diesen Morgen auch einen Ritt dahin; denn ich wollte meinen Patienten hier nicht zu Fuße gehen lassen. Bei Gott! es ist ein wackeres paar Leute. Das gute fromme Weibchen wurde mir schon damals lieb, als sie . . . Mein Tage werde ichs nicht vergessen . . . Sie wissen schon, gnädige Frau, was ich sagen will. Aber heute, heute hätten Sie sie erst hören sollen, wie sie diesen Engel Gottes hier segnete: Sie hätten die hellen Thränen auf ihren braunen Backen sollen glänzen sehen. Weiß Gott! ich mußte mit ihr weinen; ich fühlte, daß ich so glücklich war, und nun (zu Ernestinen) konnte ichs nicht länger aufschieben, Ihnen, wie soll ich sie nennen? für diesen schönen Morgen zu danken.

Ernestine. Es war doch Ihre Absicht nicht, mich zu beschämen, Herr General? Dazu sind Sie zu gut.

Der General. Meine Absicht war, Ihnen zu sagen, was ich schon hundertmal hier meinem jungen Freunde gesagt habe, daß ich Sie nie ansehe, ohne mich zur schönsten Handlung fähig zu

fühlen, die in der Gewalt eines Menschen steht. Ha, bei Gott! der erste Maler, welcher der Tugend eine weibliche Gestalt gab, war ein lieber Mann, der sein Handwerk trefflich verstand; er muß aber auch solch ein Modell vor Augen gehabt haben. Doch da werden Sie schon wieder roth, wie eine Granatblume. Verzeihen Sie mir, edles, bestes Weib; einem fünf und sechzigjährigen Soldaten ist es erlaubt, frisch von der Brust weg zu sagen, was er denkt und fühlt.

Die Frau von Ellern hatte wenig auf des Generals Reden gemerkt; sie schien wachend zu träumen. Unverwandt, aber unwillkürlich war ihr Auge auf das Gesicht des Rittmeisters geheftet, der es nicht wahrnahm, weil seine Seele bloß mit Ernestinen beschäftigt war. Auf einmal fuhr sie auf und erröthete; hastig umarmte sie Ernestinen, und sagte zu ihr: Also auf morgen, liebe Freundin; ich will kommen und Sie abrufen. Mit gesenktem Blicke nickte sie den beiden Offizieren ein Compliment, und eilte davon.

Abelbert, der Ernestinens Verlegenheit endigen wollte, sah nach der Uhr: Vermuthlich, Madame, werden Sie den Spaziergang besuchen wollen; können wir die Ehre haben, Sie dahin zu begleiten? Mit Vergnügen ergriff Ernestine dieses Anerbieten, das sie für den Abend auf eine uns

gezwungene Art von der Gesellschaft des Kammerjunktors befreite. Christiane ward gerufen; Adelbert bot ihr den Arm, indeß der General siegprangend Ernestinen voranführte. Nach einiger Zeit erschien auch der Baron mit seiner Mutter auf dem Spaziergang. Er vermied seine Hausgenossinnen und ihre Begleiter nicht; er gesellte sich vielmehr zu ihnen, und bemächtigte sich, wie gewöhnlich, des Gespräches. Ernestine wußte ihm Dank für diese Unverschämtheit, welche die Verwirrung zerstreute, die sein Anblick ihr verursacht hatte.

Endlich setzten die Damen sich nieder, und nun zog der Kammerjunker den Rittmeister auf die Seite. Sie giengen in eine Nebenallee, indeß der General dem Frauenzimmer Gesellschaft leistete. Die Natur des Ortes, und die Ankunft des Fräuleins von Forstheim zügelten seinen Enthusiasmus, und stimmten das Gespräch in einen allgemeinen Ton, der Ernestinen ihre ganze Unbefangeneheit wiedergab, die allmählig in eine Munterkeit übergieng, welche den grauen Helden bezauberte. Diese Munterkeit erhielt sich auch nach der Rückkunft der beiden jungen Männer, die kaum eine Viertelstunde wegblieben. Adelbert kam zuerst wieder; seine Miene war ernsthaft, aber unbewölkt. Er setzte sich an Christianens Seite, und mischte sich in die Unterredung. Seeburgs Gesicht war bleich, wie

der neidische Groll; er sprach wenig, und so oft Ernestine redete, überschloß ein glühendes Roth seine Wangen, und ein hämischer Blick schien ihre heitere Laune zu verwünschen. Nur ihre Freundin bemerkte dies. Pantomime, und glaubte sie zu verstehen. Sie verbarg Ernestinen ihre Beobachtung, um ihren Frohsinn nicht zu stören, der sie auch zu Hause nicht verließ. Sie hatte in Adelberts Atmosphäre Muth eingeathmet, und ob ihr gleich die Baroninn weit furchtbarer war, als ihr Sohn, so sprach sie denuoch von bevorstehendem Strause mit einer Ruhe, die Christianen entzückte. Heister sank ihre Stirne an den Busen des Morpheus, dessen Zauberhand sie in die Gesellschaft Adelberts und seines Pflegevaters zurückführte, und im Augenblicke des Erwachens ihr Antlitz mit der Farbe Aurorens schminkte.

An der Südseite des Bades erhebt sich ein blumenreicher Hügel, zu dessen Füßen die wohlthätige Quelle entspringt, und auf dessen breitem Scheitel die Ruinen einer uralten Burg, gleich dem Torso des Belvedere, der Zeit und der modernen Kunst Troß bieten. Der ehemalige Burgplatz ist mit einigen Rasenbänken besetzt und mit hohen Gesträuchen bewachsen, in deren Schatten Ernestine und ihre Freundin von ihren einsamen Streifereien ausruheten, oder Kleists und Geyners bezaubernde Phantas-

sien lasen. Man braucht keine halbe Stunde, um auf einem sanften mit Obstbäumen verbrämten Schlangenpfade den Gipfel des Hügels zu erreichen, der dem Auge das prächtigste Landschaftsgemälde darbietet.

Es war nicht mehr frühe für Ernestinen, als die Frau von Ellern sie zum verabredeten Spaziergange abholte. Bloss mit den Alleen und Bosketten des Bades bekannt, überließ sie ihrer Führerin die Wahl der Gegend, und Ernestine wählte den Burghügel, weil er, seiner Nähe ungeachtet, selten besucht wurde. Unterwegs knüpfte die Baronin den abgerissenen Faden der gestrigen Unterredung wieder an, und Ernestine wiederholte ihr mit der holdesten Gelassenheit die Gründe, die sie der Rhetorik ihres Sohnes entgegengesetzt hatte. Die Dame hatte die gewonnen. Frist benutzte, um sich mit neuen Waffen zu versehen. Ich glaube, sagte sie, voraussetzen zu dürfen, daß die Gestalt und der Charakter meines Sohnes keinen Einfluß auf ihre Weigerung haben. Hier vermied sie, Ernestinen anzublicken, weil sie auf diese Frage keine Antwort verlangte, die sie sonst freilich auf ihrer Stirne gelesen hätte. In der That, so fuhr sie in einem Athem fort, find' ich ausser den kleinen Fehlern, die er Ihnen nicht verborgen hat, und wovon keiner dem Glücke seiner künftigen Gattinn im Wege steht, lauter Eigenschaf-

ten an ihm, die Ihnen eine angenehme Zukunft versprechen können; und wer wäre überdem fähiger als Sie, ihn von diesen kleinen Fehlern zu entwöhnen? Hat nicht selbst diese Hoffnung einigen Reiz für Ihre schöne Seele? zumal wenn Sie bedenken, was wir uns wohl gestehen dürfen, wie selten der Mann des Weibes würdig ist, dem er seine Hand bietet, und wie sehr es mit zu unserm Berufe gehört, nicht nur uns selber, sondern auch der Tugend Liebhaber zu erwerben.

Ernestine. Ihr Vertrauen rührt mich, gnädige Frau; allein . . .

Die Baroninn. Nur noch ein Wort, mein Kind; ehe ich Sie kannte, würde ich die Beweggründe des Ranges, der Ehre, des äussern Glanzes bey Ihnen in Anschlag gebracht haben. Mit Bewunderung sehe ich, daß Sie alle diese Vorthteile versachten. Nun wohl, mein Sohn soll noch vor seiner Verbindung den Hof verlassen. Es soll Ihnen freistehen, zwischen seinem reizenden Rittergute und meinem eben so reizenden Wittwensitze Ihren Aufenthalt zu wählen; an jedem Orte sollen Sie, wenn Sie es begehren, an mir eine liebevolle Gespielinn, eine mütterliche Freundin haben. So würden wir allen Unannehmlichkeiten ausweichen, die Sie entweder für sich, oder für Ihren Gemahl in der Residenz, mit oder ohne Grund, befürchten; und ich

stehe Ihnen dafür, liebes Kind, daß in wenig Monaten alle unsere adelichen Nachbarn Ihre Gesellschaft suchen, und sich, wie das Fräulein von Forstheim, Ihre Freundschaft zur Ehre rechnen werden.

Ernestine. Diese Thränen, gnädige Frau, sagen Ihnen, daß Sie zu keinem unempfindlichen Herzen sprechen. Allein wenn auch Ihre Weissagung einträfe, wenn das liebliche Gemälde, das Sie mir vorhalten, durch kein Wölkchen getrübt würde, so erlauben Sie mir noch eine Frage: Haben Sie und Ihr Herr Sohn keine Pflichten gegen Ihre Nachkommen zu beobachten? Es ist nun einmal in unserm Lande zwischen Edelmann und Bürger ein unlängbarer Unterschied eingeführt, mit oder ohne Recht, das gilt gleich; eben so unlängbar sind die Vortheile, die der Edelmann vor dem Bürger genießt; der Bürger kann sie nicht erlangen, und der Edelmann verliert sie, so bald er sich mit einer Bürgerinn verbindet. Können Sie, liebe gnädige Frau, den Gedanken ertragen, daß Ihre Enkel Sie oder Ihren Herrn Sohn wegen des Verlustes dieser Vortheile, die ihnen Ehre und Ansehen, vielleicht das benöthigte Brod gegeben hätten, anklagen, und ihre Asche mit Füßen treten werden; können Sie diesen Gedanken ertragen? Ich wenigstens, ob ich gleich den Erbadel für weiter nichts, als für eine oft unverdiente Gunst des Zufalls halte, schaudere vor der bloßen Idee zu

rück, als die Mitschuldige, oder vielmehr als die Urheberin einer solchen Enterbung ganzer Generationen genannt zu werden.

Die Baroninn stand wie vom Blitze gerührt. Sie sah Ernestinen einige Momente starr an; dann fiel sie ihr um den Hals: unbegreifliches, unwiderstehliches Weib! Sie sagen mir, was ich meinem Sohne sagen würde, wenn von einer andern Person, als von Ihnen, die Frage wäre; allein gestehen Sie mir, daß, wenn Sie ihn liebten, Ihre Vernunft vielleicht minder strenge seyn würde.

Ernestine. (etwas heftiger.) Meine Vernunft könnte dann mit meiner Leidenschaft in Streit gerathen; allein wenn ich das fühlte, so schwöre ich Ihnen, daß ich fliehen, und meine Grundsätze, es koste mich, was es wolle, in Sicherheit bringen würde; denn lange könnte meine Verblendung nicht dauern, und eben dieses, gnädige Frau, können Sie von der Leidenschaft Ihres Herrn Sohnes hoffen. Es giebt ja so manches junge Frauenzimmer, das mit den Vorzügen der Geburt alle diejenigen vereinigt, die Ihr Herr Sohn bey mir anzutreffen glaubt, daß es nur auf ihn ankömmt, die glücklichste Wahl zu treffen. Das Fräulein von Forstheim zum Beispiel, von dem Sie mir vorhin sprachen, besitzt bei einem vortrefflichen Herzen alle Annehm-

lichsten, welche Natur und Erziehung geben können

Die Baronin u. Sie haben wohl Recht; allein erlauben Sie mir nun, als Freundin mit Ihnen zu sprechen. Der alte Forstheim ist zwar sehr reich, aber seine Güter sind lauter Lehen, die seinem Sohne zufallen, und dabei ist er so geizig, daß er bei seinen Lebzeiten dem Mädchen, selbst von seinen beträchtlichen Capitalien, nur sehr wenig mitgeben wird. Mein Sohn aber muß auf eine Mitgift von acht bis zehntausend Thalern rechnen dürfen, um eine Schuld, die auf seinem Gute lastet, und welche die Erben seines Gläubigers mit Ungestimm zurückfordern, bezahlen zu können Doch still!

Sie hatten den Hügel erstiegen, und bereits den Burgplatz betreten. Die Baronin glaubte ein nahes Geräusch zu hören. Sie blieb einen Augenblick stehen, und gieng hierauf an Ernestinens Arm weiter. Diese wollte sie auf eine Nasenbank führen, von der sie nur noch durch ein hohes Gebüsch getrennt waren. Der Pfad war schmal. Ernestinens Kleid verwickelte sich in einer Hecke. Die Baronin drang einige Schritte voran. Plötzlich hörte Ernestine sie mit gellender Stimme aufschreien: Halt, du tödtest deinen Bruder! Sie slog ihr nach und erblickte den Rittmeister im Momente, da er zween Degen wegschleuderte, indes der Baron

wehrlos und leichenblaß vor ihm stand. Seine Mutter lag ohnmächtig auf der Erde.

Ernestine warf sich neben sie hin, löste ihr das Halsband auf, und hielt ihr ein Gläschen Salz vor. Dann schob sie ihr den Arm unter den Nacken und suchte sie aufzurichten. Adelbert, dem der Zuruf der Baroninn wie ein Donnerschlag in die Seele fuhr, erwachte nun aus seiner Betäubung. Er sah die Ohnmächtige auf der Erde, und Ernestinens fruchtlose Bemühung, sie emporzuheben. Zitternd nähete er sich, um ihr Beistand zu leisten. Ernestine warf ihm einen kalten strafenden Blick zu, der sein Herz zerriß. Er ließ sich auf ein Knie nieder, und indem er ihr die Baroninn aufrichten half, sagte er leise: Verdammen Sie mich nicht unangehört. Nun holte die Entschlummerte einen tiefen Seufzer, und schlug die Augen auf. Sie sah sich in Adelberts und Ernestinens Armen. Schweigend lehnte sie ihre Wange an Ernestinens Wange, und versuchte es, sie anzulächeln. Dann wandte sie ihren Blick auf den Rittmeister: O Carl, Carl, was wolltest du thun? lallte sie im Tone der zärtlichsten Wehmuth. Beim Namen Carl bebte er auf, er war ihm das Lösungswort, durch das die Mutter sich legitimirte. Er schwieg einige Momente: Ach! glauben Sie mir, ich habe keine Schuld; er selbst soll reden, rief er dann, indem er ehrfürcht's

voll ihre welcke Hand küßte, und mit Thränen benetzte.

Der Kammerjunfer stand noch immer wie vernichtet auf einem Flecke. Nun erst schien er sich zu besinnen, und trat der rührenden Gruppe um einige Schritte näher. Seine Mutter wurde ihn gewahr: Komm Ferdinand, umarme deinen Bruder. Er regte sich nicht. Adelbert machte sich von der Baroninn los, sprang auf, und warf sich ihm um den Hals. Nun erst war er überwunden. Schon zu lange bin ich ungerecht, schluchzte er, indem er den Mittmeister an sein Herz drückte. Ich allein bin strafbar, liebe Mutter; ich habe ihn zum Zweikampfe gezwungen. Ein himmlischer Glanz verbreitete sich über Ernestinens Antlitz; aber sie wagte es nicht, weder den einen noch den andern anzubliffen. Sie wandte sich zur Baroninn: Möchten Sie es nicht versuchen, aufzustehen, gnädige Frau? dort auf jener Nasenbank würden Sie besser ausruhen können. Die beiden Brüder halfen ihr auf, und unterstützten sie, bis sie die Bank erreichte. Ernestine trug ihr den Sonnenschirm nach, und setzte sich neben sie. Die Baroninn ergriff ihre Hand und drückte sie an ihren Busen: O, liebe Freundinn, fühlen Sie die Schläge dieses Herzens? Ach es hat schon länger geschlagen. Sie wissen nur einen Theil meines Geheimnisses; heute noch sollen Sie es ganz

erfahren. Für Sie habe ich keine Geheimnisse mehr. Der Schein ist wider mich; dennoch, meine Kinder, verdiene ich bloß euer Mitleiden. Beruhigen Sie sich, liebe gnädige Frau, sagte Ernestine, indem sie ihr den kalten Schweiß von der Stirne trocknete. O! es ist mir besser, weit besser; bald werde ich die Kraft haben zu gehen. Diesen Abend, liebes Kind, kommen Sie zu mir auf mein Zimmer; auch du, lieber Carl, mußt kommen. Ich muß mein Herz ausschütten; länger kann ich nicht warten.

Da die Baroninn die Ursache des Quells vermuthete, so vermied sie, aus Schonung für Ernestinen, diese Saite zu berühren. Sie winkte dem Mittmeister, sich neben sie zu setzen. Lieber Carl, sagte sie mit schwacher Stimme, ich hielt dich schon lange für tod, oder doch für auf immer verloren. Das Unglück verfolgte dich schon vor deiner Geburt. Gottlob! daß du die Probe hieltest, und daß ich mich freuen darf, dich gefunden zu haben. Wie gern wäre ich dir gestern, als ich dir so nahe war, um den Hals gefallen.

Adelbert. (küßt ihr mit Inbrunst die Hände.) Ach, Mutter, Mutter! zum erstenmale spreche ich diesen Namen aus. Einen Vater habe ich; Sie kennen ihn.

Die Baroninn. Der edle Greis! Auch ihm darf deine Mutter nicht unbekannt bleiben. Bitte ihn in meinem Namen, daß er dich heute zu mir

begleite. Ich muß ihm danken; er hat viel an dir gethan. Aber wie geriethest du in seine Hände?

Adelbert. Das weiß ich nicht; allein seitdem ich mich besinne, siehe ich unter seiner Pflege.

Die Baroninn. Sprach er dir nie von deiner Mutter?

Adelbert. Ein einzigesmal, um mich zu versichern, daß er sie nicht kenne; daß er nicht wisse, wer meine Mutter war.

Die Baroninn. Unbegreiflich! Aber doch von deinem Vater?

Adelbert. Selten, und immer mit einer gewissen Zurückhaltung. Lange hielt ich ihn selber für meinen Vater, und er ließ mich in meinem Irrthume. Bei reifern Jahren sagte er mir, mein Vater sey in seinen Armen gestorben; allein er wollte sich nie näher erklären.

Die Baroninn weinte, und Ernestinens Thränen vermengten sich mit den ihrigen. Das Gefühl seiner eigenen Lage schwächte die Theilnahme des Kammerjüngers, und er bemerkte am ersten, daß es anfieng, spät zu werden: Meynen Sie nicht, Mama, daß wir auf unsern Rückweg denken sollen? Sie sind erschüttert und müde; wir werden langsam gehen müssen. Du hast Recht, mein Sohn, sagte seine Mutter; komm, sey meine Stütze, du bist besser zu Fuße, als dein Bruder. Sie ergriff ihn beim Arme,

und Adelbert bot den seinigen Ernestinen an. Sie schlug ihn nicht aus; allein in der Verwirrung, darinn sie war, hätte sie ein Jahr ihres Lebens darum gegeben, wenn sie den Zwischenraum, der sie von ihrer Wohnung trennte, in einer Minute hätte zurücklegen können.

Adelbert bemerkte ihre Verlegenheit und sprach wenig; er war schon glücklich genug, daß Ernestine nicht mehr auf ihn zürnte, und daß ihr Arm auf dem seinigen ruhte. Auch der Kammerjunker ließ sich nur selten hören; seine Reckheit hatte ihn verlassen; er wanderte trübsinnig an der Seite seiner Mutter, deren Herz zu voll war, als daß sie das Gespräch hätte beleben können. Die Freundlichkeit, womit sie Ernestinen begegnete, ließ ihm zwar noch einige Hoffnung übrig; allein der bloße Gedanke an die vorgefallene Scene zernichtete sie wieder, und erfüllte sein Gemüth mit traurigen Abmurrungen. Endlich erreichte man das Ziel dieser endlosen Reise. Adelbert verließ die Gesellschaft an der Thüre ihrer Wohnung; er wollte beim Abschiede seiner Gefährtinn ein leises Wörtchen sagen, und fand keines; er wollte ihr die Hand drücken, und die seinige zitterte bei der ersten Berührung zurück, als ob sie ein Heiligthum entweiht hätte. Der Kammerjunker benutzte seine Entfernung, um Ernestinen bis vor ihr Zimmer zu begleiten. Berge-

ben Sie mir, Madame, flüsterte er ihr zu, Ihre gestriges Billet und der Besuch, den Sie kurz darauf erhielten, brachten mich aus aller Fassung. Gesung, mein Herr, auf immer genug von diesem ärgerlichen Auftritt, dessen glückliche Wendung Sie allein bei mir entschuldigen kann. Eine frostige Verneigung gab ihm zu verstehen, daß sie seiner Begleitung nicht weiter bedürfe.

O, liebe Freundin, rief sie, indem sie sich Christianen in die Arme warf, was für wunderbare Dinge habe ich dir zu erzählen! Deine Vermuthung ist eingetroffen: Adelbert ist des Frau von Ellern nichts weniger als fremd, er ist ihr Sohn.

Christiane. (Staunend.) Gott! so weit gieng meine Vermuthung nicht. Wie? und dieses war der Beweggrund der Unterredung, zu der sie dich abrief? Die Wahrheit zu gestehen, ich glaubte, sie habe dir ganz andere Dinge zu sagen.

Ernestine. So war es auch; allein ein sehr unvermutheter Zufall hat mich zur Vertrauten eines Geheimnisses gemacht, daß sie mir sonst schwerlich entdeckt haben würde. Nun erzählte sie Christianen den ganzen Vorgang. Ich verberge dir nicht, so endigte sie, daß es mir wohl thut, den Rittmeister an einer Begebenheit unschuldig zu wissen, die meine Ruhe auf immer hätte zerstört.

ren können; denn die Entschuldigungen, die der Baron mir so eben machte, lassen mir keinen Zweifel mehr übrig, daß ich die Ursache seiner tolen Ausforderung war.

Christiane. O ganz gewiß; ich sah es ihm gestern auf dem Spaziergang an, daß er mit dem Rittmeister grollte; allein den Muth zu einem Duell, zumal mit einem solchen Gegner, hätte ich ihm nicht zugetraut.

Ernestine. Adelbert begnügte sich, ihn zu entwaffnen.

Christiane. Dieß sieht ihm ähnlich. Hoffentlich wird der unbesonnene Mensch dich nun in Ruhe lassen.

Ernestine. (lächelnd.) Dafür laß mich sorgen. Von seiner Mutter habe ich nichts mehr zu fürchten; ich bin sehr wohl mit ihr zufrieden, und ich denke, sie werde auch mit mir zufrieden werden.

Christiane. Die Frau fängt an, mich mehr zu interessiren, als ich es für möglich hielt.

Ernestine. Im Grunde ist sie eine gute Frau. Einige Vorurtheile und Schwachheiten muß man ihr zu gute halten; sie sind Erbübel ihres Standes und Früchte ihrer Erziehung.

Christiane. Daß sie ein Herz hat, beweist mir ihr Benehmen gegen Adelbert vom ersten Augenblick an, da sie ihn erkannte. Wie manche

Mutter würde an ihrer Stelle die Stimme der Natur erstickt, und sich vor dem Zeugen ihrer Schwachheit hinter einen undurchdringlichen Vorhang verborgen haben.

Ernestine. Heute erst hättest du sie sehen sollen. Sie würde dir nicht nur lieb, sondern ehrwürdig geworden seyn; und er . . . noch nie kam er mir so rührend vor, als da er, zu ihren Füßen knieend, sie zum erstenmal Mutter nannte; und noch nie so groß, als da er, seinen Bruder umarmend, ihn zum zweitenmal entwaffnete.

Während die beiden Freundinnen sich so unterhielten, hatte Adelbert den General mit waltender Ungeduld bei der Badegesellschaft aufgesucht und nicht gefunden. Er eilte nach Hause. Der gute Alte saß in seinem Armstuhl, und rauchte sein Pfeifchen.

Der General. Ey, sieh da! Kömmt du endlich zum Vorschein? Wo stackest du den ganzen Morgen.

Adelbert. Ich habe mich geschlagen.

Der General. (nimmt seine Pfeife aus dem Munde und sieht ihn steif an.) Spafest du?

Adelbert. Mit Ihnen, mein Vater, bin ich nicht gewohnt, so zu spaßen.

Der General. Was Teufel! Wer hat dir denn etwas in den Weg gelegt?

Adelbert. Der junge Seeburg hat mich gestern Abends, mir nichts dir nichts, herausgefodert.

Der General. Ja, der Laffe! Doch auf Pistolen?

Adelbert. Nein auf den Degen.

Der General. Verflucht! Das hättest du nicht annehmen sollen; wie leicht hättest du mit deinem schwachen Bein ausglitschen können! Du hast ihn doch ein bißchen gezeichnet?

Adelbert. Nein, das war meine Absicht nicht; ich wollte ihn bloß beschämen.

Der General. Bravo! komm, du lieber Herzensjunge, setze dich und erzähle mir alles haars klein; ich muß es wissen.

Adelbert. Sie erinnern sich doch, daß der Kammerjunker mich gestern beim Spaziergang auf die Seite nahm? Er sagte, er habe mich etwas zu fragen, und führte mich in eine Nebenallee. Nur ein Wort, Herr Rittmeister, sagte er mit feurigem Gesichte; lieben Sie die Hofrathinn Reinold? Ich sah ihn an: Erlauben Sie auch mir eine Frage; seit wann sind Sie mein Beichtvater? Hier gilt es keinen Scherz, erwiederte er; lieben Sie die Hofrathinn? ja oder nein. Ihr Ton ist mir fremd, mein Herr; ich verstehe ihn nicht. Noch einmal, ich bin Ihnen keine Rechenschaft

schuldig. Aber doch Satisfaction, antwortete er mit verbissener Wuth; morgen früh um sieben Uhr erwarte ich Sie hier mit Ihrem Degen; dann wollen wir sehen, wo wir einen Kampfplatz finden. Wir trafen pünktlich zusammen. Er überließ mir die Wahl des Ortes; ich schlug ihm den Burghügel vor; wir hatten einst diesen Spaziergang mit einander gemacht. Er wars zufrieden. Unterwegs suchte ich ihn zur Vernunft zu bringen; er hielt meine Vorstellungen für Feigheit. Wir erreichten die Stelle. Ich war müde. Lassen Sie uns ein wenig ausruhen. Wir setzten uns auf eine Rasenbank. Mein Zaudern bestärkte ihn im Wahne, daß ich ihn zu besänftigen suchte. Nach einem Viertelsstündchen sagte ich: Nun bin ich bereit. Wir zogen vom Leder. Anfangs vertheidigte ich mich bloß; endlich ward mir die Zeit zu lang; ich drang auf ihn ein, und entwaffnete ihn im Augenblicke, da wir überrascht wurden.

Der General. Und durch wen?

Adelbert. Durch unsere Mutter.

Der General. (mit einer bedenklichen Miene.) Fasset du, armer Junge? Komm her, laß dir den Puls befühlen.

Adelbert. (ihn unarmend.) Nein, mein guter Vater, ich fasete nicht. Die Frau von Ellern ist meine Mutter. Sie flog mir als eine Verzweis-

felte entgegen und rief: (o, nie werde ich diesen Herzdurchschneidenden Ton vergessen!) Du tödtest deinen Bruder! Sie sank in Ohnmacht. Ich half der Hofrätthin, die sie begleitete, sie ins Leben zurückrufen, und ihre ersten Worte waren: Mein lieber Carl, mein Sohn! Nach Tische soll ich das ganze Geheimniß meiner Geburt erfahren.

Der General saß unbeweglich in seinem Armstuhl: Hum, hum, sagte er endlich, daß ist eine sonderbare Affaire; und sie konnte dich acht und zwanzig Jahre in der Welt umhertreiben lassen, ohne zu nucksen? Sie hielt mich für tod, versetzte Adelbert. Auch Ihnen, bester Vater, will sie alles offenbaren; sie wünscht Sie zu sprechen, und theilt meine ganze Dankbarkeit gegen den Pfleger meiner Jugend.

Der General. Nun, nun, wollen hören, was das für ein Räthsel seyn wird; vielleicht habe ich auch einen Schlüssel, der hineinpast. Sag in dessen unserm Kerl, daß er eine Flasche Hochheimer aufstischen soll; heute muß ein Gläschen Extra getrunken werden.

Ungeachtet der gewaltigen Erschütterung, welche die Baroninn erlitten hatte, war ihr nun dennoch leichter ums Herz; der Berg, der es drückte, war abgewälzt. Ueber den Gedanken an ihren Carl vergaß sie den ausgestandenen Schrecken und die

mißlungene Unterhandlung. Sein Bild, das ihr, bald strafend, bald trauernd, vor die Seele trat, erschien ihr nun in seiner ganzen Freundlichkeit. Schon lange hatte sie auf ein Mittel gesonnen, sich ihm zu erkennen zu geben; allein die Anwesenheit des Kammerjunkers stand ihr im Wege. Sie scheuete sich eben so sehr, ihn zu ihrem Vertrauten zu machen, als sie sich scheuete, sich mit dem Rittmeister in eine nähere Bekanntschaft einzulassen, ohne dem Baron ihre Beweggründe zu entdecken. Nun hatte der Zufall alle Schwierigkeiten gehoben; das große Wort war ausgesprochen, und es kostete sie nur wenig Ueberwindung, das angefangene Bekenntniß zu vollenden. In diese Gedanken verloren, nahm sie nicht wahr, daß der Kammerjunker schon eine Weile um sie herstrich. Endlich ward er seiner stummen Rolle müde: Nun, Mama, was kann ich hoffen? Du weißt, daß wir in unserer Unterredung gestört wurden, antwortete sie; soviel aber kann ich dich versichern, daß ihre Einwendungen nichts weniger als Ziererei sind. Ich muß ihre Grundsätze ehren, die, aufrichtig zu reden, bisher auch die unsrigen waren. Freilich kenne ich keine Person, die eine Abweichung von der Regel so sehr entschuldigen würde. Ich will sie daher in einigen Tagen wieder sprechen; denn du siehest selbst ein, daß die Klugheit uns bezieht.

zu warten, bis der Eindruck der heutigen Scene sich ein wenig verloren hat. Sie wollte ihm nicht alle Hoffnung benehmen, um seine Eifersucht, die sie für keine bloße Grille mehr hielt, nicht von neuem anzufachen, und versparte es auf einen ruhigern Augenblick, ihm den ganzen Inhalt seines Endurtheils anzukündigen.

Ernestine hatte ihrer Freundin vieles erzählt, und gleichwohl schien noch ein wichtiger Anhang in ihrem Herzen zurückzubleiben. Sie gieng gedankenvoll in der Stube auf und nieder; bisweilen warf sie Christianen einen zärtlichen Blick zu, ohne ein Wort zu sprechen. Gleich nach Tische verschloß sie sich in ihre Kammer. Nach einer Stunde kam sie mit hochglühenden Wangen zurück, auf denen noch einige Thränen flimmerten. Reissolds Bild, das sie sonst immer unter ihrem Halstuche verbarg, lag unverhüllt auf ihrem Busen. Sie fiel Christianen in die Arme und preßte sie lange fest an ihre Brust. Schwester! war alles, was sie sagte, indem sie sich von ihr losriß und ihr den Abschiedskuß eines scheidenden Engels zunichte. Christiane war verstummt; sie konnte sich nicht von der Stelle bewegen. Allein sie hörte, daß Ernestine einige Momente vor der Thüre verweilte, vermuthlich, um sich zu er-

holen, und dann mit muthigem Schritte nach dem Zimmer der Frau von Ellern hinschwirrte.

Ihre Erscheinung überraschte die Baroninn, sie hatte sie noch nicht erwartet. Sie glaubte, sie wolle sie allein sprechen, und gab dem Kammerjunker einen Wink wegzugehen. Ernestine bemerkte es: bleiben Sie, Herr Baron; Ihre Gegenwart ist uns nöthig. Sie setzte sich neben seiner Mutter: Unsere Unterredung, gnädige Frau, wurde diesen Morgen in dem Augenblick unterbrochen, da sie mir einen rührenden Beweis Ihres Vertrauens gaben. Sie sagten mir, daß gewisse ökonomische Rücksichten bisher Ihren Herrn Sohn gehindert haben, sich standesmäßig zu vermählen. Ich kann die mir aus gebotene Ehre, Ihre Tochter zu werden, nicht annehmen; allein den Titel Ihrer Freundin, womit Sie mich heute beehrten, kann ich vielleicht rechtfertigen. Ich habe in der Bank zu Hamburg zehn tausend Thaler liegen, die ich jede Stunde zurückziehen kann. Ist Ihnen mit dieser Summe gedient, Herr Baron, so trete ich an die Stelle Ihres Gläubigers, und Sie bestimmen die Termine der Rückzahlung.

Seeburg saß wie ein Marmorbild auf seinem Stuhle. Ernestine erschien ihm reizender, als nie, und sie war für ihn verloren. Ihr Anerbieten demüthigte ihn; aber es riß ihn aus einer

dringenden Verlegenheit. Seine Mutter gab nicht auf ihn Achtung. Ein neuer moralischer Sinn war in ihrer Seele erwacht. Sie schlang ihren Arm um Ernestinen, und suchte mit bebenden Lippen den Ausdruck zu dem Gefühle, daß ihren Busen schwellte. Engel von einem Weibe! stammelte sie endlich; wie sehr verkannte ich Sie, als ich Sie bloß für eine schöne und reiche Frau hielt; Sie sind der Seele nach eine Fürstinn. Nun Ferdinand? Stolz, Bewunderung, Liebe kämpften noch immer in seinem Herzen. Ein Blick auf die Holde, welche die Hand seiner Mutter beschämt an ihre pochende Brust drückte, und aus ihrem himmlischen Auge eine Thräne wegblinzte, führte ihn zu ihren Füßen. Herr Baron! rief Ernestine in einem strafen'en Tone, indem sie aufstand und ihn zurückhielt. Erschrocken ergriff er ihre Hand. Sie zog sie nicht weg. Er küßte sie voll Ehrerbietung, und fühlte zum erstenmal, daß er ihrer nicht würdig war. Wohlau, sagte er gerührt, aus dieser Hand darf niemand erröthen, eine Wohlthat anzunehmen. Möchte die Gläubigerinn wenigstens meine Freundin werden können! Das wird von Ihnen abhängen, erwiederte Ernestine voll Güte: wir wünschen Sie glücklich zu sehen, und ich hoffe, Sie sollen es werden. Dieser Gedanke hat Ihre Frau Mutter und mich diesen Morgen beschäftigt. Das

gen Sie mir, wie gefällt Ihnen das Fräulein von Forstheim?

Der Baron. (verwirrt.) In welchem Augenblicke fragen Sie mich das? Neben Ihnen hat mir bisher niemand gefallen.

Ernestine. Weg mit dem Hofmanne! Ich sehe wohl, ich muß ihre Frau Mutter fragen.

Die Baroninn. Ich finde das Mädchen sehr liebenswürdig.

Ernestine. So bestätigen Sie mein Urtheil, gnädige Frau.

Der Baron. Ich verstehe Sie; allein wie können Sie glauben, daß mein Herz

Ernestine. (lächelnd.) Ich glaube, daß Ihr Herz Ihrer Vernunft gehorchen werde, und hoffe, Sie werden meinen Glauben nicht zu Schanden machen. Je geschwinder Ihre Vernunft siegen wird, desto früher wird Ihr Herz glücklich seyn, und
Adelbert und der General traten in die Stube.

Ernestine glühete. Eine süße Ohnmacht ergriff sie; kaum konnte sie sich aufrichten, um ihren Gruß zu erwiedern. Die Baroninn gieng ihnen mit ausgestreckten Armen entgegen. Alle Herzen schmolzen, als der General ihr seinen Liebling übergab. Er ist Ihr Sohn, gnädige Frau; ich wünsche Ihnen und ihm Glück dazu; darum aber darf er nicht aufhören, auch mein Sohn zu seyn. Das soll

er nicht, rief die Baroninn, indem sie die von einer schneeweißen Locke umflatterte Wange des Helden küßte; Sie haben mehr Recht, ihn sich zuzueignen, als ich, und ich würde weder Ihren noch seinen Anblick ertragen können, wenn ich mich mit Vorsatz bis heute vor ihm verborgen hätte. Ich war unglücklich, aus eigener Schuld unglücklich; aber ich bin die Barbarinn nicht, die ich scheine. Hören Sie mich an, und dann sprechen Sie mir mein Urtheil; es wird gewiß nicht so strenge seyn, als das, so ich in den Tagen meiner Leiden mir selbst gesprochen habe. Die Gesellschaft setzte sich um sie her, und sie begann ihre Erzählung, die mehr als einmal Seufzer und Thränen unterbrach.

Meine Eltern lebten auf dem Lande, an den reizenden Ufern des Neckars. Hier brachte ich meine Jugend zu, ohne eine andere Gesellschaft, als ein paar benachbarte adeliche Familien zu sehen, und ohne des Jahres mehr, als zwei bis dreimal, eine der umliegenden Städte zu besuchen. Ich war der Liebling meiner Mutter; die meine Erziehung mit einer Französin theilte, welche mir, als Kind, den Kopf mit Feenmärchen und Rittergeschichten, als Mädchen, mit Schauspielen und Romanen anfüllte, die, ohne gerade schlüpfrig zu seyn, meine Phantasie erhitzten, und mir die Welt in einem falschen Lichte zeigten. Ich hatte mein

siebzehntes Jahr angetreten, als mein Bruder, der als Fähndrich in kaiserlichen Diensten stand, uns mit einem seiner Freunde besuchte, der, gleich ihm, einen dreimonatlichen Urlaub erhalten hatte. Sein verstorbener Vater war einst ein Kriegscamerade des meinigen, der den liebenswürdigen jungen Mann wie ein Glied unserer Familie aufnahm, und ihn einlud, einige Wochen auf unserm Gute zuzubringen. Der Lieutenant von Buchau, so hieß er, nahm die Einladung mit einem Vergnügen an, dessen vornehmste Ursache mir nicht entging, und das ich insgeheim mit ihm theilte. Gleich in den ersten Tagen hatten unsere Augen geredet. Buchau besaß mehr Vorzüge, als nöthig waren, in einem unverwahrten Herzen den Sinder der Leidenschaft anzufachen, und mein lebhafter, munterer Geist, von den Annehmlichkeiten der Jugend begleitet, machte einen mächtigen Eindruck auf seine feurige, gefühlvolle Seele. Er gestand mir seine Liebe, und ich ließ ihn die meinige errathen. Mein Bruder, der mit altritterlicher Freundschaft an ihm hieng, wurde der Vertraute seines Geheimnisses, und wünschte mir Glück zu meiner Eroberung. Die Hoffnung, seinen Herzensfreund zu seinem Bruder zu machen, entzündete den guten Jüngling, und verbarg ihm die Schwierigkeiten, die ihr im Wege standen.

Der Lieutenant, ein nachgeborener Sohn frühverstorbner Eltern, war beinahe ganz ohne Vermögen; allein er hatte einen reichen Oheim, der eine Maltheser-Comthurei in Schwaben besaß, und ihm den größten Theil seiner Verlassenschaft bestimmte. Auf diesen Oheim, der ihm schon jetzt eine jährliche Zulage von 1000 Gulden gab, die er gar leicht verdoppeln konnte, bauete mein Liebhaber seine Plane, an denen mein Bruder eben so wenig, als ich, auszusetzen fand. Er begünstigte unsere kleinen Zusammenkünfte bald auf dem Spaziergange, bald auf seinem Zimmer, und wohnte ihnen regelmäßig bei, indeß das Podagra meinen Vater auf der Stube zurückhielt. Endlich wurden wir schlüssig, daß Buchau meiner Mutter seine Absichten eröffnen, und um ihr Vorwort bei meinem Vater bitten sollte. Meine Mutter hatte ihn liebgewonnen; und ihre Särtlichkeit gegen mich kannte keine Grenzen. Sie billigte unsere Liebe, und übernahm es, mit meinem Vater zu sprechen; denn erst, wenn dieser sich zu unserm Vortheil erklärt haben würde, sollte Buchau seine Wünsche dem Comthur eröffnen, an dessen Einwilligung er nicht zweifelte.

Die Unterhandlung meiner Mutter lief sehr unglücklich ab. Mein Vater, der immer ein eifriger Lutheraner war, hatte sich seit einiger Zeit

einer ängstlichen Frömmerei ergeben, die in seiner zunehmenden Altersschwäche und im Pietismus unsers Pfarrers tägliche Nahrung fand. Der Antrag meiner Mutter empörte ihn: er erklärte ihr rund heraus, daß er seine Tochter nie einem Papisten geben würde, und bat sie, im Toxe eines Befehls, ihm kein Wort mehr von einer so heillosen Verbindung zu sprechen. Zu gleicher Zeit ließ er meinen Bruder vor sich kommen, und trug ihm auf, dem Lieutenant zu verstehen zu geben, daß er wohlthun würde, wenn er seinen Aufenthalt auf unserm Schlosse abkürzte. Mein Bruder wagte es, seines Freundes Fürsprecher zu seyn; allein mein Vater wies ihm die Thür, und bedrohte ihn mit seinem Fluche, wenn er seinen Befehl nicht vollstrecken würde. Dieser Nachtspruch donnerte uns nieder; unser Schmerz grenzte an Verzeißung. Im ersten Augenblicke wollten wir uns meinem Vater zu Füßen werfen; allein wir bedurften keiner langen Ueberlegung, um diesen Gedanken aufzugeben. Zu meinem Glücke hatte meine Mutter ihm den wahren Zustand meines Herzens verborgen, und ihn bloß errathen lassen, daß ich nicht ungeneigt wäre, dem Lieutenant meine Hand zu geben. Diese Behutsamkeit ersparte mir die Marter eines persönlichen Verhörs, und brachte ihn auf den Wahn, daß es hinreichend seyn würde,

meinem Liebhaber und mir seine Gesinnungen durch meine Mutter zu wissen zu thun. Diese hätte vielleicht besser gethan, mich von einer hoffnungslosen Liebe abzumahnen; allein sie fürchtete für meine Gesundheit, und suchte mich zu trösten. Sie sprach sogar mir und meinem Geliebten, alles anzuwenden, um meinen Vater auf andere Gedanken zu bringen; ungeachtet sie fühlen mußte, daß sie uns mit einer vergeblichen Hoffnung schmeichelte.

Buchau verreiste wirklich am folgenden Tage zu seinem Oheim. Ehe wir uns trennten, schwuren wir uns eine ewige Liebe. Seine Briefe, die ich durch die Vermittelung meines Bruders erhielt, versüßten mir meinen Kummer in eben dem Maße, als sie in meinem Herzen das Feuer der Leidenschaft nährten. Meine Mutter wagte es mehrmals, den Eigensinn meines Vaters zu bekämpfen: er war unerbittlich; er hieß sie eine Rabenmutter, die ihr Kind dem Moloch aufopfern wolle, und befahl ihr, wenn sein Leben ihr lieb sey, den Namen Buchau nicht mehr vor ihm auszusprechen. Nun suchte die gute Mutter durch allerhand Zerstreungen und durch liebereiches Sureden mein Herz zu heilen; allein es war zu spät: es hatte dem Geliebten eine unverbrüchliche Treue gelobet, und glaubte ihm schon wirklich auf ewig anzugehören. Meine romantische Einbildungskraft gab meiner Standhaftigkeit

einen heroischen Schwung, und ich fand eine Wollust in dem Gedanken, daß die wahre Liebe durch Leiden bewährt wird. Daß wiederholte Zubringen meiner Mutter brachte mich auf den Entschluß, ihr den wahren Zustand meines Gemüths zu verbergen, und es gelang mir, sie durch eine verstellte Gelassenheit auf den Wahn zu bringen, daß sie nichts mehr für meine Ruhe zu fürchten habe.

Der Urlaub meines Bruders gieng zu Ende; und er schickte sich an, zu seinem Regiment nach Freiburg zurückzukehren. Er schrieb meinem Geliebten, daß er ihn auf einem benachbarten Dorfe erwarten sollte; wo der Vater meines Kammermädchens wohnte. Am Abende vor seiner Abreise, es war einer der ersten Frühlingstage, schlug mein Bruder mir einen Spaziergang vor. Wir giengen nach dem Dorfe, das ein kleines Wäldchen von unserm Schlosse trennte. Hier überraschte mich Buchau. Ich sank in seine Arme; ich weinte an seinem Halse. Wir wiederholten uns unsere heiligen Gelübde. Wir begleiteten ihn ins Dorf, und verabredeten unsern Briefwechsel, den der Vater meines Mädchens zu begünstigen versprach. Die Dämmerung war schon eingebrochen, als wir von einander schieden; und es würde mir unmöglich gewesen seyn, die Schmerzen der Trennung vor meinen Eltern zu verbergen, wenn sie nicht meine Thränen der zärtlichen Freundschaft zugesesselt hätten.

Pfeffel's prof. Versuche. VI. 9

schrieben hätten, die mich von jeher an meinen Bruder leitete.

Nach einigen Monaten verlor meine Mutter ihre einzige Schwester, die an einen Landvogt im Badens Durlachischen verheirathet war. Sie hatte keine Kinder, und hinterließ meiner Mutter ein ansehnliches Vermächtniß. Da die Kränklichkeit meines Vaters ihm nicht erlaubte, sich von Hause zu entfernen, so beschloß meine Mutter, ihre Erbschaft selber abzuholen, und ich erhielt ohne Mühe die Erlaubniß, sie auf dieser Reise zu begleiten. Sie dauerte mehr nicht, als zween Tage, und wir wurden von meinem Onkel aufs liebeichste empfangen. Schon am folgenden Morgen besuchte uns mein Bruder, den ich, auf meiner Mutter Befehl, von unserer Reise benachrichtigt hatte. Der Ort unsers Aufenthaltes, das Städtchen Emmendingen, war keine zwei Meilen von Freiburg entfernt. Bei Tische sprach man viel von einem bevorstehenden Kriege mit Frankreich. Da mein Bruder ein einziger Sohn war, so suchte meine Mutter ihn zu bewegen, den Dienst zu verlassen. Allein umsonst; nichts konnte ihn zu einem Schritte vermögen, den er für entehrend hielt. Zufälligerweise fragte er mich, ob ich in seiner Abwesenheit das Reiten nicht verlernt habe, und als mein Onkel erfuhr, daß ich eine große Liebhaberin dieser Uebung sey, schenkte er mir ein sehr hübsches Reitpferd, das

meiner Tante gehört hatte. Als ich mit meinem Bruder allein war, steckte er mir ein Briefchen von meinem Geliebten zu. In der Sprache der heißesten Leidenschaft beschwor er mich, ihm Gelegenheit zu einer Zusammenkunft zu verschaffen, nach der ich mich so sehr sehnte, als er. Ich verabredete sie mit meinem Bruder; der folgende Tag wurde dazu festgesetzt, und Buchau durch ein Billet auf einen benachbarten Meierhof beschieden. Unter dem ganz ungezwungenen Vorwande, mein Pferd zu probiren, ritt ich mit meinem Bruder aus, und in einer halben Stunde lag ich in Buchaus Armen. Diese Zusammenkünfte wurden noch mehrmals wiederholt, und immer durch neue Gelübde unserer Treue besiegelt.

Der Krieg ward erklärt, und das Regiment meines Bruders bekam Befehl, sich marschfertig zu halten. Ich zerfloß in Thränen, als mein Geliebter mir diese Nachricht ankündigte. Auch er weinte. Ich habe weit mehr zu fürchten, als du, meine Lina, sagte er zu mir: Nur der Tod kann mich von dir trennen: du aber wirst, von Freiern belagert, endlich gezwungen werden, einem Andern die Hand zu geben. Ich schauderte bei diesem Gedanken, und versicherte ihn in den wärmsten Ausdrücken meiner unerschütterlichen Standhaftigkeit. Es giebt, erwiederte er, ein einziges, aber unfehlbares Mittel, dich vor allen Verfolgungen zu schützen, und sogar deinen Va-

ter zu bewegen, endlich in unsere Liebe zu willigen. Und was für eins? fragte ich hastig. Eine geheime Verbindung, erwiederte er. Alle Fibern meines Herzens erheben, und dennoch — wozu kann nicht die Leidenschaft ein siebzehnjähriges Mädchen verleiten! — in weniger als einer Stunde willigte ich in den Vorschlag, den mein Bruder mit der ganzen Beredsamkeit seiner schwärmerischen Freundschaft zu meinem Geliebten unterstützte, an dessen Schicksal ihn ein neuer, allmächtiger Beweggrund fesselte. Er hatte bei ihm das überaus reizende Portrait seiner Schwester gesehen, die sich seit Kurzem bei dem Comthure aufhielt, nachdem sie ihre frühern Jahre in einem Kloster zugebracht hatte. Mein Bruder war von diesem Gemälde bezaubert, dessen Glanz durch die Schilderung der liebenswürdigen Eigenschaften des Originals noch unendlich erhöht wurde. Sein Freund, der diesen Eindruck bemerkte, versprach ihm heilig, daß niemand anders, als er, das herrliche Mädchen besitzen sollte. Diese entzückende Aussicht war ihm ein neuer Sporn, unsere Verbindung zu befördern, und ehe wir uns trennten, war der ganze Plan zu diesem unvorsichtigen Schritte verabredet.

Ernestine, die bisher der Baronin mit großer Aufmerksamkeit zugehört hatte, gerieth nun in eine Unruhe, die sie mit allen aufgebotenen Kräften ihrer Seele kaum verbergen konnte. Ihr Fächer, ihr Tas-

schentuch, alles wurde zu Hilfe genommen, und dem ungeachtet übergoss die Blässe des Todes ihr Gesicht, als die Baroninn das Wort, geheime Verbindung, aussprach. Adelbert, als ein natürlicher Sohn, konnte ihr angehören; Adelbert, als Edelmann, wurde durch eben die Gründe von ihr entfernt, die sie erst vor wenig Stunden mit so vielem Feuer dem Antrage der Baroninn entgegen gestellt hatte. Diese Gründe waren keine bloßen Ausflüchte; sie waren die Frucht ihrer Ueberzeugung. Und wären sie es nicht gewesen, wie würde sie den Anblick des Barons, und selbst seiner Mutter, wie würde sie ihre eigene Verachtung haben ertragen können, wenn sie sich durch ihre Leidenschaft hätte bewegen lassen, davon abzuweichen? Ihr Herz zitterte; ihre Vernunft wankte; ein kalter Schweiß stand auf ihrer Stirne. Endlich gewann sie so viel Gewalt über sich, daß sie ihrer marternden Verwirrung den Anstrich einer zärtlichen Theilnahme am Schicksale der Baroninn geben konnte, welche hier ihre Erzählung unterbrechen mußte, um ihrem eigenen Herzen Zeit zu lassen, neue Kräfte zu sammeln.

Der Anblick meiner Mutter, so fuhr sie fort, regte zwar das Gefühl meines Unrechts in mir auf; allein der Gedanke, daß sie meine Liebe eigentlich nie mißbilligt hatte, und mein gegründetes Vertrauen in ihre nachsichtsvolle Güte brachten die Stimme der

Vernunft und des Gewissens halb zum Stillschweigen. Dennoch schwoll mir das Herz, als ich am verhängnißvollen Tage Abschied von ihr nahm, um, ihrer Meinung nach, mit meinem Bruder unsern gewöhnlichen Spazierritt vorzunehmen, und ich eilte, so geschwind ich konnte, zum Zimmer hinaus, um ihr meine Thränen zu verbergen. In einer Stunde erreichten wir das nächste österreichische Dorf, wo ich meinen Bräutigam und den Feldpater seines Regiments ontraf, mit dem er das Nöthige veranstaltet hatte. Nach einem kleinen Spaziergange begaben wir uns in die Kirche. Mein Bruder und der bestochene Küster des Dorfs waren die Zeugen unserer Trauung, die in der größten Stille vollzogen wurde. Der Gedanke, daß ein unzertrennliches Band mich nun an meinen Geliebten knüpfte, verjügte mir den Schmerz des Abschieds, und meine überspannte Phantasie erfüllte mein Herz mit einem Muthe, der mich auch im Angesichte meiner Mutter nicht verließ. Nie war ich heiterer, als jenen Abend, und ich entzückte meinen Onkel durch einige Liedchen, die ich, auf meines Bruders Aufforderung, zu einem Claviere sang, das im Speisezimmer stand, ohne daß ich mich bisher viel darum bekümmert hatte.

Am folgenden Tage erhielt mein Bruder einen Brief von Buchau. Wir saßen eben beim Tische. Er las ihn laut vor. Sein Freund bat ihn, ihm die

Erlaubniß auszuwirken, meiner Mutter und meinem Onkel aufzuwarten, den er ehemals schon einigemal mit meinem Bruder besucht hatte. Ey, warum nicht? sagte mein Oheim; auch Sie, Frau Schwester, werden ihn gerne wiedersehen: er hat mir erzählt, daß er vorigen Herbst einige Wochen auf Ihrem Schlosse zugebracht habe. Meine Mutter war etwas betroffen; allein sie fühlte, daß sie nicht nein sagen konnte, ohne ihrem Schwager eine Geschichte anzuvertrauen, die sie für geendigt hielt, und die er, als ein Weltmann, nach ganz andern Grundsätzen, als mein Vater, würde beurtheilt haben. Sie antwortete ihm durch ein gefälliges Kopfnicken, und vermied dabei, mich anzusehen, um mir eine Verwirrung zu ersparen, die unser Geheimniß hätte verrathen können. Als wir aber allein waren, sagte sie zu mir: Ich hoffe, mein Kind, daß dein Herz geheilt, und vor einem Rückfall gesichert ist, sonst würde ich es sehr bereuen, daß ich mich dem Besuche des Lieutenants nicht widersetzt, und meine Bedenklichkeiten, deinem Onkel nicht eröffnet habe. Wenn du deine und meine Ruhe liebst, so wirst du mein Vertrauen nicht täuschen, und jeder Gelegenheit, mit Buchau allein zu seyn, sorgfältig ausweichen. Das Herz brach mir; meine Augen füllten sich mit Thränen; meine Kniee wankten. Ich war im Begriffe, mich vor ihr niederzuwerfen, und ihr alles zu bekennen: ein plötzli-

Der Schauer hielt mich zurück; das Bild meines Geliebten stellte sich zwischen mich und meine Mutter, und die Furcht, ihn zu verlieren, die mir wie ein Blitz in die Seele fuhr, lähmte mir die Zunge. Ich verbarg mein Gesicht in ihrem Busen, und stammelte ein Gelübde, das mein Herz verläugnete; dennoch ergriff mich eine bange Traurigkeit, die ich umsonst zu verbannen suchte. Ich brachte die Nacht in Thränen zu, und faßte, von innern Vorwürfen gepeinigt, den Entschluß, meinen Geliebten zu beschwören, seinen Besuch zu unterlassen. Erst gegen Morgen schlief ich ein. Als ich erwachte, schrieb ich ein Billet an Buchau, dessen Bestellung ich meinem Bruder auftragen wollte. Er war schon vor einer Stunde ausgeritten, um seinen Freund abzuholen.

Meine Angst wuchs mit jeder Minute. Ich fürchtete mich, in diesem Zustande meiner Mutter unter die Augen zu treten, und blieb auf meinem Zimmer. Ich lag gedankenvoll im Fenster, als mein Geliebter, von meinem Bruder begleitet, zum Hofe hereintritt. Sein Anblick verschenkte meine Schwermuth; der Zaumel der Leidenschaft trat an ihre Stelle, und nun wunderte ich mich, wie ich mir das Glück, einige Stunden an seiner Seite zuzubringen, versagen konnte. Ich begab mich zur Gesellschaft. Mein Bruder hatte dem Lieutenant die strengste Behutsamkeit empfohlen,

Seine Bewillkommung war weder fremd, noch vertraut, und ich mit Erröthen gestehe ich es, ich that es ihm in der Verstellung noch zuvor. Kein Wort, keine Miene verrieth unser Geheimniß. Ueber der Mahlzeit entspann sich zwischen meinem Onkel und den beiden Offizieren ein politisches Gespräch über den ausgebrochenen Krieg. Buchau entzückte ihn durch seine Kenntnisse und durch die Feinheit seiner Bemerkungen. Junger Mann, sagte mein Onkel, wir müssen näher mit einander bekannt werden; Sie gehören ja ohnehin schon halb und halb zur Familie. Suchen Sie sich einen Urlaub von einigen Tagen auszuwirken, und leisten Sie uns Gesellschaft; wer weiß, wann wir wieder so zusammenkommen. Mein Herz hüpfte; Buchaus Gesicht strahlte. Er verließ uns gleich nach Tische, und jagte nach Freiburg zurück. Sein Obrister, der ihn väterlich liebte, bewilligte ihm einen Urlaub von acht Tagen, und seine Ungedult erlaubte ihm nicht, seine Rückkunft bis auf den folgenden Morgen zu verschieben.

Als wir allein waren, sagte meine Mutter zu mir: ich bin mit dir zufrieden, mein Kind, und hoffe, du werdest fortfahren, dich vorsichtig zu betragen. Ich küßte ihr die Hand; was hätte ich ihr antworten können? Erlassen Sie mir, meine Freunde, die Geschichte eines Zeitraums, den mein bethörtes Herz für den glücklichsten meines Lebens hielt, indes ich

langsam in den tiefsten Abgrund des Jammers hinabglitt. Mein Geliebter und ich erschöpften alle Künste der erfindsamen Liebe, um meine gute Mutter sicher zu machen, und es gelang uns nur zu wohl, ihr Vertrauen zu hintergeben.

Sechs Tage waren uns wie ein zauberischer Traum verstrichen, als die beiden Offiziere zu ihrem Regiment abgerufen wurden, das Befehl erhalten hatte, schleunig ins Feld zu rücken. Auch jetzt kam die Liebe zu meinem Bruder mir zu statten, um den grenzenlosen Schmerz zu rechtfertigen, den diese Schreckenspost mir verursachte. Die beiden Waffenbrüder verreisten noch denselben Abend. Ich wußte mich nicht zu fassen, ungeachtet ich gewiß war, sie noch einmal zu sehen. Denn da das Regiment am folgenden Morgen durch unser Städtchen ziehen sollte, so hatte sie mein Onkel zum Frühstück eingeladen. Der gute Mann that alles, was er konnte, um mich zu trösten; allein umsonst. Die schwärzesten Bilder folgten mir auf mein Lager, und nach einer peinlich durchwachten Nacht erschien die noch peinlichere Stunde der Trennung. Ich hieng halb obnmächtig am Halse meines Bruders, der mir eine reichgestickte Briefflasche zustellte, um, wie er sagte, seine Briefe darin aufzubewahren. Mein Geliebter, bleich wie der Tod, ergriff meine Hand mit einem Drucke, den ich zu verstehen glaubte. Unschlüssig, ob er mehr

wagen dürfe, wollte er sie an seine Lippen pressen. Mein Oheim errieth seinen Wunsch: dem Freunde des Bruders gebührt ein Schwesterkuß, sagte er, indem er ihm meine Wange hinbot. Buchau küßte die Thränen auf, die sie überschwenmten; er wußte wohl, daß die bittersten für ihn flossen; aber er und ich ahneten nicht, daß die Zukunft mir noch weit bitterere aufbehielt.

S kaum hatte ich sie aus dem Gesichte verloren, so begab ich mich auf mein Zimmer, um meine Brieftasche zu öffnen, die mir ein Geschenk meines Geliebten zu seyn schien. Ich betrog mich nicht, ich fand darinn, außer einem von seinen Thränen feuchten Abschiedsbillet, unsern Trauschein, den er mich beschwor, wohl zu verwahren, weil dieses Blatt das Glück unserer Liebe versichern könne. Ich folgte seinem Befehl, und war entzückt, ein Andenken von ihm zu besitzen, das ich nicht verbergen durfte weil ich es unter einem andern Namen empfangen hatte. Ich besitze es noch, und werde es, so bald ich nach Hause komme, mit den beiden Urkunden, die es enthielt, meinem Karl als das einzige Erbgut zustellen, das mir sein Vater für ihn hinterlassen hat.

Noch ein paar traurige Tage brachten wir bei meinem guten Onkel zu: dann traten wir unsere Rückreise an. Mein Reitpferd mußte mir folgen, und ich freuete mich dieses Gefährten, der mich so

oft meinem Buchau entgegen trug. Nun sollte es mir zur Beförderung unsers Briefwechsels dienen, den wir auf den alten Fuß verabredet hatten. Meine Eltern glaubten mir eine Zerstreung zu verschaffen, wenn sie mir von Zeit zu Zeit erlaubten, in Begleitung eines Bedienten auszureiten. Ich kehrte gewöhnlich bei unserm Unterhändler ein, und wenn ich abgehalten wurde, so vertrat mein Mädchen meine Stelle, das ohnedem jeden Sonntag seinen Vater besuchte. Die Briefe meines Geliebten athmeten die reinste, wärmste Zärtlichkeit; sie würden mir seine Abwesenheit erträglich gemacht haben, wenn ich nicht täglich für sein Leben hätte zittern müssen. Doch nun kam die Zeit, da ich für mich selbst und für ein größeres Gut, als mein Leben, zittern sollte.

Die Folgen meines strafbaren Schrittes bedrohten meine Ehre. Vier Monate weinte ich in der Stille, ohne meinem Gatten meine tödtliche Unruhe zu vertrauen. Endlich entdeckte ich ihm das traurige Geheimniß. Mein Wunsch ist erfüllt, antwortete er mir im Triumph seiner Freude, nun erst, meine Lina, bist du ganz mein; keine irdische Macht kann uns mehr trennen. Entdecke dich unserer guten Mutter, du bedarfst ihres Beistandes; sie liebt dich, sie wird dir ihn nicht versagen. Ich fühlte, daß dieser Rath der einzige war, den er mir geben konnte; allein so oft ich ihn befolgen wollte, entsank mir der

Muth. Zehnmal trat ich vor meine Mutter, um ihr mein Vergehen zu bekennen, und immer starb das Wort auf meinen Lippen. So verstrichen mir noch einige Wochen. Namenlose Martern zermalmten mein Herz. Endlich zwang der bedenkliche Zustand meiner Gesundheit mich, zu reden; ich fiel vor meiner Mutter auf die Kniee; ich stammelte einige unvernünftliche Töne, die unser Trauschein, den ich ihr in die Hand legte, ihr enträthselte. Sie schauderte zurück, und ich stürzte längs zur Erde. Sie ließ mich einige Minuten liegen; endlich siegte die mütterliche Liebe. Sie half mir auf; sie schloß mich in ihre Arme, Thränen der zärtlichsten Behmuth begleiteten ihre Vorwürfe, ich warf mich von neuem auf die Kniee, und wollte nicht eher aufstehen, als bis sie das Wort der Vergebung aussprach. Nun vermengte sie ihre Thränen mit den meinigen, ich beschwor sie, mich nicht zu verlassen; ihre vornehmste Sorge war, meinen Zustand meinem Vater und unserm fanatischen Pfarrer zu verbergen, den wir noch mehr fürchteten, als meinen Vater. Dieses gelang uns noch einige Zeit; endlich aber mußte ein unverdächtiger Vorwand erfunden werden, mich auf ein paar Monathe von Hause zu entfernen.

Nach langem Hin und Hersinnen beschloß meine Mutter, unsern Arzt, einen edeln, rechtschaffenen Mann, in unser Geheimniß aufzunehmen. Sie that

es mit einer Schonung, die mich mehr, als die härteste Strafe demüthigte, indem sie ihm zu verstehen gab, meine Heirath sey mit ihrem Vorwissen und in der Hoffnung geschlossen worden, daß ihr Gemahl sie endlich gutheissen werde. Der Arzt zeigte sich unsers Vertrauens würdig; er stellte meinem Vater vor, daß meine Gesundheit den Gebrauch einer Brunnenkur unumgänglich erfordere, und meine Mutter erbot sich, mich nach Schwalbach zu begleiten. Man wählte diesen Ort, weil unser Vertrauter in dessen Nachbarschaft einen zuverlässigen Freund hatte, dem er uns empfehlen wollte. Niemand, als mein Mädchen dem mein Geheimniß nicht fremd war, sollte uns auf dieser Reise begleiten. Mein Vater, der mich schon lange kränkeln sah, willigte in alles, und der Tag unserer Abreise war bereits festgesetzt, als eine traurige Nachricht diesen Plan vereitelte.

Das Regiment meines Bruders machte einen Theil der Besatzung von Philippsburg aus. Die Franzosen belagerten diese Festung, und wir schwebten einige Wochen in tödtlicher Unruhe, als mein Vater einen Brief von fremder Hand erhielt, den aber mein Bruder dictirt und unterschrieben hatte. Er meldete darinn, daß er in einem Ausfall schwer verwundet, gefangen und in die Festung Landau gebracht worden sey. Die französischen Feldscheerer, setzte er hinzu, fänden zwar keine seiner Wunden

tödtlich, die Kur aber dürfte langwierig seyn. Diese Nachricht stürzte uns in die tiefste Betrübniß, und mein Vater, der alle Hoffnung auf diesen Sohn setzte, beklagte es mit Thränen, daß sein siecher Körper ihn hinderte, ihm zu Hülfe zu eilen. Das will ich thun, sagte meine Mutter, und wenn es der Arzt für gut findet, so kann Lina mich begleiten. Der Arzt wurde gerufen, er errieth unsere Absicht, und war der Meinung, daß eine solche Luftveränderung mir vielleicht eben so zuträglich seyn würde. Nur mußte ich mich vor heftigen Gemüthsbewegungen hüten, und meinem Kummer nicht zu sehr nachhängen.

Schon am folgenden Tage machten wir uns auf den Weg. Es war gegen das Ende des Junius. Wir reisten schnell und glücklich. Mit pochendem Herzen fragten wir nach dem Quartier meines Bruders. Er hatte sich in ein Privathaus bringen lassen, und wir erfuhren von seinem Wirth, daß er sich etwas besser befinde. Wir eilten auf sein Zimmer. Meine Mutter öffnete sachte die Thüre: sie sah hinein, und erblickte meinen Bruder an den Busen seines Freundes gelehnt, der ihm eine Erfrischung reichte. In diesem Momente ward Buchau sie gewahr; schauernd ließ er den Becher aus der Hand fallen, und wollte sich ihr zu Füßen werfen, eben da ich hinter ihr in die Stube trat. Er blieb

wie versteinert stehen; ich zitterte vor Schrecken und Freude, jetzt lag er vor meiner Mutter auf den Knieen. Sie hat uns vergeben! rief ich mit erlöschender Stimme, indem ich an seine Brust niedersank. Nun erst bemerkte ich, daß er den linken Arm in einer Binde trug. Gott, auch du verwundet!
 Mir zu Liebe, sagte mein Bruder heiter lächelnd zu meiner Mutter, die ihre Hand von Buch aus Lippen wegriß, und auf den Patienten zuslog, dessen klasses Gesicht sie mit Küßen und Thränen bedeckte.

Urtheilen Sie selbst, meine Freunde, ob diese Szene sich beschreiben läßt. Ich setze nichts hinzu, als daß mein Bruder die Wahrheit sagte. Er hatte drei Wunden empfangen, und lag von Feinden umringt auf der Erde. Buchau wollte ihn ihren Händen entreißen, und drang mit einigen seiner Leute wütend auf sie ein. Er wurde übermannt, verwundet und selber gefangen. Er schlug alle Hülfe aus, bis die Wunden seines Freundes verbunden waren. Da die seinige wenig euf sich hatte, so stellte man ihm frei, im Feldlazareth zu bleiben, und nach einigen Tagen auf sein Ehrenwort nach Hause zu gehen; allein er folgte seinem Schwager nach Landau, und theilte sein Zimmer mit ihm. Kurz, mein Bruder hatte seine Erhaltung eben so sehr der Freundschaft, als der Heilkunst zu danken. .

Diese Erzählung söhnte meine Mutter mit dem Lieutenant vollends aus. Sie nannte ihn wieder, wie in glücklichern Tagen, ihren lieben Sohn, und gieng mit ihm über die eigentliche Veranlassung meiner Reise zu Rathe. So sehr uns allen daran gelegen war, meine Verbindung wenigstens noch eine Zeit lang vor meinem Vater zu verbergen, so fanden wir doch keine Ursache, das Geheimniß in einer fremden Stadt zu beobachten, wo niemand uns kannte. Nichts war natürlicher, als daß ich in Gesellschaft meiner Mutter einen verwundeten Gatten und Bruder besuchte, und mit ihnen unter einem Dache wohnte. Unsere gefällige Wirthinn räumte uns einige Zimmer ein, und da, nach dem Urtheil der Wundärzte, mein Bruder vor zween Monaten Landau nicht verlassen konnte, so ward beschloffen, daß ich hier meine Niederkunft abwarten sollte. Sie erfolgte bereits nach einigen Tagen; die Beschwerlichkeiten der Reise und die ausgestandenen Gemüthserschütterungen hatten sie beschleunigt. Du, mein lieber Carl, wurdest geboren. Unser Lohnlakai und mein Mädchen waren deine Pächten, und ich war deine Amme. Ich wollte mir die Freude, dich selber zu stillen, so lange ich um dich war, nicht rauben lassen. Ach! es war die einzige Mutterpflicht, die ich dir, und leider nur auf kurze Zeit, erweisen konnte.

Während meinem Wochenbette ergab sich die Festung Philippsburg, und dein Vater und mein Bruder wurden einige Wochen darauf ausgewechselt. Die Wunden dieses letztern waren zwar nothdürftig geheilt, allein sie erlaubten ihm nicht, den Kriegsdienst fortzusetzen. Ehe Buchau zu seinem Regiment zurückkehrte, wollte er für deine Unterkunft sorgen, und da der Krieg in Deutschland fort dauerte, hielten wir fürs Beste, dir in einer französischen Grenzstadt ein sicheres Asyl auszumachen. Wir verfielen einmüthig auf die Stadt Strasburg, deren Größe uns die meisten Hülfsmittel anbot, und zugleich für deine Verborgenheit bürgte. Wir beschloffen also, in Begleitung deines Vaters unsern Rückweg durch diese Stadt zu nehmen. Wir hatten das Glück, dich bei einer ehrbaren jungen Wittwe unter dem Namen Carl Adelbert (der letztere war deines Vaters Taufname) unterzubringen. Buchau bezahlte deiner neuen Pflegemutter das bedungene Kostgeld für ein halbes Jahr voraus, und hinterlegte in einem Strasburger Wechselhause eine Summe von hundert Ducaten, die sein Oheim ihm zugesandt hatte, und welche hinreichten, deine Verpflegung auf ein paar Jahre zu bestreiten. Ich finde keinen Ausdruck, um die Schmerzen meines Abschieds von dir und deinem Vater zu schildern; ach! sie waren nur allzugerecht.

Ich sollte ihn nie, und dich, mein lieber Carl, nur erst nach vielen Jahren wiedersehen.

Unsere Thränen waren noch nicht getrocknet, als wir bei meinem Vater anlangten. Der Anblick meiner hergestellten Gesundheit linderte einigermassen seinen Kummer über den traurigen Zustand meines Bruders, der noch anderthalb Jahre siechte, und endlich an den Folgen seiner Wunden starb. So lange er lebte, erhielt ich durch ihn von Zeit zu Zeit Briefe von deinem Vater und Nachrichten von deinem Befinden. Der Friede mit Frankreich war zwar hergestellt; allein kurz darauf brach ein Krieg mit der Pforte aus. Buchau hatte eine Compagnie erhalten, und der Augenblick näherte sich, da ich, von meiner Mutter unterstützt, meinem Vater meine Heirath eröffnen wollte, als wir durch Zeitungen erfuhren, daß mein Gatte, dem ich kurz zuvor den Tod seines Freundes gemeldet hatte, auf einem Vorposten unweit Widdin geblieben sey. Mein Schmerz hatte keine Grenzen; ich verbarg meine Thränen meinem Vater nicht; er entschuldigte sie, weil er glaubte, daß der Tod des Freundes mir den Verlust des Bruders erneuerte. Bisweilen täuschte ich mich mit dem Gedanken, daß Buchau vielleicht nicht getödtet, sondern nur verwundet worden. Ich beredete daher meine Mutter, an den Comthur zu schreiben, um die Wahrheit zu erfahren. Ihr Brief wurde

durch seine Richte beantwortet. Er enthielt die Nachricht, daß ihr Oheim kurz vor dem Tode ihres Bruders plötzlich am Schlage gestorben sey. Ich war der Verzweiflung nahe. Nun war mein Unglück nur zu gewiß, und mit diesem Oheim, dem unsere Verbindung erst nach meinem Vater eröffnet werden sollte, fiel die letzte Stütze meines armen Kindes.

Sobald ich fähig war, an etwas anders als an meinen Verlust zu denken, gieng ich mit meiner Mutter wegen deiner künftigen Versorgung zu Rathe. Wir wurden schlüssig, dich noch ein paar Jahre in den Händen deiner Pflegemutter zu lassen, und das Weitere von den Umständen zu erwarten. Meinem Vater etwas von meiner Heirath zu entdecken, wäre nun zwecklos gewesen, und würde mich ohne Nutzen seinem Zorne bloßgestellt haben. Meine Mutter und ich legten also alle Ersparnisse zusammen, und schickten damit den Vater meines Mädchens nach Strasburg, um sich nach dir zu erkundigen, und die Summe bei eben dem Wechsler niederzulegen, dem die Bezahlung deines Kostgeldes aufgetragen war. Der Mann kam mit einer Botschaft zurück, die mich an den Rand des Grabes brachte. Wenige Tage vor seiner Ankunft, so sagte ihm deine Verpflegerinn, habe sich ein fremder Herr bei ihr gemeldet, und ihr den Tod deines Vaters angezeigt, mit dem Beisatze, daß er als dein Vormund nun selbst für deine Er-

ziehung sorgen wolle. Er habe sie reichlich belohnt, und in Begleitung eines ältlichen Frauenzimmers das Kind mit sich fortgenommen.

Dieser fremde Herr war ich, rief der General, und das ältliche Frauenzimmer war meine Verwalterinn. Doch vergeben Sie, gnädige Frau, daß ich Sie unterbrach; die Reihe, zu reden, wird auch an mich kommen. Das vermuthete ich schon diesen Morgen, sagte die Baroninn, indem sie dem General mit feuchten Augen die Hand drückte. Die Reihe, zu reden, wird bald an Ihnen seyn; ich habe wenig mehr zu sagen. Drei Wochen lag ich ohne Besinnung in einem hitzigen Fieber. Die Hülfsmittel der Kunst und meine Jugend brachten mich in's Leben zurück; meine Genesung war sehr langsam, und ich behielt eine Nervenschwäche, die meinen Arzt veranlaßte, mir nun im Ernst eine Badekur zu verordnen. Wir wählten absichtlich die warmen Quellen zu Baden bei Rastadt, und meine Mutter begleitete mich dahin. Ehe ich meine Kur anfieng, machten wir eine kleine Reise nach Strasburg. Ich wollte die Pflegemutter meines Kindes selber sprechen, und hoffte von ihr einige nähere Nachrichten von seinem Aufenthalt einzuziehen; allein sie konnte uns nicht mehr sagen, als was unser Bote uns hinterbracht hatte. Der angebliche Vormund meines Sohnes hatte sich nicht genannt, und der Wechsler hatte ihn gar nicht ge-

sehen. Mit einem nagenden Kummer im Herzen kehrte ich nach Baden zurück.

Meine Gesundheit stellte sich allmählig wieder her, und nach zwei Jahren heirathete ich den Herrn von Seeburg. Die Schwester meines Buchau hatte sich mit einem Edelmann aus unserer Gegend verbunden. Ich suchte ihre Bekanntschaft, und fand Gelegenheit, mich bei ihr nach den Umständen des Todes ihres Bruders zu erkundigen; allein sie konnte mir mehr nicht sagen, als was sie meiner Mutter gemeldet hatte. So wurde mir meine letzte Hoffnung vereitelt, und ohne das Wunder, das uns, mein lieber Carl, hier zusammenführte, wäre mir dein Daseyn auf immer verborgen geblieben. Als ich dich im Concert erblickte, glaubte ich deinen auferstandenen Vater zu sehen.

Der General. Da haben Sie Recht; in meinem ganzen Leben ist mir keine solche Ähnlichkeit vorgekommen.

Die Baronin. Und als ich vollends den Namen Udelbert aussprechen hörte, blieb mir kein Zweifel mehr übrig. Nur durch meine Entfernung konnte ich einer Ohnmacht ausweichen. Allemal ist es mir unbegreiflich, warum dein Vater mir die Maaßregeln verhehlte, die er zu deiner Versorgung getroffen hat.

Dieses Räthsel, sagte der General, kann ich Ihnen erklären. Beim Ausbruche des Türkenkriegs ward ich als Major bei dem Regiment angestellt, unter welchem Buchau als Hauptmann stand. Wir wurden bald Freunde; doch entdeckte er mir nichts von seiner Verbindung. Er ward auf einen Vorposten nach einem Dorfe kommandirt. Die Feinde überfielen ihn des Nachts mit einer überlegenen Macht. Er vertheidigte sich als ein Held, und bekam einen Lanzenstich in den Unterleib, eben als ich ihm mit einer Verstärkung zu Hülfe eilte. Als die Türken zurückgeschlagen waren, ließ ich meinen verwundeten Freund in ein Haus bringen und verbinden. Der Feldscheerer erklärte seine Wunde für höchst gefährlich. Sobald ich für die Sicherheit des Postens gesorgt hatte, kehrte ich zu ihm zurück. Er befahl den zweien Soldaten, die ich ihm zu Wärtern gegeben hatte, uns allein zu lassen; dann sagte er zu mir: ich fühle, mein Freund! daß meine Wunde tödtlich ist. Ihnen allein kann ich ein Anliegen anvertrauen, das mir schwer auf dem Herzen liegt. Ich bin heimlich verheirathet, und habe einen zweijährigen Sohn, dessen Mutter sich Ihnen selber zu erkennen geben wird. Da es mir bisher wegen unüberwindlicher Hindernisse nicht möglich war, meiner Verbindung die gesetzliche Kraft zu geben, so halte ich mich nicht für berechtigt, das Geheimniß einer

ehrwürdigen Familie selbst meinem Freunde zu offenbaren. Von seiner Mutter wird einst mein Sohn den Namen seines Vaters erfahren, den ich Sie beschwöre, ihm zu verschweigen. Er ist seiner Pfliegerinn unter dem Namen Carl Adelbert übergeben worden, und vielleicht wird seine Nahe und meine Ehre erfordern, daß er nie einen andern führe. Da der Mann, der meine Stelle bei ihm vertreten und für sein Glück gesorgt haben würde, seit kurzem gestorben ist, so kann ich nur wenig für ihn thun. Hier langte er seine Briefftasche unter dem Hauptkissen hervor, und nahm einen Wiener Wechsel von tausend Ducaten heraus. Die Zinsen dieses Wechsels, fuhr er fort, müssen zu seiner Erziehung hinreichen, bis er im Stande ist, mit dem Degen sein Brod zu verdienen. Da ich weiß, welchen Händen ich ihn übergebe, so ist mir für sein Schicksal nicht bange. Jetzt gab er mir die Adresse der Pflegemutter des Kindes, und ich versprach ihm nicht ohne Thränen, es selber in Strassburg abzuholen, sobald die Umstände mir erlauben würden, einen Urlaub zu begehren. Die Pflicht des Dienstes rief mich ab. Nach einer Stunde kam ich wieder, und fand ihn mit dem Tode ringend. Ich bog mich über ihn hin, ich schrie ihm in die Ohren; allein vergebens. Er warf mir einen brechenden Blick zu, und verschied in meinen Armen. Einer von seinen Wärtern stellte mir ein

Papier zu, an dem er schrieb, als seine Wunde aufbrach, und die Verblutung verursachte, die seinen Tod beschleunigte. Hier ist es. Der General zog es aus seiner Tasche und überreichte es der Baronin. Ach Gott! es ist seine Hand, rief sie schluchsend, und las folgende Worte:

„Ich sterbe, meine theure Lina, und fühle nun erst, ach, zu spät! daß ich Dich unglücklich gemacht habe. Vergieb mir, meine Gattinn, und liebe mein Andenken in unserem Kinde. Mein edler Freund, der Herr von Löwen, Major unsers Regiments, wird für seine Erziehung sorgen, und es bleibt Dir freigestellt, ob Du Dich ihm entdecken, oder . . .“

Diesen Brief, so fuhr der General fort, konnte ich nicht bestellen, weil ich nicht wußte, an wen er gerichtet war. Adelbert nahm das Blatt seiner Mutter aus der Hand; er küßte es und neßte es mit seinen Thränen. Auch Ernestine weinte, und war froh, weinen zu dürfen. Es entstand eine lange düstere Pause.

Adelbert gab seiner Mutter das Papier zurück. Edler Mann, sagte sie zum General, nicht wahr, ich darf es doch behalten? Auch noch jetzt ist es mir ein heiliges Andenken, das nach meinem Tode seinem Sohne zufallen soll. Der Brief ist an Sie, erwiderte der General, und vermuthlich wäre er Ihnen durch Ihren gewöhnlichen Vermittler gekommen.

Die heftige Gemüthsbewegung, darinn mein Freund ihn schrieb, brachte sein Blut in Wallung, und war die wahrscheinliche Ursache seines so schnellen Endes. Unter den Geräthschaften, die er bei sich hatte, fand ich nichts, das mich auf die Spur seiner Adresse hätte bringen können; nur sagten mir die Wärter, daß er, ehe er zu schreiben anfieng, verschiedene Papiere aus seiner Briefftasche hervorgehohlet und verbrannt habe: auf gleiche Art sey er mit einem schönen Bildniß verfahren, das er auf seiner Brust trug, und wo von sie mir die Einfassung zustellten. Ehe ers verbrannte, sagten sie, habe er es unzählichmal geküßt und mit Thränen begossen. Da diese Einfassung mit den verzogenen Buchstaben A, E verziert war

Adelbert und Caroline, unterbrach ihn die Baroninn. Das Portrait wurde dem Scheine nach für meinen Bruder gemahlt, durch den ich es noch vor unserer Verbindung meinem Geliebten zustellen ließ. Ich behielt das Nähmchen zurück, weil es vielleicht meinem künftigen Pflege-ohne dienen konnte, sagte der General, indem er es der Baroninn übergab, die es augenblicklich erkannte. Er hat es auf seinem Herzen getragen, sprach Adelbert, der es seiner Mutter ehrerbietig aus der Hand nahm; es ist ein Vermächtniß, das ich mir zueigne, und ich hoffe, Sie werden es mir ergänzen. Gerne, lieber Carl, erwiederte sie. Doch wir haben deinen Wohlthäter unterbrochen.

Ein Auftrag, womit unser Feldmarschall mich wenig Tage nach dem Tode meines Freundes an den Hofkriegsrath abschickte, so fuhr der General fort, setzte mich weit eher, als ich es hoffen durfte, in den Stand, mein Versprechen zu erfüllen. Unter dem Vorwande einer dringenden Familienangelegenheit erhielt ich ohne Mühe einen Urlaub auf vierzehn Tage, und mehr brauchte ich nicht, um meinen kleinen Mündel in Straßburg abzuholen und auf mein Gut zu meinem Verwalter zu bringen. Das Kind schoß auf wie ein Rohr, und nannte mich Vater. Nach des Kaisers Tode trat ich in die Dienste meines Landesfürsten, der mir ein Dragoner-Regiment auftrug. Hiedurch bekam ich Gelegenheit, dem Knaben in der Folge einen Platz in unserm Kadettenhause zu verschaffen. Er war in allen Stücken, wie noch jetzt, einer der ersten, und als er das Alter hatte, bat ich mir eine Standarte für ihn aus. Nun hatte er den Fuß im Bügel, und Sie sehen (auf Adalberts Ordensband weisend), daß er im scharfen Trab auf der Bahn der Ehre avancirt ist.

Die Baronin. Das alles, vortrefflicher Mann, hat er Ihnen zu danken, und seine Mutter wird Sie ewig dafür segnen. Doch bald hätte ich einen wichtigen Umstand vergessen. Der Comthur hat eine beträchtliche Erbschaft hinterlassen, wovon ein Drittheil meinem Carl von Rechts wegen zu-

gehört. Mein eignes Vermögen ist während meiner zweiten Ehe so sehr zusammengeschmolzen, daß es ihm leider wenig Unterstützung verspricht. Desto mehr hat er von der Seite seines Vaters zu erwarten, wenn er die Rechte seiner Geburt, wovon ich die Beweischriften in Händen habe, geltend macht.

Adelbert. (zärtlich.) Nein, liebe Mutter, das Glück, Sie gefunden zu haben, soll niemanden etwas kosten. Ihr Herz, nicht Ihr Vermögen, will ich mit meinem Bruder theilen, und in die Familie meines Vaters will ich mich durch keinen Proceß eindringen, der seine Asche stören und dessen Ausgang ungewiß seyn würde. Vor dem Richtersthule der Moral ist meine Geburt rechtmäßig; vor dem Richtersthule der Geseze kann man sie mir streitig machen, und das verhaßte Licht, das man darauf werfen würde, könnte auf meine Mutter zurückfallen. Ich verzichte auf meine Ansprüche, auf den Namen meines Vaters, und vor der Welt, liebe Mutter, verzichte ich selbst auf den süßen Titel Ihres Sohnes.

Ernestine lächelte, ihre Augen funkelten, ein tiefer Seufzer machte ihrem schwellenden Herzen Luft; sie konnte sich kaum auf ihrem Stuhl halten. Der General sprang auf, und faßte den Mittmeister in seine Arme; recht so, lieber herrlicher Junge, das habe ich von dir erwartet. Du bedarfst keines andern Namens; Adelbert sagt mehr als Buchau.

Mangel hast du keinen gelitten; ich habe mit de-
 nen tausend Ducaten gewuchert, sie sind auf zwei
 tausend angewachsen, und auch wenn du den Dienst
 verlassen müßtest, wirst du zu leben haben. Eine
 Pension ist dir gewiß, und auch ein eigener Heerd,
 an dem du sie verzehren kannst. Ich habe es nicht
 gemacht wie der alte Comthur, den der Tod, wie
 der Rindmajor eine schlafende Schildwache, übers-
 raschte. Mein Gut fällt meinem Neffen zu, allein
 der Freihof, einen Büchschuß vom Dorfe, den ich
 aus meinen Ersparnissen erkaufte, habe ich dir ver-
 schrieben. So lange ich lebe, wohnst du bei mir,
 und wenn du mir die Augen zugedrückt hast, so be-
 ziehst du dein Eigenthum.

Die Baroninn zerfloß in Thränen, und fiel dem
 General schweigend um den Hals. Ernestine wogte
 einige Momente in einem Meere großer Gefühle,
 die sich mit Flammenzügen auf ihre Stirne mahlten.
 Jetzt stand sie auf und trat der Baroninn entgegen.
 Gnädige Frau, sprach sie mit der feierlichen Melo-
 die ihrer Silberstimme; ich sagte Ihnen heute, daß
 ich Ihre Tochter nicht werden könne. Ich betrog
 mich. Die Verzichtleistung Ihres Sohnes kann mir
 diese Ehre verschaffen. Nun wendete sie sich zum
 Rittmeister. Adelbert, ich habe in Ihrer Seele
 gelesen. Können Sie sich mit einem Herzen begnü-
 gen, in dem das Andenken dieses Edeln (sie küßte die

no 1de Bild) einen unzerstörbaren Altar hat, so biete ich es Ihnen mit meiner Hand an.

Adelbert war außer sich. Er zitterte, er erblaßte; die süßeste Wonne der Ueberraschung hemmte seine Lebensgeister. Gott! konnte ich das hoffen? stammelte er endlich, indem er Ernestinens Hand, mit einer großen heißen Thräne benetzt, an seinen Mund drückte; mehr, weit mehr Seligkeit, als mein Herz fassen kann, liegt in dieser Hand. Die Baronin taumelte an Ernestinens Busen; meine Tochter, liebste, beste Tochter! Und auch meine Tochter, rief der General und schloß sie väterlich in seine Arme. Bei Gott! das ist zu viel auf einen Tag. Dieser Engel da nimmt mir zwanzig Jahre vom Nacken. Du wirst sehen mein Sohn, ich werde wenigstens achtzig Jahre alt, und daran ist sie Schuld. O liebes, liebes Kind! Wie glücklich werden Sie uns machen!

Der Kammerjunker war betroffen, er allein hatte sich der Gruppe nicht genähert. Endlich siegte sein besserer Genius; also doch wenigstens meine Schwester, sagte er zu Ernestinen, indem er ihre Wange küßte. Eine treue Schwester, antwortete sie, und eine redliche Freundin, das hoffe ich Ihnen zu beweisen. Das haben Sie ihm bewiesen, sagte seine Mutter, indem sie ihr liebevoll auf die Backen klopfte. Cy pox tausend, was fällt mir ein! rief der Gener

ral mit schalkhaftem Lächeln, wissen Sie denn auch, liebe Tochter, daß Ihr Bräutigam katholisch ist? Ernestine wies auf Adelberts Narbe; sein Glaubensbekenntniß steht hier und in Jakobs Hütte angeschrieben. Selbst im Evangelium steht nicht mehr, und mehr brauche ich nicht von seiner Religion zu wissen.

Der General. (Ihr mit dem Finger drohend.) Ein Glück, daß der Großpapa im Paradies ist; sonst würde er die neue Enkelinn mit dem neuen Enkel in den Bann thun. Doch Spaß bei Seite, ich hielt es für Pflicht, meinen Mündel in der Religion seines Vaters zu erziehen. Freilich ist er ein Sohn und kein Knecht seiner Kirche.

Ernestine bemerkte, daß der Rittmeister seine Augen gerührt auf Reynolds Bildniß heftete: den sollen Sie näher kennen lernen, und auch die treffliche Freundin, die ich von seiner Hand empfieng. Gott! sie weiß noch nichts

Adelbert. O so lassen Sie mich selber der Bote meines Glückes seyn.

Die Baroninn. Bringe sie zu uns; sie darf alles wissen.

Bonnetrunken kam nach einigen Minuten Christiane an Adelberts Hand in das Zimmer gestaumelt. Sie sah nur Ernestinen, der sie sich in die Arme warf. Lange hielten beide sich sprachlos

umklammert; ihre Freudenthränen vermengten sich wie die Pulse ihrer Herzen. Der General weidete sich am rührenden Anblick, er trat näher hinzu, und nun erst kam Christiane zu sich. Vergeben Sie meiner Entzückung, sagte sie zur Gesellschaft, ich sah nur sie. Der Greis küßte sie ehrerbietig auf die Stirne; die Baroninn und selbst ihr Sohn bewillkommten sie mit freundschaftlicher Vertraulichkeit.

Flüchtig, wie ein süßer Morgentraum, verstrich dieser heilige Abend. Er war nur der Vorbote der festlichen Tage, die auf ihn folgten. Adelbert und Ernestine sagten sich wenig; jedes laß die Gefühle des andern in seinem eigenen Herzen. Dieses ist der Stolz, der höchste Genuß der edlern Liebe. Jeden Abend nach dem Spaziergange versammelte man sich bei der Baroninn und machte Plane auf die Zukunft, oder mahlte die bereits gemachten mit noch schönern Farben aus. Seeburg war selten dabei. Da Ernestine für ihn verloren war, so suchte er sich nun im Ernst um die Gunst des Fräuleins von Forstheim zu bewerben. Die empfangene Lehre hatte ihn bescheidener gemacht; Ernestine hatte ihm für ihr ganzes Geschlecht mehr Ehrfurcht eingebläst, und er glaubte mit ihrer jungen Freundin so sprechen zu müssen, wie er mit ihr selbst hätte sprechen sollen. Der Versuch gelang ihm, und er bemerkte bald, daß er den rechten Weg eingeschla-

gen habe. Auguste hatte noch nie geliebt, und wenig Gelegenheiten gehabt, Vergleichung anzustellen. Der Kammerjunker, der sie zuvor nicht interessirt hatte, weil er sich wenig mit ihr abgab, fieng in seiner neuen Gestalt an, Eindruck auf sie zu machen, und Ernestinens freundschaftliches Benehmen gegen ihn schien ihr diesen Eindruck zu rechtfertigen. Er fand sie jeden Tag liebenswürdiger, und seine natürliche Ungeduld, von dem täglichen Anblick eines liebenden Paares angefeuert, ließ ihn keine vierzehn Tage warten, ohne dem Fräulein seine Wünsche zu eröffnen. Die überraschte Auguste verwies ihn an ihren Vater; allein schon diese Antwort und ihre reizende Verwirrung sagten ihm, daß er von ihrer Seite kein Hinderniß zu befürchten habe. Er eilte zu seiner Mutter und sie zu Ernestinen. Sie wollte ihrem Herzen nicht ganz trauen, und es ihrer Freundin aufschließen, um sich bei ihr Rath zu erholen.

Ungeachtet das Fräulein Ernestinen nichts neues sagte, so wußte sie sich doch nicht gleich zu fassen; Sie setzen mich, liebes Kind, in einen Fall, darinn ich mich noch nie befand. Meine Verlegenheit ist eben so groß, als meine dankbare Freude über Ihr Vertrauen.

Auguste. Ey! Sie brauchen mir ja nur zu sagen, was Sie an meiner Stelle thun würden.

Ernestine. Als Auguste würde ich vermuthlich anders handeln, als Ernestine an Augustens Stelle handeln würde.

Auguste. Wie so? Ich verstehe Sie nicht.

Ernestine. Des Herrn von Seeburg höherer Stand würde zwischen ihm und mir eine undurchdringliche Scheidewand ziehen. Das ist nun einmal meine Grille. Ich kann die Freundin, aber nicht die Gattinn eines Edelmanns werden.

Auguste. Sonderbar. Können Sie des Barons Freundin werden?

Ernestine. Warum nicht? zumal wenn er Augustens Gemahl wäre.

Auguste. Und wenn er bürgerlichen Standes wäre, könnten Sie alsdann seine Gattinn werden?

Ernestine. (etwas betroffen.) Als Bürger würde er das nicht seyn, was er jetzt ist; seine Erziehung, seine Verhältnisse würden einen mir jetzt unbekanntem Mann aus ihm gemacht haben. Kurz ich weiß nicht, was ich alsdann thun würde.

Auguste. Was würden Sie denn thun, wenn Sie Auguste von Forstheim wären, und der Herr von Seeburg um Ihre Hand anhielte?

Ernestine. Ich würde mich befragen, ob sein Aeufferes, ob sein Verstand, sein Herz, sein Charakter meinen vernünftigen Wünschen entsprechen können?

Auguste. Und wie würde die Antwort ausfallen?

Ernestine. Ich denke zu seinem Vortheil. Bei seiner Gestalt würde ich mich am wenigsten aufhalten; bei allen ihren Vorzügen würde ich sie dennoch als eine Nebensache betrachten. Seinen Verstand und die Güte seines Herzens würde ich kein Recht haben, zu bezweifeln. Vielleicht würde mir sein Ton ein wenig zu entscheidend und sein Charakter etwas flüchtig vorkommen. Allein sein Ton gehört nicht ihm, sondern unserm Zeitalter und der Atmosphäre zu, darinn er lebt; und ich müßte mich sehr betrügen, wenn nicht sein Charakter, an der Seite eines vernünftigen guten Weibes und im Genuße häuslicher Freuden, mehr Stetigkeit erhalten sollte. Ueberhaupt, liebes Kind, muß unser Geschlecht bei der Wahl eines Gatten auf die Vollkommenheit Verzicht thun; ich rede nicht von der idealischen, die man nur in Romanen findet, nein, auch die Eigenschaften wirklicher, aber seltener Menschen dürfen wir nicht von einem Freier fordern, oder, wenn er sie nicht besitzt, ihn deswegen verwerfen.

Auguste. Und warum nicht?

Ernestine. Weil es in den Plan der Verheirathung zu gehören scheint, ungleichartige Wesen zusammen zu führen, um eines durch das andere zu

veredeln. Nicht immer begegnen sich die Seelen, die einander am nächsten verwandt sind, und wenn sie sich begegnen, so geschieht es oft, um sich wechselseitig zum Prüfstein ihrer Tugend zu dienen, und ihr die Opfer zu bringen, welche die gesellschaftlichen Verhältnisse ihnen aufliegen.

Auguste. Ich hätte Sie, liebe Freundin, nicht für so anspruchslos gehalten.

Ernestine. Vielleicht bin ich es weit weniger, als Sie glauben. Denn ich zähle einen gesunden Verstand und ein unbeflecktes Herz unter die unbedingten Eigenschaften eines Freiers.

Auguste. Würden Sie sich wohl mit diesen Eigenschaften begnügen?

Ernestine. Ich glaube ja, wenn mein Herz für ihn spräche. Dann würde meine Vernunft alles, was er mehr besäße, aus der Hand der Vorsehung als eine Zulage zu meinem Loose mit Dank annehmen.

Auguste. (nach einem kurzen Stillschweigen.) Wohl an denn! Da Ernestine die Freundin meines Liebhabers werden kann, so kann ich ohne Gefahr seine Gattinn werden. Ich rechne auf Ihren Rath, auf Ihre Lehren, und vornehmlich auf Ihr Beispiel; da ich wahrscheinlich das unschätzbare Glück haben werde, mit Ihnen in einer Stadt zu wohnen.

Ernestine. (sie zärtlich umarmend.) Sie werden Ihrer Freundin doch auch bisweilen in ihr einsames Landhäuschen folgen? Dort, liebes Kind, und nicht in der Stadt, werden wir ganz unser seyn, und ungestört für die Freundschaft leben können.

Ernestine stattete der Baroninn von dem Wesentlichen dieser Unterredung Bericht ab. Diese begab sich gleich am folgenden Tage zum Herrn von Forstheim, und da sie ihm die Bestimmung der Mitgift völlig überließ, und das Fräulein alles dem Willen des gnädigen Papa heimstellte, so erreichte die Unterhandlung gar bald einen erwünschten Ausgang. Freilich rümpfte der alte Filz ein wenig die Stirne, als die Baroninn der Schulden erwähnte, die auf den seeburgschen Gütern lasteten. Da man ihm aber nicht zumuthete, sie zu bezahlen, so begnügte er sich, seinem künftigen Schwiegersohne, der immer noch eine vortheilhafte Partie war, die Regeln einer weisen Deconomie einzuschärfen, und im Projecte, das er von den Ehepacten entwarf, sich die Freiheit vorzubehalten, von dem Heirathsgute seiner Tochter vor der Hand bloß die Zinse zu vier Procenten zu bezahlen. Junge Leute, sagte er, können sich einstweilen mit den Eiern begnügen, wenn ihnen nur das Huhn gewiß ist. Die Baroninn und ihr Sohn giengen alles ein, weil Ernestinens edles Anerbieten die

Hauptschwierigkeit aus dem Wege geräumt hatte, und es wurde beschlossen, das Verlöbniß noch vor der Trennung der Gesellschaft in Forstheim zu feiern, die Hochzeit aber um einen Monat zu verschieben. Ernestine mußte ihrer jungen Freundin versprechen, ihrem Verlöbniße beizuwohnen, und der gnädige Herr verfügte sich in selbst eigener Person zween Tage vorher in seinem seidenen Galarocke mit der langen Troddelweste zu ihr, um sich diese Ehre auszubitten.

Forstheim lag nur drei Meilen von dem Bade, und in den zween Tagen, die Ernestine dort zubrachte, hatte sie Gelegenheit, Augusten von einer neuen Seite kennen zu lernen. Nichts übertraf die Ordnung und die ruhige Thätigkeit, womit das achtzehnjährige Mädchen die Haushaltung ihres Vaters führte. Ernestine beobachtete sie mit innigem Vergnügen, und konnte sich nicht enthalten, die Frau von Ellern auf dieses Verdienst ihrer künftigen Schwiegertochter aufmerksam zu machen. Ehe sie Forstheim verließ, vertraute sie dem Fräulein ihre bevorstehende Verbindung mit dem Rittmeister, doch ohne ihr die nahe Verwandtschaft zu eröffnen, welche dieses Band zwischen ihnen knüpfen würde. Dieses Geheimniß gehörte der Baroninn zu, und sie erlaubte sich nicht, es ihrer künftigen Schwester zu offenbaren. Auguste war

Aber diese Nachricht entzückt. Adelbert, den sie seit einiger Zeit öfters in Ernestinens Gesellschaft antraf, besaß ihre ganze Hochachtung, und sie hatte sich schon einigemal über Vergleichen zwischen ihm und ihrem Bräutigam überrascht, die eben nicht zum Vortheil dieses letztern ausfielen. Doch der Mantel der Liebe deckte seine Fehler, und da Adelbert einige Jahre älter war, so glaubte sie dem Baron unrecht zu thun, wenn sie von ihm die Eigenschaften des reifen Mannes forderte.

Während Ernestinens Abwesenheit war der General mit den Anstalten zu seiner Abreise beschäftigt. Da sein Gut nahe an der Straße lag, die nach der Residenz führte, so sollten Ernestine und ihre Freundin bei ihm einkehren, und einige Tage, wie er sagte, seine Soldatenkost versuchen. Dagegen versprach er ihnen, sie alsdann mit dem Rittmeister in die Hauptstadt zu begleiten, und bei Ernestinen sein Quartier zu nehmen. Er hatte ohnehin einige Geschäfte bei Hofe, und seit einigen Wochen mit dem Minister verschiedene Briefe gewechselt, von deren Inhalt er, wider seine Gewohnheit, dem Rittmeister nichts mittheilte.

Am Abend vor der Abreise war Adelbert eben bei Ernestinen, als Jacob und Lea sie besuchten. Sie kamen, um ihre Wohlthäter noch

einmal zu segnen. Lea nahm aus ihrem Körbchen zween Sträuße hervor, und gab sie Ernestinen und dem Rittmeister: es sind Blumen vom Grabe des Vaters; sie werden nur dem Scheine nach verblühen, und wenn Ihr freudensatt erwachet aus dem letzten Schlummer, so werdet Ihr sie wiederfinden in Euern Kronen. Tief gerührt versprachen sie dem guten Paar, es nie zu vergessen, und als Ernestine dem Weibe zum Abschied die Hand reichte, preßte sie gierig sie zwischen die ihrigen, und rief in einem extatischen Tone: trockne du noch viele Thränen ab, ehe der Herr dich zu sich zieht, um seinen Siegelring an deinen Finger zu setzen.

Indeß Adelberts Verlobte mit ihrer Gesellschaft nach dem Gute des Generals abreiste, schlug die Frau von Ellern den Weg nach Seeburg ein, um auf dem Schlosse alles zum Empfange ihrer neuen Schwiegertochter einzurichten. Adelbert und Ernestine sollten der Hochzeit als Freunde beizohnen, zuvor aber die ihrige, während des Generals Anwesenheit in der Stadt, und zwar in aller Stille feiern; denn die Baroninn sah wohl ein, daß weder sie, noch ihr Sohn, dabei erscheinen konnten, ohne ein lästiges Aufsehen zu erregen, oder wohl gar das Geheimniß ihrer Verhältnisse mit dem Rittmeister in Gefahr zu setzen. Der graue Held empfing seine Gäste mit väterlicher

Zärtlichkeit. Sein Landsitz glich einem wohlerhaltenen Ueberbleibsel des ehrwürdigen Alterthums. Seine Achtung für die Wohnung seiner Väter und sein eigener angeerbter Geschmack erlaubten ihm nicht, etwas daran zu modernisiren. Alles sah noch aus wie vor hundert Jahren, ohne das Gepräge des Verfalles zu tragen. Ueberall herrschte die größte Ordnung und Reinlichkeit, und die abgenutzten Geräthschaften wurden jederzeit durch ähnliche ersetzt, um die antike Harmonie nicht zu stören. Ernestine und ihre Freundin waren über diesen Anblick entzückt, und der gute Greis freuete sich, daß sie, wie er sagte, in seinem altfränkischen Neste das Vergnügen der Neuheit fanden. Das Ganze stand unter der Aufsicht einer rüstigen Haushälterinn, welche die Tochter jener Verwalterinn, die Adelberts erste Erziehung besorgte, und die muntere Gespielinn seiner Kinderjahre war. Sie wußte sich vor Freuden nicht zu fassen, als er ihr seine Braut vorstellte, und als Ernestine sie liebevoll umarmte, sagte sie schluchsend: o! warum hat meine gute Mutter diesen Tag nicht erlebt? Da hast du Recht, liebe Rose, rief der General; allein noch vor vier Wochen hoffte ich auch nicht, einen solchen Tag zu erleben. Aber gieb dich zufrieden; wenn ich hinüber komme, will ich deiner Mutter alles erzählen.

Vier Tage waren Ernestinen unter den seligsten Genüssen des Herzens verstrichen. Nun glaubte sie den General fragen zu dürfen, wann es ihm gelegen wäre, sie nach der Stadt zu begleiten. Ich erwarte, antwortete er, nur noch einige Briefe, welche morgen eintreffen müssen; dann wollen wir unsere Abreise festsetzen. Am folgenden Tage ward er vom Tische abgerufen; er kam erst nach einer halben Stunde zurück; seine Stirne war mit Schweiß bedeckt; ein geheimnißvolles Entzücken blitzte aus seinen Augen. Die Gäste sahen sich an; aber niemand erlaubte sich, ihn um die Ursache dieser heftigen Gemüthsbewegung zu fragen. Gegen Abend sagte er zu Ernestinen: Sie dürfen nicht von hier abreißen, meine Tochter, ohne das Gütschen Ihres Bräutigams zu sehen. Der Abend ist kühl und angenehm; lassen Sie uns einen Spaziergang dahin machen. In einem Viertelstündchen erreichten sie den Hof, der einer niedlichen Meierei gleich, die ein zwiefacher Zirkel von Akazien umringte. Der Greis führte sie im Hause herum, das mit allen Bequemlichkeiten versehen, und mit geschmackvoller Einfachheit, aber ohne Pracht meublirt war. Sie fühlten jenes süße Wohlbehagen, das man im Frühling beim ersten Lächeln der Natur fühlet, und glaubten nun den Schlüssel zu des Generals Geheimniß gefunden zu haben, als dieser

zu Ihnen sagte: bald hätte ich das vornehmste Zimmer, den Speisesaal, vergessen. Kommen Sie, kommen Sie, wenn Rose flug war, so hat sie uns einige Erfrischungen darinn aufgetischt. Sie folgten ihm; er öffnete die Thür, und das erste, was sie erblickten, war — Christianens Vater. Mit einem lauten Freudenrufe stürzten die zwei Freundinnen ihm entgegen: ey, um Gottes willen, Sie hier! rief Ernestine, indem sie dem ehrwürdigen Geistlichen zärtlich die Hand drückte. Diese angenehme Ueberraschung haben wir Ihnen, bester Vater, zu danken, sagte sie dann zum General. Es ist mein Briefträger, erwiederte dieser mit Lachen, und führte seinen Gast in des Rittmeisters Arme; sehen Sie, lieber Herr Pastor, dieses ist der brave junge Mann, den Sie morgen mit Ihrer Ernestine trauen sollen. Mit flammendem Gesichte sahen Adelbert und Ernestine den General an. Ich scherze nicht, fuhr er fort, indem er einige Papiere aus der Tasche langte; hier sind Briefe und Siegel. Es war eine fürstliche Consistorial-Erlaubnis, welche die Verlobten von den Formlichkeiten des Aufgebots dispensirte, und den Pfarrer bevollmächtigte, die Trauung außer seiner Gemeinde vorzunehmen. Sie sagten neulich, liebe Tochter, daß der Vater Ihrer Freundinn Sie einsegnen müsse. Da dachte ich, er kanns hier eben

so gut, und noch besser als in der Stadt thun, Sie wollen ja ihre Hochzeit in der Stille feiern. Eine reizende Bestürzung band Ernestinen die Zunge. Alles vereinigte sich, um ihre Einwilligung zu erhalten. Nach einigen Augenblicken ergriff sie ihren Geliebten bei der Hand, und zog ihn mit sich in des Generals Arme. So, meine Tochter, sprach dieser, indem er sie an sein Herz drückte, ich danke Ihnen, daß Sie meine Vaterfreude vollkommen machen wollen; doch ich sehe, Rose hat meine Gedanken errathen; seht Euch, meine Lieben; bei Tische läßt sichs am besten schwätzen. Die Tafel war mit Blumen bestreut und mit Obst und andern Erfrischungen zierlich besetzt. Man aß wenig und sprach wenig; man hatte sich nichts mitzutheilen; die wonnetrunkene Seele konnte nur ihrer selbst genießen. In allen Augen funkelte das Vergnügen, und der General weidete sich mit väterlichem Wohlgefallen an der himmlischen Scene.

Die Dämmerung war schon angebrochen, und die Strahlen des Vollmondes versilberten die Flur, als die Gesellschaft nach dem Schlosse zurückkehrte. Der General führte Ernestinen in sein Cabinet, und winkte dem Rittmeister, ihm zu folgen. Jetzt ist es Zeit, mein Sohn, sagte er zu ihm, daß ich meine Vormundschaft niederlege. Ich hätte es schon eher thun sollen; allein bisher brauchtest du

dein Capital nicht, und ich dachte, je länger ich es arbeiten lasse, desto höher wird es anschwellen. Er übergab ihm eine Verschreibung von zwei tausend Ducaten; und damit Ihr, liebe Kinder, so fuhr er fort, euch um so eher bewegen lasset, mir jedes Jahr drei Monate zu schenken, so setze ich euch von heute an in den Besiß eures Gütchens. Ich liebe weder die Residenzen, noch die Nachbarschaft der Residenzen; nur hier werde ich mit euch mich meiner Verjüngung ungestört freuen können. A d e l b e r t und E r n e s t i n e wollten Einwendungen machen; allein vergebens. Um den edeln Greis nicht zu kränken, mußten sie die Schenkungsacte annehmen.

Hierauf überreichte er E r n e s t i n e n eine mit Perlen gestickte Briestrasche, die er insgeheim durch C h r i s t i a n e n s Vater hatte bestellen lassen. Sie enthält das Brautgeschenk eines Soldaten; ich bin gewiß, daß Sie es nicht ausschlagen werden. E r n e s t i n e öffnete sie, und zog ein Hofdekret heraus, wodurch A d e l b e r t, mit Beibehaltung seines vollen Gehalts, dem General, der Inspector der Cavallerie war, zum Adjutanten zugegeben, und aller übrigen Kriegsdienste überhoben wurde. Sie kommen, lieber Vater, meinem letzten Wunsche zuvor, rief E r n e s t i n e mit Freudenthränen; es wäre mir gleich schwer gefallen, von meinem A d e l b e r t Monate lang getrennt zu seyn, oder mit ihm fern vom

eigenen Herde in einer Garnison zu leben. Noch aber hatte ich den Muth nicht, mit Ihnen davon zu sprechen. Das dachte ich wohl, erwiederte der Greis; nun begleitet er mich des Jahrs einige Wochen lang auf die Revüen; ich hole ihn bei Ihnen ab, und bringe ihn wieder zurück. Dann folgt Ihr mir beide hieher. Der Edle verbarg ihnen, und Adelbert erfuhr es erst spät, daß er eine ihm zuerkannte Zulage ausschlug, um, ohne die Staatskasse zu beschweren, diesen Plan durchzuführen.

Still und heiter, wie die Natur ihre Feste feiert, wurde der schönsten Liebe Krönungstag begangen. Der General führte Ernestinen zum Altar. Sie erschien in eben dem Anzuge, den sie an dem Tage trug, da sie ihren Geliebten zum erstenmal im Concert sah, und auch jetzt lag Reynolds Bildniß auf ihrem Herzen. Der wackere Pfarrer des Orts und der Gerichtsverwalter waren die einzigen Fremden, die der Feierlichkeit als Zeugen und dem Hochzeitmahl als Gäste beiwohnten. Es wurde weder gezecht, noch getanzt, noch gespielt, und dennoch blieb die Gesellschaft bis an den späten Abend beisammen. Am folgenden Tage gab der General den Jünglingen und Mädchen seines Dorfes ein Fest, daran auch die Alten Theil nahmen. Ernestine sah mit der Gesellschaft dem Tanze zu, der auf dem Schloßplaze um eine große Linde gehalten

ward, und weidete sich an den mannigfaltigen Sätzen, womit die Freude sich auf die Physiognomien trugte. Unter den jungen Dirnen bemerkte sie eine schmucke Brunette, auf deren Stirne eine traurige Wolke ruhte, und die am öffentlichen Vergnügen bloß den Antheil des Wohlstandes zu nehmen schien. Bisweilen überraschte sie sich selbst über ihrer Schwermuth, und zwang sich, dem Brautpaar oder dem General einen heitern Blick zuzuwenden. Ernestine beobachtete sie lange, und fragte endlich den Pfarrer, ob er nicht wisse, warum das artige Mädchen ein so betrübtes Gesicht mache? Das glaube ich zu errathen, antwortete er; der junge Purche, der ihr nicht von der Seite weicht, ist ihr Freier, den sie nicht liebt; und dort von ferne steht ihr Geliebter, den sie nicht lieben soll. Dieser ist arm, darum will ihr Vormund nicht in die Heirath willigen; jener hat ein paar hundert Gulden, darum soll ihr Herz ihn vorziehen. Ich habe mich bisher ohne Erfolg des guten Kindes angenommen, allein ich hoffe, die Rückkunft des Herrn Generals werde der Sache eine andere Wendung geben.

Ernestine. Steht ihr Geliebter in einem guten Hause?

Pfarrer. O ja; es ist ein wackerer, arbeitssamer Jüngling, an dem der Vormund selbst nichts als seine Armuth auszufehen weiß.

Ernestine. In diesem Falle, lieber Herr Pfarrer, bitte ich Sie, noch einmal mit dem Manne zu sprechen, und ihm zu sagen, daß dem jungen Menschen ein Erbe von zwei hundert Gulden zugefallen sey, die ich Ihnen heute noch zustellen werde. Beharrt er auf seiner Weigerung, so ist es dann Zeit genug, den Herrn General zu Hülfe zu rufen.

Pfarrer. Ich brauche nicht weit zu gehen; dort sitzt er am Sektische, und läßt sich wohl schmecken.

Welten stuzte anfangs über die Nachricht von Christels Erbschaft. Allein er besann sich bald: vielleicht sagt er nur so, antwortete er, um Lieschen in ihrem Ungehorsam zu bestärken. Ihr könnt, erwiederte der Pfarrer, das arme Mädchen zwingen, seine Heirath mit Christel bis zu seiner Volljährigkeit zu verschieben; aber zwingen könnt ihr es nicht, einen andern zu heirathen, und wenn der gnädige Herr erführe, daß ihr Härte gebrauchtet

Welten. Gott behüte! Der gnädige Herr soll nichts erfahren; denn ich möchte gerne meine Pacht erneuern. Da könnten Sie, Herr Pastor, auch ein gutes Wort für mich sprechen.

Pfarrer. Ich kann und will es thun, auffer wenn

Welten. Außer wenn! Was meinen Sie damit?

Pfarrer, wenn etwa der Herr General Christeln zum Pächter annehmen wollte. Ihr wißt, er verpachtet seine Felder gern an Arme, damit sie reich dabei werden.

Welten. O Christeln fürchte ich nicht; der wäre froh, wenn er mein Großknecht werden könnte. Zweihundert Gulden können ihm wenig auf die Beine helfen.

Pfarrer. Ich kenne jemanden, der ihn nöthigenfalls noch zweihundert vorschießen, oder gar bei dem gnädigen Herrn Bürgschaft für ihn leisten würde.

Welten. Vertrakt! Wissen Sie was, Herr Pastor, ich will das Ding überlegen und Ihnen morgen Bescheid bringen.

Der Pfarrer stattete Ernestinen vom Fortgange seiner Unterhandlung Bericht ab. Freudig stellte sie ihm die zweihundert Gulden zu, und bat ihn, nur die Sache, wo möglich, am folgenden Tage in Richtigkeit zu bringen, weil der General mit ihnen in die Stadt reisen, und alsdann dem schlauen Welten weit weniger furchtbar seyn würde. Ernestine sprach mit Adelbert von der Sache, und dieser übernahm es, das junge Paar dem Schutze seines Pflegevaters zu empfehlen.

Schon mit dem frühen Morgen trat Welten, von Christeln begleitet, in des Pfarrers Stube. Christel hat Sie mit Lügen berichtet, Herr Pastor; ich wollte ihm gestern Abends ein bißchen auf den Zahn fühlen, und wünschte ihm Glück zu seiner Erbschaft. Er wurde roth wie ein Truthahn, und versicherte mich, daß er von keiner Erbschaft wisse. Ist's nicht wahr, he?

Christel. Nein, ich weiß von keiner, und habe auch nie gesagt, daß ich eine Erbschaft gethan habe.

Welten. (triumphirend.) Da hören Sie's.

Pfarrer. Und dennoch, Welten, habe ich euch die Wahrheit gesagt, Christel weiß noch nichts von der Sache; das Geld wurde mir gestern, als dem Pfarrer des Orts, zugeschickt, und liegt hier in meinem Pulte.

Christel. Ist's möglich? lieber Gott! und von wem denn? vermuthlich vom alten Vetter in Amerika. Er hat schon lange nicht mehr geschrieben.

Pfarrer. (lächelnd.) Mag seyn. Allemal ist es ein Geschenk, womit die göttliche Vorsehung, dir, guter Christel, beweisen wollte, daß sie dich nicht vergessen hat. Hoffentlich, Welten, werdet ihr euch nun seiner Heirath mit Lieschen nicht länger widersetzen?

Das wird er nicht, ertönte die ernste Stimme des Generals, der im Schlafpelz und mit einer lan-

gen Pfeife im Munde hereintrat. Adelbert hatte ihn von allem unterrichtet, und nun kam er, um mit dem Pfarrer das Weitere zu verabreden. Welten stand wie ein Missethäter da, und hielt seinen Hut vor die Brust. Das wird er nicht, wiederholte der General, nicht wahr Welten? Christel war immer ein braver Junge, Lieschen ist ihm gut und ich auch. Die erste Stelle, die unter meinen Forst-Fnechten aufgeht, soll er haben; es sey denn, daß ihr mich zwinget . . . ihr versteht mich schon.

Welten. Ach ja, gnädiger Herr, ich wußte ja nicht, daß Sie . . .

Zitternd vor Freuden und Erstaunen trat nun Christel näher, und wollte dem General den Schlafrock küssen.

Der General. Laß die Poffen seyn, mein Sohn, sey ferner brav, und bringe nach Tische dein Mädchen zu mir. Ihr, Welten, bringt euern Pachtbrief mit; ich will ihn euch auf drei Jahre verlängern. Adieu, Herr Pastor, ich empfehle Ihnen die jungen Leute. Wenn ich aus der Stadt zurückkomme, müssen sie ein Paar seyn. Rose wird für das Hochzeitmahl sorgen. Doch davon wollen wir bei Tische sprechen.

Der ist kein Jacob, sagte der General, als er der Gesellschaft mit froher Miene seine Unterredung

mit Welten erzählte; allein wenn alle meine Bauern unserm Jacob glichen, so würde ich mich der Sünde fürchten, ihr Herr zu heißen. Nach Tische erschien Welten, vom jungen Paare begleitet. Die Wolke auf Lieschens Stirne war verschwunden; eine sanfte Röthe färbte ihr gestern noch blaßes Gesicht. Sie wollte dem General einige Worte des Dankes lassen; er unterbrach sie: nicht mir, sondern diesem Engel da hast du dein Glück zu danken. Es ist mir leid, daß ich nicht reden darf. Ernestine warf ihm einen flehenden Blick zu, und ließ sich mit dem Mädchen in ein freundliches Gespräch ein, indeß er dem Vormunde die Pachtverlängerung ausfertigte. So war der letzte Tag wie der erste; so war jeder der geheimen Eilboten einer, die dem Tugendhaften voran fliegen, um ihn am Gestade der Ewigkeit zu bewillkommen.

Als am folgenden Morgen die Gesellschaft abreiste, erwartete sie am Ende des Dorfes eine zwiefache Reihe junger Mädchen in Feierkleidern, die Blumen auf ihren Weg streuten. Der General befahl, langsam zu fahren. Lieschen war mit darunter. Sie nahm eine Blume aus ihrem Körbchen, ließ eine dankbare Thräne darauf fallen, und warf sie Ernestinen in den Schooß. Zu gleicher Zeit kamen die jungen Pürschen, die sich in einer Neben-

gasse verborgen hielten, hinter dem Wagen hergesprengt, und begleiteten ihn bis auf das nächste Dorf. Rose hatte insgeheim diese Scene veranaltet, die ihre Wirkung nicht verfehlte. Es war schon spät, als man die Hauptstadt erreichte. Himmlische Freude glänzte auf Ernestinens Gesicht, als sie ihren Gatten und ihren väterlichen Freund in ihre Wohnung einführte, wo Christianens Vater vor seiner Abreise alles zu ihrem Empfange angeordnet hatte. Ich fühle, sagte der General, indem er sie umarmte, daß ich hier daheim bin. Wäre das große Haus dort (er wies auf das gegenüberliegende fürstliche Schloß) nicht so nahe, so würden hundert Pferde mich nicht mehr fortbringen.

Des andern Tages begab er sich nach Hofe und stellte den Rittmeister dem Landesherrn vor, der ihn mit rührender Güte empfing, und ihm zu seiner Verbindung Glück wünschte. Beide wurden bei der Tafel behalten und der General ward ein für allemal vom Fürsten eingeladen. Ihnen, sagte er zum Rittmeister, darf ich das nicht zumuthen; wenn man eine so liebenswürdige Gefährtin zu Hause hat, so hat man an jedem andern Orte lange Weile. Das habe ich wohl gedacht, rief der gute Alte, als er des Abends zu Ernestinen zurückkam; hier sind wir nicht unser; machen Sie ja, liebe Tochter,

daß wir bald auß Land fliehen, sonst geht es mir wie jenem armen Schelm, von dem mein Hofmeister mir erzählte, daß die herrlichsten Früchte ihm vor dem Munde schwebten, ohne daß er sie erschmecken konnte. Lieber wollte ich hundert Meilen von Ihnen entfernt seyn, als unter Ihrem Dache wohnen, und ganze Tage Ihres Umgangs entbehren. Morgen, nicht später als morgen, antwortete Ernestine, wollen wir mein Gartenhaus beziehen. Dieses geschah. Christiane allein begleitete die Glücklichen, und nur ihr Vater verstärkte von Zeit zu Zeit den traulichen Zirkel.

An einem lieblichen Morgen, den die Hymnen der Vögel begrüßten, ergriff Ernestine den General und ihren Gatten am Arme, und führte sie schweigend durch den Garten in das mit hohen Gebüsch verzaunte Heiligthum, das Reynolds Denkmal verbarg. Beide waren überrascht, und standen lange schweigend vor dem sprechenden Monumente. Lassen Sie uns auf dieser Rasenbank ausruhen, sagte Ernestine; ich habe meinem Adelshert versprochen, daß er den hier auf der Urne näher kennen lernen soll. und auch Sie, guter Vater, müssen ihn näher kennen. Nun erzählte sie ihnen die Geschichte ihrer Jugend und ihrer ersten Ehe. Mit Flammenzügen schilderte sie Reynolds

Karakter, und die Scene seines Todes. Als sie fertig war, küßte Adelbert das Bild des Edeln, und der General rief mit einer heitern Thräne im Auge: auf den Mann freue ich mich, denn mein Herz sagt mir, daß wir zusammenkommen werden. Sehen Sie, liebes Kind, ich war mein Tage kein Raucher; allein wenn mir einer die Hoffnung des Wiedersehens in einer bessern Welt abstreiten wollte, so würde ich mich, Gott verzeih mir's, noch auf dem Todsbette mit ihm herumschießen.

Der General verließ die reizende Stubelet nicht eher, als bis Ernestine Briefe erhielt, die sie und ihren Gatten zur Hochzeit des Kammerjunkers abriefen. Auch der gute Alte, von dessen neuen Wohlthaten sie ihrer Schwiegermutter Bericht ertheilt hatte, wurde dazu eingeladen. Viel Ehre, sagte er; allein ich gehe nun zu keiner Hochzeit mehr. Die Baroninn ist eine brave Frau; ihr Sohn, das hoff ich, wird ein braver Mann werden. Allein wenn ich hinkäme, würde ich eine sehr dumme Rolle spielen. Im Kriege kam ich wohl eher neben einem Schust zu stehen, und mußte mir's gefallen lassen; aber aus freier Wahl möchte ich neben einem Forstheim keine Pfeife Taback rauchen. Nein, nein, wir reisen mit einander bis auf die nächste Station; dann rechts und links schwenkt euch, marsch! Künf-

tigen Frühling, liebe Kinder, sehn wir uns, wills Gott, wieder.

Der Tag der Trennung war der erste trübe Tag, der auf so viele heitere folgte. Adelbert, der seit seinem Eintritt in das Jünglingsalter nur selten und nie lange von seinem Wohlthäter getrennt war, fühlte die Schmerzen des Abschieds eben so lebhaft als Ernestine, die einige Minuten lang schweigend am Halse des Greises hieng, und dann sich in ihren Wagen stürzte. Den übrigen Theil der Reise erheiterten sie sich mit den Ausichten des Wiedersehens und mit Plänen der thätigen Tugend. Nur als sie das Schloß Seeburg erblickten, bekam Ernestine ein wenig bange. Die stillen Wonnetage, die sie verlebt hatte, stachen zu sehr von dem brausenden Fest ab, daß sie erwartete; allein die liebevolle Freude, womit die Baroninn und ihr Sohn, vornehmlich aber Auguste, sie empfingen, zerstreute diese Wolke. Indem das holde Mädchen sie küßte, flüsterte sie ihr ins Ohr: willkommen, liebste Schwester! Dieser Gruß entzückte Ernestinen; er belehrte sie, daß ihr die Baroninn ihr Geheimniß anvertraut habe, und nahm alle Fesseln des Zwanges von ihrem Herzen. Weit vergnügter, als sie es gehofft hatten, verstrichen ihnen die Tage der Hochzeit. Die Gesellschaft war zahlreich, aber eben dess

wegen konnten Adelbert und seine Gattinn sich um desto zwangloser die ihrige wählen. Ernestine erregte ein allgemeines Aufsehen; die Herren Cavalliere fanden sie bezaubernd: den jungen Damen entwischten zwar anfangs einige scheele Blicke, allein die anspruchlose Simplicität der schönen Bürgerinn, ihre zuvorkommende und doch bescheidene Freundlichkeit, hatten sie bald mit ihren Vorzügen ausgesöhnt; und es gab sogar ein paar gute Kinder von Fräulein, die sich an sie anschmiegen, und Augusten Glück wünschten, eine solche Freundin zu haben.

Auf die Scenen des Geräusches folgten sanftere und reinere Freuden; zumal da selbst Herr von Forstheim nach einigen Tagen abreiste, um sein Krummnet einzuthun. Angenehme Grazie, ungeordnete Concerte wechselten mit den traulichen Unterredungen, in denen Ernestine nach und nach die Verlegenheit ablegte, die sie anwandelte, wenn sie sich zufälligerweise mit dem Baron allein befand. Dieser liebte seine Gemahlinn zärtlich; aber für Ernestinen wuchs seine Verehrung mit jedem Tage. Ohne es zu wollen, erhielt sie eine Gewalt über ihn, die ein weniger edles Weib als Augusten beunruhigt haben würde. Sagte er eine Unbesonnenheit, so durfte sie nur lächeln, und er suchte sie herumzudrehen oder gestand sie ein. Ein flacher schillernder Charakter, der,

wie das Chamäleon, seine Farben von außen empfängt, kann durch den beständigen Umgang mit denselben Menschen nach und nach eine bleibende Tinte erhalten. So gieng es dem Kammerjunker. Er und Auguste brachten die meisten Abende des folgenden Winters in Adelberts und Ernestinens Gesellschaft zu, und als die Baroninn sie nach einigen Monaten besuchte, fand sie ihn so sehr zu seinem Vortheil geändert, daß sie diese Veränderung Ernestinen als die größte Wohlthat anrechnete die er von ihr empfangen hatte. Freilich blieb er immer ein etwas fremdartiges Glied des geweihten Zirkels; allein er entstellte ihn nicht, und selbst der General, als er im Frühling Adelberten abholte, bemerkte diese Verwandlung und lernte ihn schätzen.

Die Prophezeiung des trefflichen Greises ward erfüllt. Er lebte noch zwölf Jahre, glücklicher, als er nie gelebt hatte. Er sah die vier hoffnungsvollen Kinder seiner Lieblinge unter seinen Augen aufwachsen, und schob mit den beiden erstgeborenen Kegel, wenn sie ihn mit ihren Eltern besuchten. Selbst sein letzter Wunsch ward ihm gewährt; er starb in Adelberts und Ernestinens Armen. Nach seinem Tode verließ Adelbert den Kriegsdienst, um ganz für seine Gattinn und seine Kinder zu leben. Jetzt erscheinen diese, von zehn blühenden Enkeln beglei-

tet, bei den patriarchalischen Festen, womit jede merkwürdige Epoche der Familie gefeiert wird. An einem solchen Feste sagte neulich Ernestine zu ihrem Gatten, indem sie seine Silberlocke anlächelte; wohl uns, mein Adelbert! unser Frühling war schön, aber noch schöner ist unser Winter.

Charite.

Charite hatte ihren fünfzehnten Frühling erreicht, ohne ihr Herz zu fühlen. Ihr Blumenbeet und ihre Vogelhecke waren ihre einzige Freude; und indes Lylas und Eboris im verschwiegenen Busche sich küßten, und Daphnis der geschwägigen Echo seine Liebe zur jungen Maia vertraute, schlich Charite einer Grasmücke nach, um ihr Nest zu entdecken, und es auszunehmen. Eines Tages hatte sie eine Nachtigall verfolgt, und nach langem Suchen endlich ihr kleines Wochenbett in einem dunkeln Buchenhag ausgeführt. Sie trat hinzu; sie fand die junge Brut schon mit Federn bedeckt. Sie hüpfte vor Freuden, und wies in Gedanken ihre Beute schon ihrer Mutter und ihren Gespielinnen; weil es aber schon spät war, so besann sie sich, und dachte, es wird besser seyn, wenn ich den Morgen erwarte, um meinen Schatz zu heben. Diese Nacht mögen die lieben Kleinen noch unter den Flügeln ihrer Mutter zubringen.

Charite kehrte in ihre Hütte zurück; allein sie konnte nicht schlafen. Immer dachte sie an ihre Vögel. Ich hatte doch Unrecht, sagte sie, daß ich das Nest nicht gleich mitnahm; kann nicht ein vorzüglicher Schäfer es nach mir ausgepäht und fortge-

tragen haben? Kann er mir nicht morgen noch zuvorkommen? O, das wäre traurig! Noch nie habe ich so schöne Nachtigallen gesehen; zu dem sind sie schon flüch; wer weiß ob sie nicht beim ersten Morgen mit ihrer Mutter ausflogen. Dieser Gedanke ließ ihr keine Ruhe. Kaum graute der Tag, so sprang sie aus dem Bette; sie warf ein dünnes Gewand um, und schürzte ihre Haare, blond, wie der Aehrenkranz der Ceres, in einen wallenden Knoten. Jetzt verläßt sie ihre Hütte, frischer und glänzender, als die bethauten Wiesenblumen, über die ihre besflügelte Sohle hinweaschlüpfte. Schon erreicht sie den Busch, der das Nest verbirgt. Mit klopfendem Herzen tritt sie hinzu: ach, sagte sie leise, wenn sie geraubt oder ausgeflogen wären! Ein leises Geziäch ertönt aus der dämmerichten Hecke. Ah, sie sind noch hier, lispelt sie wonnezitternd; kommt, kommt, ihr lieben Kleinen, nun will ich eure Mutter seyn. Bei diesen Worten löst sie das Nest von den Zweigen, die es trugen, und hüllt es in ihr Gewand, das sie mit beiden Händen zusammenhält, und leicht, wie ein Zerblr eilt sie damit ihrer Hütte zu. Bei der Schnelligkeit ihres Laufes verdrückt sich ihr Kleid, und öffnet den kleinen Gefangenen ihren Kerker; sie arbeiten sich zwischen den lockern Falten hervor, und zwingen Chariten, stille zu stehen. Schon flattert

einer über ihren Kopf weg, der andere setzt sich auf ihre Schulter, ein dritter taumelt zur Erde. Charite weiß sich nicht zu helfen; sie möchte sie alle auf einmal fangen. Bald aber verliert sie die Hoffnung, und will wenigstens nur Einen retten; sie läßt ihr Gewand fahren, und nun entschlüpfen auch die beiden übrigen dem Neste. Sie hascht rechts und links, bald nach diesem, bald nach jenem, und endlich gelingt es ihr, zweien von den kleinen Flüchtlingen zu ertappen.

Nun will sie ihren Weg fortsetzen; ein ängstliches Gewinsel hält sie zurück. Sie horcht der Stimme des Jammers entgegen, und verfolgt mit beklemmter Brust ihre Fährte. Jetzt erblickt sie hinter einem Zaune die arme Cleone, auf einen Stab gestützt. — Sie zählte kaum vierzig Sommer; aber ein unglücklicher Fall auf dem Eise hatte ihren Fuß gelähmt. — Sie besaß nur eine einzige Ziege, von deren Milch sie sich nährte; sie weidete neben ihr, am Klee bewachsenen Rain, als ein fremder Hund sie verscheuchte, und bis in den nahen Wald versetzte. Die gute Wittve weinte; sie fürchtete die Ernährerin ihres Alters zu verlieren. Wie unglücklich bin ich! sagte sie zu Chariten, die sich ihr näherte. Ich hatte sieben Schaafe und zwei Ziegen; die Seuche, die voriges Jahr unter den Heerden

wüthete, hat mir alle wegrafft, bis auf eine einzige Ziege. Sie tröstete mich, denn sie gab mir täglich das Wenige, was ich brauche; sie war meine treue Gefährtinn; des Tages wich sie nicht von meiner Seite, des Nachts folgte sie mir in meine Hütte; sie legte sich neben mich, wenn ich am nächtlichen Feuer spann, und auf meinem Lager wärmte sie mich mit ihrem Odem. Wie wird es mir ergehen! wo soll ich nun meinen Unterhalt hernehmen? denn meine Ziege wird sich im Walde verlaufen, und den Wölfen zur Beute werden.

Die Schluchzer erstickten ihre Worte. Aber Charite faßte sie bei der Hand und sagte: Sey ruhig, gute Mutter, ich will deiner Ziege nachsehen; du weißt, sie kennet mich, ich werde sie dir gewiß zurückbringen. Sie sprach es, und ließ ihre beiden Nachtigallen fliegen, und ohne die Antwort des frohstaunenden Weibes zu erwarten, sprang sie, wie ein junges Reh ins Gehölz, und suchte die Ziege mit eben der gierigen Emsigkeit, womit sie vor einer Stunde ihrem Nest nachspürte; sie durchstreifte das Dickicht, und achtete nicht der Dornen, die ihre Beine und ihre zarten Arme ritzten. Jetzt erblickte sie die Ziege, die am Rande einer Quelle grasete. Sie lockte sie an sich, und streichelte sie, und ließ sich von ihr die glühende Wange lecken; dann löste

Sie ihren Gürtel ab, knüpfte das eine Ende dem solamien Thier um den Hals, und leitete es am andern zum Walde heraus. Frohlockend und hüpfend brachte sie es der guten Eleone zurück, die das holde Mädchen in ihre Arme schloß, und Thränen des Dankes an seinem Halse weinte. Ach! sagte sie, nun bin ich Schuld daran, daß du deine Vögel verloren hast. Ein leiser Seufzer hob Chariteus Gewand; aber sie ersüßte den Seufzer, und dachte an die Freude der Wittve und lehrte mit frohem Herzen ihre Hütte zurück.

Die Zeit der Kirschen war vorbei, und die purpurne Pflaume fieng an, sich zu färben, als Ariston, der schönste und reichste Hirt des Gaues, mit seiner Heerde von einer fremden Flur zurückkam. Er hatte sie voriges Jahr in eine ferne Gegend getrieben, um sie vor der Seuche zu retten, und Pan, der Beschützer der Heerden, hatte sie gerettet. Sechzig Schafe und Ziegen hüpfen vor ihm her, ohne die Lämmer zu rechnen, die noch an ihren Müttern fogen. Alles lief zusammen, ihn zu bewillkommen; denn Ariston war gut und ein Freund der Götter. Des folgenden Tages opferte er ihnen drei Lämmer, weiß wie die Wolken des Himmels, und dreierlei geschmückte Schaalen mit Sahne. Die Hirten und Hirtinnen folgten ihm zum Altar, und stimmten

ten in seine Hymnen. Dann trat Ariston in den Kreis, und sprach: in acht Tagen will ich den jungen Hirtinnen ein Fest geben; frohe Tänze und muntere Wettgesänge sollen dabei abwechseln, und das schönste Schaf meiner Heerde soll der Preis der besten Sängerin seyn.

Nun übten die Mädchen sich die ganze Woche hindurch im Singen, und jede hoffte den Preis zu gewinnen. Charite, jünger als ihre Gespielinnen, und im Singen wenig erfahren, übte sich nicht. Was soll ich, sagte sie zu ihrer Mutter, mit Meisterinnen streiten, und statt des Preises nur Schaam erndten? Sie fuhr fort, ihrer Blumen zu warten, Vogelnester zu suchen, und ein Paar Turteltauben, die ihr Nachbar, der alte Philemon, ihr geschenkt hatte, aus ihrem Munde zu äßen. Ariston war ihr unbekannt; denn bei seinem Opfer war sie nicht zugegen; indeß ihre Mutter ihm beiwohnte, hütete sie die Wiege des kleinen Bruders. Dennoch freuete sie sich auf das Fest; sie wollte es als Zuschauerinn besuchen, und die Freude der Siegerinn theilen.

Als der Tag erschien, schmückte sie sich mit ihrem Feyerkleid; ein Röschchen blüdete in ihren Haaren, und ein Gewinde von Leukoien umgürtete ihre schlanken Lenden. Später, als ihre Gespielinnen,

lachte sie bei der großen Linde an, in deren Schattentenen die Jünglinge und Mädchen ihre Ringeltänze zu halten pflegten; denn sie hatte unterwegs einen jungen Sperling erblickt, der seine Flügel zum erstenmal zu versuchen schien. Er flatterte in den niedrigen Büschen umher, bis sie ihn endlich erhaschte, und in ihren Busen verbarg. Schon waren die Sängergewinnen, jede von ihrem Hirten geführt, vor die hohe Rasenbank getreten, die sonst den Flötenspielern zum Sitze, und nun dem Ariston zum Richterstuhle diente. Er grüßte sie mit freundlicher Miene, indes die neugierige Menge einen Kreis, gleich dem wachsenden Monde, hinter ihnen schloß. Zuerst feierten die jungen Hirten in einem Chore, von Flöten und Schalmeien begleitet, die Rückkunft Aristons, und jeder überreichte ihm einen Strauß von Immerichön, zum Zeichen unverwelflicher Freundschaft.

Nun hob der Wettgesang an. Phyllis besang die Liebe und ihre Seligkeiten; Chloe den Frühling; Galathee die ländlichen Freuden; Iris den Wasserfall am blumigten Hügel; Phöbe die Majestät einer stillen Mondnacht. Alle sangen lieblich und harmonisch, wie Philomele, und Ariston, der eine Rosenkrone in der Hand hielt, wußte nicht, welcher er sie aufsehen sollte. Jetzt erblickt er die junge Charite im Kreise der Zuschauer, und sein Auge bleibt auf

sie geheftet: wie schön ist sie, dachte er, welch ein Leben strahlt aus jedem ihrer Züge! Und diese offene, heitere Stirne. . . . Nie hatte die Unschuld einen schönern Thron! O, schade, schade, daß das himmlische Mädchen nicht mit um den Preis rang! Charite langte gerade jetzt ihren Sperling aus dem Busen hervor, weil er ihr zu warm gab. Es war der schalkhafte Amor, der diese Gestalt annahm, um das arglose Mädchen zu überraschen. Einen seiner Pfeile hatte er ihr und einen dem Ariston ins Auge gelegt und nun begegneten sich ihre Blicke, eben da Charite den kleinen Gefangenen küßte, der mit zuckenden Fittigen und lautem Gejäch in seinen schönen Kerker zurückkehren wollte. Ein Feuerstrom ergoß sich über ihre Wangen und ihr Auge senkte sich nieder auf ihren Blumengürtel, als Ariston ihr die freundlichen Worte zurief: Wie kömmt es, holdes Mädchen, dem Cythere noch mehr, als ihren Vogel, borgte, daß du nicht auch im Kreise der Sängerinnen stehest? Mit leiser, schüchternen Stimme antwortete Charite: ich kann nicht singen. Gern hätte sie mehr gesagt, aber die Glut, die ihre Wangen deckte, blißte nun durch alle ihre Adern, und ein süßes Leben ergriff ihre Nerven. Alle Blicke waren auf sie geheftet, als Cleone sich aus dem Gemenge hervordrängte. Ist es mir vergönnt, sagte sie zu

Ariston, mit den Kindern des Frühlings zu wetteifern, mit deren Locken der herbstliche Reif zu bleichen beginnt? Alles schwieg; die Sängertinnen sahen sich lächelnd an, und erwarteten unbesorgt den Ausspruch des Hirten. Warum nicht? antwortete Ariston. Wehe dem, der die Herbstblume verschmäh't, oder in der welkenden Rose die Tochter Florens verkennet! Nun trat Eleone, auf ihren Stab gelehnt, vor den Rasenthron; der Hauch des Phoebus schien sie zu begeistern; ihr Angesicht blühet, wie es an ihrem Brautfeste blühet, und eine unsichtbare Hand wüch'te von ihren Wangen die Furchen des Grams. Einst die lieblichste Sängertinn der Flur, sang sie noch jetzt, zwar nicht so hochtönend, aber eben so melodisch, eben so rührend, wie sie an der Wiege ihres Erstgeborenen sang. Ihr Lied feierte die Herzensgüte eines Kindes, das seine Lieblinge, ein Paar junge Nachtigallen, davon fliegen ließ, um die verirrt' Ziege einer armen Hirtinn aufzusuchen. Alle Herzen schmolzen, und kaum schwieg Eleone, so entstand ein allgemeines, frohes Gemurmel, das ihr im Voraus den Preis zusprach. Selbst die Sängertinnen drängten sich um sie her, und sagten, indem sie ihr liebevoll die Hände drückten: der Sängertinn der Tugend gebühret die Krone.

Während des ganzen Gesanges hatte Charite gezittert, und als Cleonens malerische Töne die Freilassung der beiden Vögel schilderten, hatte sie hastig ihre Hand geöffnet, und den Sperling entfliegen lassen. Nun stieg Ariston herunter von seinem Throne, und wollte Cleonen den Kranz aufs Haupt setzen. Sie hielt seine Hand zurück. Höre mich, Ariston, rief sie; ihr Schäfer und Schäferinnen, höret mich: Nicht dem Lobe der Tugend, sondern der Tugend gehöret der Preis. Dann wandte sie sich um, und ergriff Chariten am Arme, und führte das blasse, bebende Mädchen dem Hirten zu: Dieses ist das fromme Kind, das seine liebste Freude eines Hülflosen aufopferte, und diese Hülflose war ich. Charite ist die Urheberinn meines Liedes; sie hat die Krone verdient. Sie nahm sie dem wonnestausenden Ariston aus der Hand, und wollte sie Chariten aufsetzen, welche zurückwich, und ihre Lilienshände vor's Gesicht hielt. Da nahm Ariston das Wort, und sprach: Ein Gott ist unsichtbar unter uns gegenwärtig; er sagt mir, was ich thun soll. Jede von euch, ihr holden Mädchen, verdient den Preis des Gesanges; jeder widme ich ein weißes Lamm aus den schönsten meiner Heerde. Charite schlägt den Siegeskranz aus; wohlan, himmlisches Mädchen, so nimm ihn als Brautkranz von mir an.

Schön erröthend, wie Hebe, als der Vater der Götter sie seinem Sohne zuführte, stand Charite vor dem entzückten Hirten. Jetzt warf sie sich Eleonen in die Arme und verbarg das Gesicht in ihren Busen. Du, ehrwürdige Eleone, so fuhr Ariston fort, du die mir ihre innere Schönheit enthüllte, sey hinfort meine Mutter. Die Schäfer und Schäferinnen jauchzten dem Ariston Beifall zu, und begleiteten ihn und die süßbetäubte Charite in die Hütte ihrer Eltern. Thränen der Freude flossen auf das Herz ihres Kindes, und Thränen des Segens auf das Herz Aristons und nach zehn Tagen ward unter der großen Linde ihr Brautfest gefeiert.

Phanor und Dina.

In den letzten Jahren Belsazars, des Königs von Babel lebte unter den Gefangenen Juden Athaniel, ein Mann nach dem Herzen Gottes, den Bagoa, der Kämmerling des Königes, zum Hüter gesetzt hatte über seine Heerden. Und Athaniel hatte eine Tochter mit Namen Dina welche vierzehn Jahre alt und die schönste war unter allen Töchtern Jakobs. Als sie nun eines Tages Bagoa zu Tische diente, gefiel sie seinen Augen, und er gewann sie lieb, und wollte sie zu seiner Nebenweibe machen. Da fiel Dina vor ihm nieder, weinte und sprach: Herr, ich bin deine Magd, und mein Leben steht in deiner Hand, aber lieber will ich sterben, als in eine Sünde willigen gegen den Herrn, meinen Gott. Da lachte Bagoa des Mädchens, und entbrannte nur noch mehr in seiner Liebe; und als er des Abends Dina in seinem Garten antraf, wollte er sie mit Gewalt zu seinem Willen zwingen. Aber das Mädchen wehrte sich, und zog ein Messer aus seinem Gürtel, und verwundete damit den Kämmerling an seiner rechten Hand. Da ergrimmete Bagoa fast sehr, und ließ Dina greiffen, und in einen finstern Kerker werfen, daß sie darin verschmachten sollte. Das Mädchen aber hub seine Hände empor, und flehete

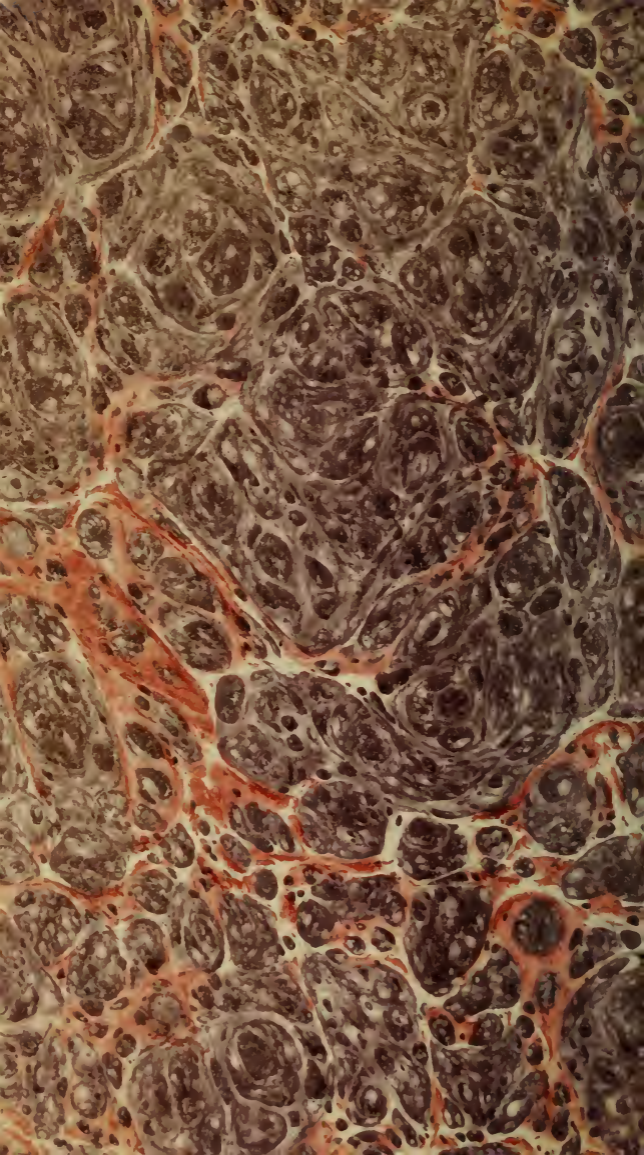
mit lauter Stimme zu dem Gott Jakob. Und der Gott Jakob erhörte das Gebet der Unschuld, und erweckte ihr einen Heiland, der sie erlöste aus den Banden des Todes. Phanor war es, der Sohn Bagoa's, ein frommer Jüngling, der ein Schüler war des Fürsten Daniels, welchen der König gesetzt hatte über alle Weisen im Lande. Und um die Mitternachtsstunde öffnete Phanor die Thüre des Gefängnisses und sprach leise zu Dina: Sey mir gegrüßet, du holde Jungfrau! siehe ich bin gekommen, deine Bande zu zerbrechen. Und er zog ihr einen von seinen Leibröcken an, und verstellte ihr Angesicht mit brauner Farbe, und steckte ihr seinen Siegelring an den Finger, und sprach weiter: Gehe hin, der Gott deiner Väter begleite dich, wende deine Schritte nach dem Palmehügel, im waldigten Thale gegen Aufgang; da wirst du finden die Seherinn Debora, die da ist die Wittwe des Weisen Sadrach's, eines Freundes meines Lehrers Daniel. Zeige ihr meinen Siegelring, und sprich zu ihr: Phanor, der Sohn Bagoa, des Kämmerlings, sendet mich zu dir, daß du mich verbergest in deiner Hütte, bis der Zorn seines Vaters sich gelegt hat. Dina segnete den Jüngling, und küßte den Saum seines Rockes, und eilte von dannen, wie ein Reh, das die Hunde des Jägers verfolgen. Sie that, wie ihr Phanor gesagt hatte,

und Debora nahm sie auf, wie eine Mutter ihre Tochter aufnimmt, und erzählte ihr, daß Phanor schon sieben Jahre seine Kniee nicht mehr beuge vor den Götzen, sondern dem Herrn, dem Gott Israels, diene. Es begab sich aber nach fünf Monden, daß Cores, der junge Perserkönig, auszog gegen Belsazar, den König von Babel, und ihn schlug mit seinem ganzen Heere, und Belsazar, der König, fiel durch die Schärfe des Schwerdts, und Bagoa fiel an seiner Seite, und alle seine Güter wurden ein Raub der Feinde. In denselbigen Tagen saß Dina bei Sonnenuntergang im Schatten der Palmen, und dachte an ihren Vater und an Phanor, den sie nie vergessen hatte, und sie dachte bei sich selbst: Ach, daß er ein Hirt wäre, so könnte die arme Dina ihre Schaafse weiden an seiner Seite. Als sie dieses dachte, siehe, da kam Athniel, ihr Vater, und Phanor den Hügel herauf, denn sie waren in das Gebirge geflohen vor dem Reissigen des Cores. Und Debora nahm sie freundlich auf, und that ihnen gutlich, und beherbergte sie in ihrer Hütte drei Monden lang. Cores aber ließ einen Befehl ausgehen durch das ganze Reich, daß die Kinder Israel heimzögen in das Land ihrer Väter, und wieder aufbaue ten den Tempel zu Jerusalem, den Nebucadnezar zerstört hatte. Da machte sich auch auf Athniel mit

Dina, seiner Tochter, und Debora, die Seberin, um heimzuziehen mit ihrem Volke. Phanor aber sprach zu Athniel: Lieber, gieb mir deine Tochter zum Weibe, und laß mich Euch geleiten in das Erbe Jacobs, auf daß ich daselbst dem Herrn diene in seinem Hause. Da ergriff Athniel die Hand seiner Tochter und die Hand ihres Retters, und legte sie beide in einander, und segnete sie und sprach: Der Herr laß es Euch wohl gehen auf Erden. Und sie zogen mit einander in die heilige Stadt und bauten sich daselbst Hütten. Phanor aber und Dina zeugten Söhne und Töchter, und stunden in großen Ehren bei dem Volke, und der Segen des Herrn war mit ihnen, darum, daß sie ihn fürchteten und in seinen Wegen wandelten.







PT
2445
P5A16
1810
Th.5-6

Pfeffel, Gottlieb Konrad
Prosaische Versuche

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW



D RANGE BAY SHLF POS ITEM C

39 11 07 05 13 006 2